Evangelium und Arbeit

Eine Apologie der Arbeitslehre des Neuen Testamentes

Von

Simon Weber

Doktor der Theologie, Domkapitular und Wirkl. Geistl. Rat
zu Freiburg i. Br.

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg

Zweite, verbesserte Auflage

Freiburg im Breisgau 1920
Herder & Co. G. m. b. H.
Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München und Wien

Evangelium und Arbeit

Evangelium und Arbeit

Eine Apologie der Arbeitslehre des Neuen Testamentes

Von

Simon Weber

Doktor der Theologie, Domkapitular und Wirkl. Geistl. Rat
zu Freiburg i. Br.

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg

Zweite, verbesserte Auflage

Freiburg im Breisgau 1920
Herder & Co. G. m. b. H.
Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 18 Decembris 1919

Fritz, Vic. gen.

Buchdruckerei von Herder & Co. in Freiburg i. Br.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Biblische Theologie und christliche Kulturphilosophie vereinigen sich auf den folgenden Blättern zur Betrachtung über den Arbeitsgeist des christlichen Glaubens. Nicht an Studierende der Theologie oder Geistliche allein richtet sich indessen das Buch, das hier in zweiter, vermehrter Auflage die Presse verläßt. Vielmehr möchte es allen, welche nach Stellung und Beruf oder gemäß ihrem Mitleben und Mitarbeiten an den Fragen des Glaubens und der Zeit über das Verhältnis der christlichen Religion zum Problem der wirtschaftlichen Arbeit sich ein Urteil bilden müssen, ein Führer sein und ihnen zu diesem Urteil biblisches und geschichtliches grundlegendes Material darbieten.

Das Manuskript der Neuauflage war im wesentlichen schon im Herbst 1915 fertiggestellt und erfuhr hernach nur noch wenige Zusätze, während der Druck des Krieges wegen verschoben werden mußte. Inzwischen hat die Entwicklung des Lebens selbst den Griffel erfaßt und über das Problem der Arbeit und die Aufgabe der Arbeit Zeugnisse niedergeschrieben, die ernster, eindrucksvoller und erschütternder keines einzelnen Schriftstellers Feder hätte zeichnen können. Wir haben es heute grell vor Augen, welche Wege der Arbeit ohne den Geist des Evangeliums sich auftun, und welche Früchte diese Trennung hervorbringt. Wird man sagen, daß die Zeitentwicklung diese Trennung als förderlich erweist? Wahrlich, wenn je, so sind wir heute darauf hingewiesen, nach einer Verbindung des Geistes, der aus dem Evangelium hervorgeht, mit dem Geiste des Arbeitslebens zu rufen. Der Gottesgeist des christlichen Glaubens und der Geist der Arbeit zusammen müssen zu rettenden Mächten unseres Lebens werden. Darum

wird das Buch keinen unnützen Gang tun, wenn es Leser sucht, denen die Frage Evangelium und Arbeit auf die Seele brennt.

Beim Erscheinen der ersten Auflage wurden manche Wünsche und Verbesserungsvorschläge laut. Soweit möglich haben sie Berücksichtigung gefunden. Nicht aber konnte es für zweckmäßig erachtet werden, daß die Ausführungen mit den Fragen der Evangelienkritik verbunden würden. Denn die Aufgabe, die im Buche erfüllt werden soll, ist nicht die, darzustellen, was ein zu konstruierendes Metaevangelium etwa über die Arbeit gelehrt habe, sondern was das geschichtliche, konkrete, im Neuen Testament gegebene Evangelium über die Arbeit lehrt. Dieses Evangelium ist die in der Geschichte der Kirche und der Völker lebende Macht, von der wir wissen wollen, ob sie eine Macht des Segens und Heiles ist. Darüber möge die Abhandlung Licht verbreiten zur Ehre Christi und seiner Kirche und zum Nutzen des Volkes, als Beitrag zur Überwindung von Vorurteilen und zur Entkräftung von Verdächtigungen über Christentum und Kirche, welche beim Arbeitsleben der Gegenwart nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Dieser Wunsch hat die erste Auflage bei ihrem Erscheinen begleitet. Er sei ebenso dieser zweiten mitgegeben.

Freiburg i. Br., am Feste des hl. Eusebius von Vercellä, am 16. Dezember 1919.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

---

1. Die Aufgabe.

Als Johannes der Täufer vom Gefängnisse aus Boten an Jesus Christus schickte mit der Frage: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten?“ da gab ihnen der göttliche Meister zur Antwort: „Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt.“[1]

Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Wie dem Täufer so tut sich uns in dieser Begebenheit ein Merkmal kund dafür, von wem Jesus gesendet ist.

„Den Armen, welche es nicht gezwungenerweise sind, sondern den Armen im Geiste und guten Willen, folglich auch den mildgesinnten und gelassenen Menschen, wie Hieronymus zu Isaias 61 übersetzt, wird die Gnade angekündigt und verheißen und dazu alle andern Güter des Evangeliums und das ewige Reich im Himmel. Für die Welt ist das seltsam und sehr wunderbar. Doch geradeso ist es ein Kennzeichen des Messias in der ihm zukommenden Art, wie es Isaias angegeben hat.“[2] Was der Exeget Cornelius a Lapide mit diesen Worten festgestellt hat, findet bei einem neueren Schrifterklärer die folgende Verdeutlichung: „Daß gerade den Armen, den leiblich und geistig Armen, d. h. den Demütigen, die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündigt wurde, daß nur diese empfänglich waren für die Lehre Jesus, war [ebenfalls] ein Zeugnis, daß Jesus kein Lehrer von dieser Welt war. Als bloßer irdischer Lehrer würde er ohne Zweifel zunächst an die Reichen und Gebildeten dieser Welt

---

[1] Matth. 11, 4 f. [2] Cornel. a Lap., In Matth. 11, 4.

sich gewendet haben und von diesen auch verstanden und aufgenommen worden sein; daß er aber an die Armen sich wandte und die Bettler zu Königen in seinem Reiche machte, das war und ist für die Welt ein fortwährendes Paradoxon, für die Gläubigen aber [im Zusammenhang mit seinem Gesamtauftreten] der sicherste Beweis für die Göttlichkeit seiner Lehre." [1]

Das Wort, mit dem in der griechischen Sprache der Begriff Arm ausgedrückt wird, ebenso das entsprechende Wort im Hebräischen und Aramäischen — in letzterer Sprache predigte Jesus — bezeichnet die Armut im Sinne des Mangels an Besitz und der Mittellosigkeit sowie im Sinne der damit gegebenen Niedrigkeit, Einflußlosigkeit und des Elends [2]; es kommt ihm aber an einigen Stellen auch der Sinn von geistiger Armut zu [3]. Der Sache nach sind bei Jesus jene gemeint, welche in ihrer Armut und Not zuversichtlich zum Himmel schauten und auf die Rettung dessen in Frömmigkeit warteten, der aller Schöpfer und allen wohl gesinnt ist, die ihm in Treue zugetan sind [4]. Solche, die mit ihrer Armut und ihrem Gedrücktsein den Geist aufrichtiger kindlicher Frömmigkeit verbanden, nicht an Gott verzweifelten, noch sich voll Trotz gegen ihn auflehnten, waren geeignet, das Evangelium zu erhalten.

Wer überlegt, wie groß der ewige Beruf des Menschen ist und wie weit die Adamskinder von diesem Berufe abgeirrt waren, wird mit tiefer Dankbarkeit Jesum preisen, der diesen Beruf wieder allen ins Bewußtsein rief und in seinem Geiste die Menschenwürde gerade im Geringen und Verachteten von neuem in ihre Rechte einsetzte.

Er wird an dem, was große Menschen suchten und wie sie es erstrebten, ermessen, welche Wege menschliches Denken weist. Jene erstreben Hohes mit Hohen, die Gemeinschaft der Gelehrten, der

---

[1] Bisping, Erklärung des Evangeliums nach Matthäus (Münster 1867) 251.

[2] Vgl. Is. 61, 1; 66, 2; Ps. 4, 12 13; 72, 4; Is. 57, 15; Matth. 19, 21; 26, 9 11; Mark. 10, 21; 12, 42; Luk. 6, 26. Siehe Schanz, Kommentar über das Matthäusevangelium (Freiburg 1879) 161 f.; Zahn, Das Evangelium des Matthäus (Leipzig 1905) 178 ff.

[3] Offb. 3, 17; vgl. 2 Kor. 8, 9.

[4] Vgl. Rogge, Der irdische Besitz im Neuen Testament (Göttingen 1837) 32.

Mächtigen und Reichen erscheint ihnen als der geeignete Boden für ihre Unternehmungen. Die große Masse der Armen und Ungebildeten hingegen betrachten sie als ungeeignet zur Pflege ihrer Ziele. Die hehre Gestalt Christi aber beugt sich hernieder in die tiefsten Niederungen des menschlichen Daseins, um aus dem Schutt und Staub das Ebenbild Gottes im Menschengeist zu erheben und es seiner angestammten Glorie zurückzugeben. Er ruft sie nicht nur zur Anteilnahme an den hehren geistigen Gütern, die sein eigen sind; er fühlt sich auch nicht zu hoch und erhaben, um sich selbst für den Ärmsten, Niedrigsten und Geringsten zu opfern. Wahrlich, das ist nicht der Geist dieser Welt, dieser Geist Jesu, der so leuchtend sich unterscheidet von dem Geist der Weisen der alten Welt, welche die Armut in die öde Kluft der Verachtung hinabgestoßen hatten. Unstreitig ist das ein Kennzeichen der Hoheit und Göttlichkeit der Sinnesrichtung Jesu Christi, daß sein Geist den höchsten Aufgaben des Lebens zugewandt war, und daß doch in ihm die Demut waltete, die zugleich die Not der Armen und Kleinen mit inniger Teilnahme schaut und als würdigen Gegenstand der Tätigkeit erfaßt[1].

Ein neues Licht ist für die Menschenwelt aufgegangen. Aber nicht die Flamme menschlicher Wissenschaft hat es entzündet. Es leuchtet aus höheren Welten auf die Bahnen der Sterblichen.

In dem sozialen Verhalten Christi suchen wir mit Recht einen Schlüssel, um das Verständnis seiner Persönlichkeit zu eröffnen. Zeigt das Walten der Sünde und ihres Herrn sich mit furchtbarer Klarheit in den Verheerungen und Verwirrungen auf sozialem Gebiete, soll es nicht der erhabene Vorzug des Göttlichen sein, daß sein Wehen segensreich in die gesellschaftlichen Verhältnisse eindringt?

Je tiefer die sozialen Verhältnisse das religiöse Leben, Sittlichkeit, Glauben und Hoffen beeinflussen, desto heller muß das Licht göttlicher Offenbarung auf diese Gebiete seine Strahlen werfen.

---

[1] Vgl. die ausführliche Schilderung des Charakterbildes Jesu im Sinne der inneren Kriterien in des Verfassers: Christliche Apologetik (Freiburg i. B. 1907) 224.

Mit dem Hinweise auf die Predigt des Evangeliums an die Armen hat Christus selbst die sozialen Wirkungen seiner Lehre zu einem Kriterium seiner Persönlichkeit erhoben. Er tat im Grunde dasselbe, als er den Satz aussprach: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige wird euch zugegeben werden.“ [1] Denn auch mit diesen Worten wird es als eine Eigenschaft des Reiches Gottes und seiner Gesetze hingestellt, daß es seinen gehorsamen Bürgern die nötigen Güter des irdischen Lebens vermittelt. Deshalb sucht die Apologetik [2] mit gutem Recht Beweisgründe für die Göttlichkeit der Offenbarung in der Trefflichkeit ihrer Lehren für das wirtschaftliche Wohlbefinden.

Gewiß ist es richtig: „Die Bibel ist kein Lehrbuch der Nationalökonomie. Schwärmer aller Art, vom beschaulichen Eremiten bis zum weltumwälzenden Kommunisten, haben sie als solches gefaßt und bestätigten unfreiwillig zuletzt doch nur das Wort St. Ulrichs: ‚Wenn man die Bibel zu sehr drücket, so läuft statt Milch Blut heraus.‘ Allein wenn uns auch die Schrift nicht den wirtschaftspolitischen, sondern den sittlichen Wandel lehrt, so muß doch die Moral in der Wirtschaftspolitik enthalten sein.“ [3] Die Sittenlehre der Offenbarung muß jene Grundsätze enthalten, auf denen sich ein gesundes, wirtschaftliches Leben aufbauen kann.

Die tiefste materielle Ursache des wirtschaftlichen Glückes und Fortschrittes ist die Arbeit. Die gesunden Verhältnisse der Arbeit bedeuten das Wohlbefinden der menschlichen Gesellschaft; ist das Arbeitsleben entartet, so leidet der gesellschaftliche Körper an tödlicher Krankheit.

„Die Arbeit ist die Grundlage der menschlichen Entwicklung. Das menschliche Geschlecht kann als eine Art aufgefaßt werden, die

[1] Luk. 12, 31.

[2] Vgl. Hettinger, Fundamentaltheologie [3] (Freiburg 1913) 359 ff. u. 29 ff. dazu S. Weber, Christl. Apologetik 188 u. 213 ff. Über die Natur der inneren Kriterien finden sich nähere Ausführungen in den Abhandlungen Webers: Sobre la prueba de la divinidad de la revelación deducida de criterios internos, in der span. Übersetzung der Apologetik (Barcelona 1914). Ferner Esser-Mausbach, Religion, Christentum und Kirche III (Kempten-München 1913) 354.

[3] Riehl, Die deutsche Arbeit [3] (Stuttgart 1884) 196.

sich dadurch von den tierischen Verwandten absonderte, daß sie die Gewohnheit des Arbeitens annahm, und von diesem ersten Schritt der Menschwerdung angefangen waren die Voraussetzungen und Formen der Arbeit schlechthin entscheidend für alle Lebensbedingungen derselben." So spricht der ungläubige Nationalökonom[1], wenn wir vom darwinistischen Irrtum in seinen Worten absehen, den Kern der Sache in seiner Weise treffend. Es stimmt ihm auch im wesentlichen der katholische Apologet bei: „Die Quelle des nationalen Wohlstandes, die Voraussetzung aller echten, die Gesamtheit des Volkes erhebenden Unabhängigkeit und Freiheit bildet die Arbeit."[2] „Der sittliche Entwicklungsprozeß des menschlichen Einzelwesens", sagt Rothe[3], der protestantische Moralist, und deutet damit auf einen neuen Gesichtspunkt hin, „vollzieht sich wesentlich dadurch, daß es sich (durch Arbeit) Eigentum erzeugt." Deshalb fand Ratzinger[4] mit gutem Recht im Worte Buffons, daß die Hand den Menschen zum Menschen mache, ein Körnchen Wahrheit. — Auch die Gesellschaft hat die Arbeit zur Grundlage. „Von allem Anfang liegt in Eigentum und Arbeit schon die Beziehung auf das Allgemeine, eine soziale Bedeutung."[5] Sie bestimmt in letzter Linie das wirtschaftliche Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit.

Wie gerecht die genannten Vorzüge von der Arbeit ausgesagt werden, zeigt sich leicht. Durch die Arbeit gewinnt der Mensch Herrschaft über die Natur, Eigentum, Sicherung für Zukunft, Selbständigkeit gegenüber den Mitmenschen, aber auch das Bewußtsein seines Könnens und das Gefühl für seine Verantwortlichkeit. Ihrer Natur nach ist die Arbeit bestimmt, für den Menschen ein Weg zur Freiheit zu werden. Unter ihrer Voraussetzung vermag er sich Ziele zu setzen und zu erstreben, unter ihrem Walten kann

---

[1] Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung (Leipzig 1886) 281.

[2] Hettinger, Apologie des Christentums V[9] (hrsg. von E. Müller, Freiburg i. B. 1908) 373.

[3] Christl. Ethik III[2] 207. Siehe Weiß, Apologie des Christentums IV (Freiburg 1904) 355.

[4] Die Volkswirtschaft in ihren sittl. Grundlagen (Freiburg 1895) 521.

[5] Weiß a. a. O. IV, 1. Teil: Soziale Frage und soziale Ordnung 308.

das gesellschaftliche Leben sich in dem Maße auf höhere Stufen erheben, als sie den Menschen verstattet, edle Ziele ins Auge zu fassen und in gemeinsamer Arbeit zu erreichen. Sie fördert den Austausch der Kräfte und die gegenseitige Verbindung derselben zur Organisation. Alle diese Erfolge der Arbeit sind geeignet, Antrieb und Förderungsmittel der sittlichen Entwicklung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Kein Wunder, daß die Stellung zur Arbeit den Völkern ihre eigentümliche Signatur aufdrückt. „Durch eigenartige Arbeit legitimiert sich eine Nation als Nation, durch Werke der Geistesarbeit, welche zu weltgeschichtlicher Bedeutung aufsteigen, erweist sich ein Volk als Kulturgroßmacht unter den Völkern.“ [1] „Jedes Volk arbeitet nach seiner Art. Der Griff, womit es die Arbeit anfaßt, der Blick, mit dem es die Arbeit erkennt, das Maß, mit welchem es Fleiß, Talent und Erfolg wertet, sind Urkunden seiner tiefsten Charakterzüge. Die Seele des Volkes springt aus seiner Idee, wie aus seiner Praxis die Arbeit. Darum kann man ebensogut Volkskunde im Erforschen der Volksarbeit studieren, wie die Lehre und Geschichte der Arbeit in der Volkskunde neue und reiche Quellen suchen muß.“ [2]

Bei dieser grundlegenden Bedeutung der Arbeit für das wirtschaftliche Leben, bei ihrer sittlichen Bedeutung für das Wohl der Menschheit muß man ganz besonders die Lehre über die Arbeit ins Auge fassen, wenn man eine theologische Untersuchung über die Stellungnahme der Offenbarungslehre zu den Bedingungen des wirtschaftlichen Fortschrittes und Gedeihens anstrebt. Steht jene im Einklang mit der unerläßlichen Voraussetzung des wirtschaftlichen Gedeihens, des kulturellen Fortschrittes, mit den Forderungen der von der Idee der Humanität gewollten Entwicklung der Zivilisation? Das ist die Frage, deren Verneinung mit der Behauptung der Göttlichkeit der Offenbarung unvereinbar wäre. Da die Offenbarung in Christus den Höhepunkt erreicht hat, ist bei Beantwortung dieser Frage in erster Linie die Lehre Jesu Christi selbst in Rechnung zu

---

[1] Riehl, Die deutsche Arbeit 98. [2] Ebd. 1.

ziehen. Die Worte „Evangelium und Arbeit" wiegen die Worte „Offenbarung und Arbeit" auf, wenn wir unter dem Worte „Evangelium" die Heilslehre Christi verstehen. Wir fassen demgemäß das Wort Evangelium nicht als Bezeichnung der also genannten Schriften des Neuen Testamentes, sondern begreifen unter ihm überhaupt die neutestamentlichen Berichte über die Taten und die Lehre Jesu. Dagegen hält uns von einer Ausdehnung des Wortes auf die außerbiblische Tradition der Lehre Jesu der apologetische Zweck der Untersuchung zurück.

Unverweilt will der Historiker uns zu Hilfe kommen. Ja, er nährt in sich die stille Hoffnung, die Frage ganz allein auf geschichtlichem Boden lösen zu können, ohne die exegetische Wissenschaft zu Rate ziehen zu müssen. „Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes sind nur die Außenseite des inneren Geisteslebens; sie sind durch dieses Geistesleben bedingt", sagt er mit Masaryk[1]. Wohlan, die Geschichte lehrt: „Das Christentum ist die Religion der Arbeit."[2] „Alle Elemente des Einflusses haben ihre Heimstätte innerhalb des christlichen Gebietes. Die Kunst, die Literatur, die ordnungsgemäß betriebene Industrie, Erfindung und Handel sind fast ganz christlich. Im Christentum allein scheint eine unerschöpfliche Kraft weltumspannender Tätigkeit zu liegen. Die Völker des Christentums sind fast überall Schiedsrichter über das Schicksal der nichtchristlichen Nationen." Diese glanzvolle Arbeitsenergie, wie sie Gladstone[3] mit obigen Worten geschildert hat und wie die Gegenwart sie schaut, hat auch die Völker christlicher Vorzeit geschmückt. Nach dem Gesetz der Harmonie zwischen Geistesleben und wirtschaftlichen Zuständen muß demgemäß auch der christliche Geist der Geist der Arbeit sein. Christus, der Stifter des Christentums, der ihm seinen Geist eingehaucht hat, ist der Prediger und Wecker der Arbeit. Der Betrachter der Geschichte glaubt sich um so mehr im Recht mit seiner Folgerung, als eben zur Zeit der

[1] Ratzinger, Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen II 592.

[2] Weiß, Weltgeschichte II, 1, 28; vgl. Sabatier, L'église et le travail manuel (Paris 1895).

[3] Gutberlet, Lehrbuch der Apologetik II (Mainz 1904) 438 f.

Erscheinung Christi das Arbeitsleben der Kulturvölker der Mittelmeerwelt im Zustande eines verhängnisvollen Verfalles sich befand. Deshalb kann es nicht die Einwirkung der äußeren Kulturverhältnisse sein, was das Christentum zur Religion der Arbeit gemacht hat, sondern es muß den Antrieb, diese verdienstvolle Stellung einzunehmen, seinem ureigensten Prinzip verdanken.

Der Zuversicht dieser Freunde des Christentums auf dem Boden der geschichtlichen Betrachtung treten mit gleicher Zuversicht die Gegner des christlichen Namens entgegen. Sie bestreiten aufs entschiedenste das Verdienst des Christentums, daß es nach seinem Geist und Wesen eine Förderung der wirtschaftlich und sozial gedeihlichen Arbeit im besten Sinne gebracht habe.

Man behauptet vollends geradezu, Jesu Religion sei ihrem inneren Wesen nach Feindin der Arbeit und des wirtschaftlichen Fortschrittes so gut wie der Buddhismus. Was im Christentum für die Arbeit und soziales Gedeihen geschehen sei, sei anderswoher als aus dessen religiösem Grunde erwachsen.

„Die Völker, welche die mittelalterliche Welt auf unserem Boden gegründet haben, sind insbesondere auch diejenigen, die den Namen des Christentums, den sie ziemlich leer oder falsch ausgefüllt überkommen, aus ihrem eigenen Charakter mit etwas Besserem ausstatteten. . . . Sie haben die ihnen angestammten Charakterzüge als Bild in den Rahmen des Christentums eingefügt, und so ist es gekommen, daß man ohne Absicht zweideutig wird, wenn man das Wort christlich ohne weitere Erklärung verurteilt oder gutheißt." So legt sich E. Dühring[1], der in seinem Antisemitismus auch das Christentum zum Gegenstand todbringend seinsollender Angriffe macht, die Erscheinung der edlen und guten Züge im historischen Christentum der germanischen, besonders der deutschen Welt zurecht. Roscher[2] sieht in der Hebung der Kultur die Ursache, welche ein gesegnetes Arbeitsleben zeitigt: „Je höher die Kultur, desto ehren-

---

[1] Ersatz der Religion durch Vollkommeneres (Berlin 1897) 3.

[1] Grundlagen der Nationalökonomie[23] (1900) § 41, 113; vgl. Ratzinger, Volkswirtschaft 153.

voller wird die Arbeit. Rohe Völker pflegen sie als sklavisch zu verachten."

Hertzka[1] leugnet schlechtweg, daß das Christentum eine neue Auffassung der Arbeit gebracht habe: „Man behauptet allerdings auch in der modernen Gesellschaft, daß die Ehre der Arbeit hergestellt sei, und insbesondere das Christentum rühmt sich, die antike Auffassung, nach welcher bekanntlich Arbeit eine Schande war, gründlich beseitigt zu haben. Es kann keine größere Selbsttäuschung geben; die Arbeit ist heute noch eine Schande wie vor Jahrtausenden. Sich von seiner Handarbeit zu nähren galt im alten Rom oder Griechenland für unwürdig eines freien Mannes; wir halten es für unwürdig eines gebildeten Mannes: das ist der ganze Unterschied. Und solange Arbeit Objekt der Ausbeutung bleibt, solange demjenigen, der sie übt, kein Vorteil am Reichtum der Welt, sondern bloß der Anspruch auf die das tierische Leben fristende Futterration gewährt wird, so lange kann sich daran im Wesen nichts ändern, gleichviel auf welchem Rechtstitel die Ausbeutung beruht, auf Kauf, Geburt oder sog. freiem Vertrag. Die Ehre der Arbeit im Zustande der Ausbeutung ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil sie mit der wirklichen durch keinerlei Abstraktion hinwegzuleugnenden Entartung verbunden ist, und zwar mit Entartung moralischer sowohl als materieller Natur."

Der Fehler dieser Argumentation Hertzkas ist leicht zu erkennen. Er verwechselt eine dem Christentum widersprechende Zeitströmung mit dem Christentum selbst. Er verwechselt wirtschaftliche Zustände, die sich der Durchführung der christlichen Lebensgesetze hindernd in den Weg stellten, wiederum mit dem Christentum und setzt ohne Bekümmernis das geschichtliche „Hat" für das christliche „Soll" ein. Auch christliche Wirtschaftstheoretiker gestehen: „Die Arbeit, auf welcher die christliche Zivilisation und Kultur beruht, ist heute wieder verachtet wie im Heidentum; sie ist zu einer Form moderner Sklaverei geworden, das bittere Elend ist ihr Anteil."[2] Dieselben Theoretiker

[1] Die Gesetze der sozialen Entwicklung (Leipzig 1886) 243.
[2] Ratzinger a. a. O. 216.

wissen aber auch, daß sie es hierbei mit einer zeitgeschichtlichen Erscheinung zu tun haben, die nicht aus dem Geist des Christentums erwuchs, sondern sich ihm feindselig entgegensetzt. Deshalb erklären sie auch: „Früher war die christliche Gesellschaft von dem Bewußtsein erfüllt, daß Erwerb ohne Arbeit schände. Heute ist die Gesellschaft von dem Streben beseelt, möglichst ohne Arbeit zu erwerben, und alle wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen dienen diesem Bestreben.“ [1]

Radikaler ist Strauß [2] gegen das Christentum aufgetreten. „Ein wahrer Kultus der Armut und der Bettelei ist dem Christentum und dem Buddhismus [3] gemein“, sagt er, „die Bettelmönche des Mittelalters, wie noch heute das Bettelwesen in Rom, sind echt christliche Institute, die in protestantischen Ländern nur durch eine ganz anderswoher stammende Bildung beschränkt sind.“ Er zollt der Lobrede auf Reichtum, Erwerbstätigkeit und Geldliebe Beifall und schließt daran die Bemerkung: „Daß der Erwerbstrieb wie jeder andere eine vernünftige Beschränkung und Unterordnung unter höhere Zwecke fordert, ist damit nicht ausgeschlossen, aber in der Lehre Jesu ist er von vornherein nicht anerkannt, seine Wirksamkeit zur Förderung von Bildung und Humanität nicht verstanden, das Christentum zeigt sich in dieser Hinsicht geradezu als ein kulturfeindliches Prinzip. Seinen Bestand unter den heutigen Industrie- und Kulturvölkern fristet es nur noch durch Korrekturen, die eine weltliche Bildung an ihm anbringt, welche ihrerseits großmütig oder schwach und heuchlerisch genug ist, dieselben nicht sich, sondern dem Christentum anzurechnen, dem sie vielmehr entgegen sind.“

---

[1] Ratzinger, Volkswirtschaft 353.

[2] Der alte und der neue Glaube. Ges. Werke VI [9] (Bonn 1877) 41; vgl. Lange, Gesch. des Materialismus II (Iserlohn 1875) 534.

[3] Diese durchaus unbegründete Zusammenstellung des Christentums mit dem Buddhismus ist übrigens keine eigene Erfindung von Strauß. Schon Tertullian scheint in seiner Schrift Apologeticum solche Vorwürfe vor Augen zu haben. Wenigstens findet er es nötig, Kap. 32 zu bemerken: „Wir sind ja keine Brahmanen oder Nacktwandler nach Art indischer Philosophen, Waldeinsiedler und ohne Teilnahme an den Aufgaben des Lebens.“

Nicht minder scharf hat Überweg den moralischen Einfluß des Christentums auf die wirtschaftliche Entwicklung verdammen zu müssen geglaubt. In einem Brief an Lange[1], der auch seinerseits dem Christentum eine arbeitsfeindliche Tendenz zuschreibt, äußert er: „Der Reiche und der arme Lazarus, das Geben an die Armen, das irdische Dulden und die jenseitige Rache, die der Gott, der die Armen liebt, an den Begünstigten durch ewige Höllenqual vollzieht, das sind ja doch die Grundgedanken des Stifters des Messiasreiches, und Zachäus wußte wohl, was Jesus gefiel, wenn er diesem versprach, die Hälfte seines Vermögens fortschenken zu wollen. Das ist der ethische Dualismus in ausgeprägtester Form. Nicht sorgen um den Mammon und sich beschenken lassen von Gott und den Menschen, das ist das Rechte, und sind die bösen Menschen zum Geben zu hartherzig (oder verlangen sie vielmehr Arbeit als Bettel), so kommt kein Gedanke an positive Würdigung der Arbeit, sondern dann wird eben das Elend getragen und im Opiumrausch der Darstellungen von der Seligkeit des Messiasreiches oder überhaupt des Jenseits vergessen. Paulus war zu gebildet und zu sehr an Arbeit gewöhnt, um so roh wie Jesus [sic!] über die Arbeit und den Bettel zu denken, aber bei ihm schlug das jämmerliche Bettelprinzip des Christentums nach innen, was fast noch verderblicher wirkte. Die Gnade Gottes trat an die Stelle selbstbewußter ethischer Tat, das Offenbarungsprinzip an die Stelle der Forschungsarbeit. Zur ethischen Zähmung von Barbaren mochte dieser geistige Opiumrausch gut sein, jetzt wirkt er lähmend und deprimierend fort."

Ähnlichen Gedanken gibt derselbe Philosoph in einer Kritik zu Valiß: „Lehre von den Menschenpflichten", Ausdruck: „Daß auf die Mängel der christlichen Ethik hingewiesen wird, namentlich auf die Hintansetzung der Arbeit (im weitesten Sinne des Wortes) gegenüber der Begünstigung moralischer Paradekunststückchen wie Feindesliebe (gepaart mit Verdammnis der Gegner und Beneideten zur ewigen Höllenqual) auf die Preisgebung der Selbständigkeit und persönlichen Ehre zugunsten steriler Wegwerfung an den Meister, der zum

[1] Veröffentlicht in Geschichte des Materialismus II 528; vgl. 534.

Messias, ja zum eingebornen Gottessohn gestempelt wird, das hat meine volle Sympathie."

Diesen direkten Verdächtigungen der Arbeitsliebe des Evangeliums muß auch der summarische Angriff Eduard v. Hartmanns angereiht werden, der sich in folgenden Worten ergeht: „Hat die Religion im allgemeinen eine Abneigung und Scheu vor der Wissenschaft, so befindet sich speziell das Christentum im feindlichsten Gegensatz gegen alle Kultur, welche auf Ausnützung der Hilfsquellen des Erdenlebens und des Heimischmachens des Geistes in dessen Bedingungen geht." Jesus habe, so meint er, die Arbeit nicht einmal symbolisch geübt. „Denn das Christentum ist eine durch und durch transzendente [durch das Jenseits bestimmte] Weltanschauung, welche mit allen ihren Interessen nur im Jenseits wohnt und so sehr von den jenseitigen Interessen absorbiert ist, daß sie für das Diesseits durchaus keine übrig behält."[1] Nach Ansicht dieses Philosophen des Unbewußten hat Jesus in bewußter Konsequenz seiner Lehre vom nahen Weltende Arbeit und Eigentum, kurz, alle weltlichen Güter und alle Mittel zur Sicherung des dauernden Bestandes der weltlichen Ordnung verachtet und nur durch eine Art Inkonsequenz sich gelegentlich herbeigelassen, zu dem Gesichtspunkt derjenigen hinabzusteigen, welche zu seiner aszetischen Weltanschauung sich nicht erheben konnten, um ihnen für den niedern Standpunkt der Bejahung des Willens zum Leben sittliche Lehren zu erteilen."[2]

Auch Renan[3] sieht in Jesus, der ihm mit den himmlischen Angelegenheiten vertrauter deucht als mit den irdischen, und dessen Nationalökonomie er unter Nennung der gewöhnlichen Einwände mit dem Prädikat „seltsam" bedenkt, einen Verächter der Arbeit. Er glaubt sich diese Wahrnehmung aus den klimatischen Verhältnissen Galiläas und Palästinas überhaupt erklären zu können. „Eine totale Gleichgültigkeit gegen das äußere Leben und gegen die Nichtigkeit der

---

[1] E. v. Hartmann, Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft (Berlin 1874) 21; vgl. ders., Das Christentum des N. T. (1905) 52. [2] A. a. O. 50.

[3] Das Leben Jesu, deutsch von Helling (Reclam), Kap. 10, 139.

Bequemlichkeiten, die unser trauriges Klima nötig macht, war die Folge der einfachen, fröhlichen Lebensweise, die in Galiläa herrschte. Das kühle Klima nötigt die Menschen zu einem beständigen Kampfe gegen die Außenwelt und läßt sie daher auf Behaglichkeit und Luxus einen großen Wert legen. Länder dagegen, die wenig Bedürfnisse erwecken, sind die Länder des Idealismus und der Poesie. Die Zutaten des Lebens sind belanglos im Verhältnis zum Vergnügen des Lebens selbst. Die Verschönerung des Hauses ist überflüssig, denn man hält sich so wenig wie möglich eingeschlossen. Die kräftige und regelmäßige Ernährung wie im rauheren Klima würde für zu schwer und unangenehm gelten. Und was den Luxus der Bekleidung betrifft, — wie sollte man mit jenem wetteifern wollen, das Gott der Erde und den Vögeln des Himmels gegeben hat?" „Die Arbeit gilt in einem solchen Klima für unnütz, und was sie ergibt, ist nicht wert, was sie kostet. Die Tiere des Feldes sind besser gekleidet als der wohlhabendste Mensch, und sie arbeiten nicht. Diese Verachtung, die, wenn sie nicht in der Faulheit wurzelt, viel zur Erhebung der Seele beiträgt, begeisterte Jesus zu den prächtigsten Gleichnissen."

Nach dem Tone, den die resoluten Führer der destruktiven Kritik angegeben haben, stimmte der Amerikaner Salter[1] sein Instrument, dem Verständnis Jesu für Arbeitsnot und Arbeitswert ein Grablied zu singen. Wir hören: „Eine neue Moral der Industrie muß erstehen, oder fast möchte ich sagen, die Moral muß zum erstenmal auf dieses Problem der menschlichen Tätigkeit angewendet werden. Was leistet uns die Moral Jesu in dieser Hinsicht? Wahrlich, wenn wir uns von der Denkweise unserer Zeit zu der Jesu wenden, so ist es beinahe, als ob wir aus einer Welt in eine andere träten. Hatte er für die Armut kein Gefühl? Sicherlich, sein Mitgefühl war grenzenlos. Aber sein Mittel dagegen legt, sofern wir von den Gaben der Mildtätigkeit absehen, einen Begriff von der Vorsehung, von der Beziehung der Menschen zu Gott an den Tag, der zuweilen ein Gedicht oder Märchen schmücken mag, aber alle Macht über unsern besonnenen Glauben verloren hat. Es war nicht sowohl die eigene

---

[1] Die Religion der Moral, deutsch von Gizycki (Leipzig-Berlin 1885) 177.

Mühe und Arbeit, als vielmehr das Vertrauen, der Glaube, daß, da wir doch von größerem Werte sind als die Vögel, für uns nicht weniger werde gesorgt werden als für diese." Zum Nachweis, daß Jesus wirklich eine solche für unser Leben unbrauchbare Lehre vertreten habe, verweist der genannte Vertreter einer neuen Ethik auf die Parabel[1] von den Sperlingen, die der himmlische Vater ohne ihre Sorge ernährt, und von den Lilien, die er ohne ihr Zutun kleidet, um dann mit Darwins Worten vom Kampf ums Dasein, in dem mehr Wesen ohne Nahrung bleiben, als von Gott erhalten werden, die Grundlage und Voraussetzung jener Worte Jesu völlig preiszugeben.

Ähnliche Zugeständnisse macht Liebster[2] den Kritikern des Evangeliums, indem er ihm Kulturfeindschaft vorwirft und mit Entschiedenheit hervorhebt, daß es eine neutrale Stellung zu allen Aufgaben des Wirtschaftslebens einnehme.

G. Maier[3] findet, daß Unterschätzung der Arbeit und des Besitzes, wie sie gerade bei tieferen Naturen aus orientalischer Anspruchslosigkeit und gesegneter Natur sich ergibt, uns in der Lehre Jesu augenfällig entgegentritt.

Ziegler[4] meint, daß Jesus mit dem Reichtum „die auf Erwerb gerichtete Arbeit" für „wertlos", ja „geradezu für schädlich" erklärt hat.

E. Dühring[5] äußert sich in unserer Frage folgendermaßen: „Die Ökonomie und das Materielle sind bei den Juden Religionssache. Was aber an Selbstverwerfung hiervon einen vereinzelten Zug des Christentums ergab, nämlich der aszetische Verzicht auf weltliches Streben, hat den modernen Völkern, soweit es wirklich die Gesundheit ihrer Denkweise ankränkelte, genug geschadet und den

---

[1] Matth. 6, 25 ff.; vgl. 10, 29 f.; Luk. 12, 24. Salter hat diese Stellen durcheinander geworfen.

[2] Kirche und Sozialdemokratie (1908); s. Weinel, Ist das lib. Jesusbild widerlegt? (Tübingen 1910) 48.

[3] Soziale Bewegungen und Theorien (Leipzig-Berlin 1918) 14.

[4] Geschichte der Ethik II: Gesch. der christl. E. (Straßburg 1886) 69; vgl. 66.

[5] Ersatz der Religion durch Vollkommeneres (Berlin 1897) 82.

Juden in die Hände gearbeitet. Bei der Judenrasse blieb die Ausbeutung anderer Völker in Übereinstimmung mit der Religion, während das Christentum diese Völker mit sich selbst in Zwiespalt zu setzen und von der Pflege des materiellen Wohlstandes auf Jenseitigkeiten abzulenken sucht."

Den Gipfel der Frechheit in kränkenden Behauptungen, bei welchen die Kühnheit der Aussagen die Beweise ersetzt und immerhin den Dummen gefangennimmt, hat Nietzsche[1] erstiegen. Er meint in lästerndem Übermut: „Man tut gut, Handschuhe anzuziehen, wenn man das Neue Testament liest. Die Nähe von so viel Unreinlichkeit zwingt beinahe dazu. Wir würden uns erste Christen so wenig wie polnische Juden zum Umgang wählen. Nicht daß man gegen sie auch nur einen Einwand nötig hätte. . . . Sie riechen nicht gut." „Die Kultur ist ihm [Christus] nicht einmal vom Hörensagen bekannt. Er hat keinen Kampf gegen sie nötig — er verneint sie. Dasselbe gilt vom Staate, von der ganzen bürgerlichen-Ordnung und Gesellschaft, von der Arbeit, vom Kriege, er hat nie einen Grund gehabt, die Welt zu verneinen, er hat den kirchlichen Begriff Welt nie gehabt."[2]

Fast möchte bei solchen Anschauungen das Christentum der pontischen Swaneten im Südosten von Lazistan als das normale Christentum gelten[3]. Denn diese enthalten sich nicht nur am Sonntag, sondern auch am Samstag und Freitag von der Arbeit, weil diese aus der Sünde stamme.

Immerhin bemerkt A. Harnack[4], daß die ältesten Christen der Arbeit kein Loblied gesungen haben, und daß sie den Kreis der sittlichen Pflichten nicht so zogen, daß die Arbeit hervortrat, wenn sie

---

[1] Der Antichrist Nr. 46. Ges. Werke VIII 279. Ich bitte die Leser um Entschuldigung, daß ich diese Probe vorführe, aber es soll an ihr kenntlich werden, woher der moderne blinde Haß vieler „Gebildeter" der jüngsten Zeit gegen das Christentum und die Kirche kommt.

[2] Ebd. Nr. 32, S. 257. Vgl. über die Stellung Jesu zum Krieg S. Weber, Soldat und Krieg im N. T. (Freiburg 1915).

[3] Beermann und Gregory, Das Koridethievangelium (Leipzig 1913) 504.

[4] Thesen über den Wert der Arbeit nach urchristlicher Anschauung; s. Reden und Aufsätze, Neue Folge 2, 274.

von den sittlichen Pflichten sprachen. Er hält es für eine verkehrte Vorstellung, die ältesten Christen als eine Gesellschaft arbeitsscheuer Schwärmer sich vorzustellen, ebenso aber auch zu glauben, sie hätten die Arbeit geadelt. In der Schrift „Das Wesen des Christentums" kommt er auf den Einwand zu sprechen, daß Jesu Predigt das Interesse für zweckvolle Berufsarbeit vermissen lasse, daß Jesus nirgendwo zur Arbeit auffordere. Dabei weist Harnak[1] den Einwand nicht prinzipiell ab, sondern sucht zu erklären, wie dieses Schweigen Jesu zu begreifen sei. Jesus hätte beim Befehl zur Arbeit konkrete Arbeiten ins Auge fassen müssen, und damit wäre das Evangelium unheilvollerweise mit zeitgeschichtlichen vergänglichen Verhältnissen verquickt worden. Übrigens sei in Arbeit, Fortschritt und Kultur das höchste Ideal nicht beschlossen, „sie vermögen die Seele nicht mit wirklicher Befriedigung zu erfüllen", „Dreiviertel der Arbeit ist nichts als stumpfmachende Mühe". „Wir leben nicht soviel, als wir arbeiten, sondern soviel, als wir uns der Liebe anderer erfreuen und selbst Liebe üben. Und so hat Faust recht: Arbeit, die nichts als Arbeit ist, wird zum Ekel." Nur das hält er fest, daß Jesus „ein lebendiges und sicheres Bewußtsein von dem Aggressiven und Vorwärtstreibenden seiner Predigt" gehabt habe. „Und noch ein anderes. Erkenntnis Gottes offenbarte er und war gewiß, daß sie die Unmündigen reifen und die Schwachen stählen und zu Helden Gottes machen werde. Gotteserkenntnis ist der Born, der das unfruchtbare Feld beleben und Ströme lebendigen Wassers fließen lassen wird. In diesem Sinne hat er von ihr gesprochen als dem höchsten und einzigen notwendigen Gut, als der Bedingung aller Erhebung und, wir dürfen auch sagen, alles wirklichen Werdens und Fortschreitens." Man darf zweifeln, ob die vorgenannten Angriffe auf die Arbeitslehre Jesu durch diese Ausführungen zum Verstummen gebracht werden, zumal wenn man noch die weitere Bemerkung aus den Thesen hinzunimmt[2], daß Paulus zwar im Thessalonicherbrief die Notwendigkeit der Arbeit betont, weil sie zum Leben, ja selbst zum anständigen Leben notwendig sei, daß er aber dabei „irgendwie spezifisch christliche

---

[1] A. a. O. Siebte Vorlesung (Berlin 1900) 75 ff. [2] Ebd.

Motive" nicht geltend macht; „die Arbeit gehört zur Welt, aber zu dem Teil der Welt, in dem man bleiben muß, bis der Herr einen abruft". Erst im Epheserbriefe[1] begegne man einem [ausdrücklichen] sittlichen Motiv zur Arbeit.

Der protestantische Theolog H. Weinel hat neuestens in der „Biblischen Theologie des Neuen Testamentes"[2] seine Auffassung in den Worten niedergelegt: „Auf den ersten Blick macht auch Jesus den Eindruck eines Aszeten. Er verläßt die Familie, kennt die Ehe nicht, verbietet das Geld und gibt sein Handwerk auf, um in einem Wanderleben wie Buddha für die Erlösung der Menschen zu arbeiten und zu leben von dem, was ihm Freundlichkeit gab (Luk. 8, 1—8)." Im Anschluß an diese Worte stellt Weinel fest, daß dieser Eindruck Jesus nicht ganz richtig erfaßt. Am schroffsten stellt sich Jesus allerdings gegen Geld und Reichtum, den Mammon. „In solchen Worten sind deutlich der pessimistische und eschatologische Gedanken miteinander vereinigt und entwerten das irdische Gut." Allein „dem Chaos pessimistischer und eschatologischer Gedanken, die freilich nicht geleugnet werden dürfen", erscheint „ein ganz anderer Gesichtspunkt übergeordnet". „Der Gedanke, daß der Reichtum sittlich und religiös den Menschen minderwertig macht, . . . ist Jesu letzter Gedanke über das Geld." Auch in den andern Forderungen der aszetischen Natur ist es nicht prinzipielle Verwerfung der Sachen, wie der Ehe, der täglichen zureichenden Nahrung, oder prinzipielle Pflege der Sache um ihretwillen, etwa der Armut, was Jesus will, sondern die Förderung der persönlichen Religiosität. „Die andern höheren Güter der menschlichen Kultur aber traten ihm nicht oder in so besonderer Gestalt nahe, daß wir keine Äußerung über sie von ihm besitzen oder seine Äußerungen nicht prinzipiell nehmen können. . . ." „Mit Bewußtsein nach dem Werte der Kunst und Kultur zu fragen, hat er nicht verstanden. Man darf nicht Fragen an ihn stellen, die es für ihn nicht gab."

Die Stimmen, welche das Christentum eben in der Person Christi selbst schon zu einem Verächter der Arbeit stempeln möchten, haben

---

[1] Eph. 4, 28. [2] Tübingen 1911, § 9, 57 ff.

weitum gläubiges Gehör gefunden, und nur allzuhäufig vernimmt man den Vorwurf, das Christentum führe zur Armut und zum Verfall, es verhindere den Wohlstand der Völker, erzeuge den Bettel und wisse nichts besseres zu tun, als diejenigen, welche Glück und Freuden des Lebens suchen, auf das Jenseits zu verweisen.

Dabei geht der Angriff gegen das Christentum nicht selten in einen solchen auf die Religion über: „Ein bedenkliches Licht auf die religiöse Ethik wirft die Vorschrift der meisten Religionen, der Arbeit und allen nutzbringenden Beschäftigungen aus dem Wege zu gehen. Das Christentum erklärt bekanntlich das irdische Leben nur als einen vorübergehenden Zustand, nicht wert der künftigen Herrlichkeit. Dann hat es allerdings keinen großen Sinn, sich mit den Verbesserungen unserer Lebensbedingungen viel Mühe zu geben. Ein solcher Fatalismus ist ein Feind jeglichen Fortschritts.“ [1]

Andere suchen allerdings das Christentum gegen den Vorwurf, arbeits- und kulturfeindlich zu sein, zu verteidigen. Dafür behaupten sie mit um so größerer Heftigkeit, daß die katholische Auffassung des Christentums die Arbeit entwerte und dadurch den Trieb zur Arbeit breche. Man schiebt derselben die Sätze unter: „‚Arbeit ist gut und löblich, aber nicht arbeiten ist doch noch besser.‘ Ein beschauliches Leben, so sagt man der vorreformatorischen Kirche nach, galt für vollkommener als ein tätiges. In den Klöstern erscheint der Müßiggang religiös verklärt und geheiligt, und die Folgen davon zeigen sich überall deutlich genug.“ [2] Im Mittelalter konnte es zu keiner rechten Würdigung der Arbeit kommen. „Die Arbeit war ja nur das Werk der gemeinen Christen, während die vollkommeneren nicht arbeiteten.“ [3] „Roms Ethik ist die mittelalterliche. Ihr fehlt der wahre sittliche Begriff der Arbeit und des Eigentums, die rechte Würdigung des irdischen Berufes.“ [4] Ja, man schleudert dem Katholizismus geradezu den Vorwurf entgegen: „Die römische Kirche zieht den Bettel groß.“ [5]

---

[1] Wahrendorp, Katholizismus als Fortschrittsprinzip (Bamberg 1897) 37.

[2] Uhlhorn, Die Arbeit im Lichte des Evangeliums betrachtet (Bremen 1977) 18. [3] Ebd. 24. [4] Ebd. 37.

[5] Kirche, Sozialdemokratie und Christentum, von einem protest. Geistlichen (Berlin 1897) 21 f.

„Rom", so donnert Caneri[1], „ist der Sitz der Moral, welcher die Arbeit als Strafe des Himmels gilt, und welche, weil die Arbeit zur modernen Zivilisation geführt hat, es zweckmäßig finden würde, wenn der Mensch, anstatt sich selbst zu helfen, seine Rettung der göttlichen Vorsehung anheimgeben und als halber Bär — was er allerdings einmal gewesen sein mag — es mit dem Winterschlaf versucht hätte."[2]

Der protestantische Theologe Herrmann[3] erhebt die Anschuldigung: „Wir sehen ... heute deutlicher noch als Luther, daß die römische Kirche jetzt den sittlichen Kampf in den einzelnen Menschen lähmt und dadurch viel mehr zum sittlichen und sozialen Verfall ganzer Völker beiträgt als durch den Rückgang der intellektuellen Kultur, den sie trotz der Proteste der deutschen Katholiken als eine ihrer Existenzbedingungen anzusehen und zu pflegen fortfährt.... Was die römische Kirche offiziell Sittlichkeit nennt, ist ein Absterben sittlicher Gesinnung.... Die römische Kirche verkennt die religiöse und sittliche Bedeutung des Berufs.... Wo jetzt die römische Kirche wirklich herrscht, verarmen die Völker. Das liegt aber nicht, wie die Menge sich leicht einbildet, an der Beraubung der Volkswirtschaft durch die Tote Hand. Viel schlimmer ist, daß die römische Kirche überall das Feuer dämpft, ohne dessen Urkraft auch das wirtschaftliche und das politische Leben der Völker bald ermattet.... Die römische Kirche ist nur noch auf den Trümmerfeldern der Kultur am Platze." Diese Worte, ursprünglich an eine Konferenz protestantischer Geistlichen gerichtet, sind eine Probe der Gehässigkeit, mit welcher der Vorwurf gegen die katholische Kirche vorgebracht wird, und zeigen, wie leicht man es gelegentlich mit den massivsten Anklagen gegen die katholische kirchliche Gesinnung nimmt.

---

[1] Sittlichkeit und Darwinismus (Wien 1871) 243 f.

[2] Es gibt allerdings Abhandlungen, die sich so ungenau ausdrücken, daß das Mißverständnis Carneris entstehen könnte; vgl. Migne, Démonstrations évangéliques III 1069 1070.

[3] Römische und evangelische Sittlichkeit[3] (Marburg 1903) 11 f. 165 171. Vielleicht wäre es angezeigter gewesen, statt so energisch zu beweisen, daß die von Herrmann gepriesene Sittlichkeit nicht römisch sei, der Verfasser hätte dargetan, daß die von ihm gepriesene Sittlichkeit auch wirklich aus dem Evangelium sei!

Der Nationalökonom Roscher[1] wird dem Christentum gerecht, indem er bemerkt, daß es, wie es das Wahre und Gute aller Kulturstufen in sich vereinigt, schon in seiner frühesten Zeit die Ehre der Arbeit gepredigt hat. Aber er erscheint gegen den Arbeitsgeist in der katholischen Kirche sofort befangen, wenn er zu schreiben fortfährt, daß gleiches dem zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückkehrenden Christentum der Reformationszeit nachzurühmen sei.

Ähnlich bemerkt Herkner[2]: Die Verträglichkeit der protestantischen Anschauung mit dem modernen Industrialismus tritt ... ebenso klar an den Tag als der unversöhnliche Gegensatz, in dem der strenge Katholizismus [nach den sozial-wirtschaftlichen Lehren Kempels] sich zum Wirtschaftsleben der Gegenwart befindet.

Dem Hochgefühl der Protestanten, daß sie der Arbeit im Christentum die richtige Stelle wiedergegeben hätten, sucht neuerdings ein jüdischer Schriftsteller, Rabbiner Dr. Lewkowitz, einen Dämpfer aufzusetzen. Es stößt ihm dabei allerdings das Mißgeschick zu, daß er die protestantische Dogmatik für den sachgemäßen Ausdruck des Christentums, die protestantische Auffassung von der Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus für die zutreffende Deutung derselben ansieht; dadurch wird er, indem er das Christentum kritisieren will, zum Kritiker des Protestantismus allein. Er schreibt[3]: „Weil [das Christentum] an der moralischen Kraft des Menschen zweifelt, hat es aus der Tatsache menschlicher Unvollkommenheit nicht ethische Forderungen abgeleitet, ihm nicht die Aufgabe sittlicher Arbeit gestellt, sondern sich bemüht, den unerträglichen Druck des Schuldbewußtseins von der Seele zu nehmen. Nicht sittliche Aufwärtsentwicklung ist ihm das Höchste, sondern Erlösung von der Qual des Gewissens ... [Der] Vorwurf, daß die ethischen Forderungen [im Judentum] nicht zu voller Kraft gelangen, die Sittlichkeit um ihren Ernst gebracht wird, kann mit weit größerem Recht gegen die christliche Religion erhoben werden. Die Wortführer der protestantischen Wissenschaft versuchen

---

[1] Grundlagen der Nationalökonomie[23] (1900) § 41, 113.
[2] Die Arbeiterfrage II (Berlin 1916) 101.
[3] Korrespondenzblatt des Verbandes der deutschen Juden Nr. 9 (1911) 2 ff.

zwar das Christentum in diesem Punkte zu reformieren, an die Stelle der Rechtfertigung durch den Glauben die Mahnung zu sittlicher Arbeit zu setzen, aber sie entfernen sich damit mit vollem Bewußtsein von den Grundlagen des überlieferten Christentums. . . . Der moderne Christ nimmt an der Kulturarbeit teil, aber sie bleibt ihm etwas Unzulängliches, seine Sehnsucht schweift über die Welt hinaus ins Transzendente."

Damit ist die Frage, mit welcher sich die folgenden Zeilen beschäftigen wollen, dargelegt. Es handelt sich darum, ob das Evangelium Jesu Christi, verstanden im Lichte der katholischen Tradition, ein Feind oder ein Freund und Beförderer der Arbeit sei; es handelt sich darum, ob in der Lehre Christi über die Arbeit und in seiner Stellungnahme zu ihr die Göttlichkeit des Stifters unserer Kirche hervorleuchtet und in der Übereinstimmung mit der Gesamtoffenbarung die Göttlichkeit der Offenbarung überhaupt ihre Bestätigung findet.

Nach der Frage richtet sich der Weg der Abhandlung.

Ihr Ausgangspunkt ist der Begriff der Arbeit. Ihr Gegenstand die menschliche Arbeit im Lichte der Lehre Jesu.

Der Ausdruck „Arbeit" schließt alle menschliche Anstrengung bei Hervorbringung von Gütern ein[1]. „Wir nennen eine Tätigkeit des Menschen Arbeit nur dann, wenn dadurch etwas Nützliches erreicht werden soll, und setzen gewöhnlich voraus, daß eine gewisse Anstrengung dazu gehöre."[2] Die wesentlichen Teile im Begriff der Arbeit sind menschliche Anstrengungen und ihre Hinlenkung auf die Hervorbringung von Gütern, und zwar müssen die Anstrengungen zur Wirkung der Gütererzeugung in einem inneren, wenn auch durch noch so viele Zwischenglieder vermittelten physisch-ursächlichen Zusammenhange stehen. Gebet, wenn es mit noch so viel Anstrengung verrichtet wird und nur die Erlangung zeitlicher Güter erstrebt, ist keine Arbeit im Sinne des wirtschaftlichen Lebens, obwohl es in der

[1] Henry George, Fortschritt und Armut, deutsch von Gütschow (Berlin 1884) 26.

[2] F. G. Schulze, Nationalökonomie (Leipzig 1856) 314. Vgl. Devas-Kämpfe, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre (Freiburg 1896) 7 f.

religiösen Lebensauffassung, zumal übernatürlicher Art, in Erzeugung höherer Geistesgüter den Charakter der Arbeit annimmt und selbst auf die materielle Arbeit durch moralischen Einfluß stärkend wirkt. Auch das Spiel, soviel Schweiß es kosten mag, ist keine Arbeit, es ist unproduktiv. Ebensowenig sind Gewinn, Fund, Zinserträgnis, mögen sie noch so reichlich sein, Arbeitsfrucht, weil sie nicht per se das Ergebnis der menschlichen Anstrengung dessen sind, der sie einnimmt.

Arbeit ist die Anwendung der menschlichen Kräfte zur Produktion von Gütern. Das ist ihr Begriff. Sie umfaßt das weite Gebiet aller derjenigen Handlungen, welche direkt oder indirekt die Erzeugung der Güter durch Menschen zum Zwecke haben und von der Absicht begleitet werden, die Fähigkeit der Menschen, sowohl der Individuen wie der menschlichen Gesellschaft als solcher, zur Hervorbringung von Gütern zu wecken oder zu kräftigen. Dabei kommt es wenig darauf an, welcher Art die Kräfte seien. Körperliche Arbeit und geistige Arbeit fallen unter denselben Begriff. Wer die eine verwirft, kann nicht Freund der Arbeit als solcher, nicht Freund der andern sein. Es sind auch beide so abhängig voneinander, daß die eine ohne die andere gar nicht bestehen kann. Es wäre deshalb gänzlich verfehlt, die Arbeitsliebe eines Menschen oder einer Körperschaft nur nach der direkten Teilnahme an der produktiven körperlichen Arbeit zu bemessen. Die menschliche Gesellschaft ist ein vielgliedriger Organismus. Nicht alle Glieder haben dieselbe Aufgabe, aber keines Gliedes Wirken darf für die Gesamtheit unnütz sein. Die Beziehung der Einzeltätigkeit auf das Wohl der Gesamtheit, die Absicht, durch Anwendung seiner Kräfte an der Hervorbringung von Gütern zum Nutzen der Gesellschaft beizutragen, verbunden mit der gerechten Würdigung der auf das gleiche abzielenden, in sich anders gearteten Tätigkeit der andern Glieder, welche den Organismus der menschlichen Gesellschaft bilden, das entscheidet über Arbeitsgeist und Arbeitsliebe des einzelnen wie ganzer Körperschaften. Mit andern Worten lautet unsere Frage so: Was lehrt Jesus von der Anwendung der menschlichen Kräfte zur Erzeugung von Gütern?

2. Die Arbeit in der Geschichte der Menschheit außerhalb der Offenbarung.

In der menschlichen Kultur spielt die Arbeit eine Rolle von unentbehrlicher Wichtigkeit. Die im Begriff der Kultur enthaltene Herrschaft über die Natur kann der Wille sich zum Ziele setzen, der Geist für die Ausführung planen und durchdenken, erreicht wird sie erst durch die Arbeit der menschlichen Hand. Ohne die letztere bleibt das Aufstreben des hochsinnigen Geistes zur Befreiung von der sklavischen Unterordnung des Menschen unter die Prozesse und Zufälle des Lebens der Natur nichtig, bleibt der wohlgemeinte Versuch zur Erlösung der Menschen aus der Armut und Not, dieser sklavischen Unterordnung, ein bloßer Traum. Wer die Verdienste derer preisen will, welche der Menschheit die Segnungen der Kultur gebracht haben, darf daher nicht beim Dichter und Denker stehenbleiben, die den Mut der Menschen geweckt und ihnen hohe Ziele gestellt und die Geheimnisse der Natur abgelauscht haben, er muß auch der Arbeit gedenken und ihr verehrungsvoll eine Palme reichen.

Nun dürfte es fast befremdlich scheinen, daß man bei Religionsstiftern und Philosophen, bei Gesetzgebern und Staatsmännern erst noch fragen soll, welche Stellung sie zu der lebensnötigsten und segensreichsten Form menschlicher Lebensbetätigung, die die Arbeit ist, eingenommen haben.

Man möchte glauben, daß die Menschheit allzeit so viel gesunden Sinn hätte besitzen müssen, daß sie die Bedeutung der Arbeit nie verkannt hätte, und ebenso möchte man meinen, daß dieser gesunde Sinn bei der Wahrhaftigkeit des menschlichen Denkens und der Ehrlichkeit vornehmer Geister immer eine solche Stütze gefunden hätte, daß er der Arbeit mit Erfolg die richtige Stelle in der Schätzung menschlicher Lebenswerte anweisen mußte.

Dennoch macht die Geschichte der Arbeit diese Frage unerläßlich. Die Geschichte der Arbeit will auch zeigen, weshalb und in welchem Sinne diese Frage für Christus zu stellen ist.

Es gab Zeiten in der Geschichte der menschlichen Kulturentwicklung, wo eine herzerfrischende Anerkennung der Würde der Arbeit

in urnaiver und darum um so kräftigerer Sprache sich vernehmen ließ. Das gilt zunächst von den klassischen Völkern des Altertums. Den homerischen Helden ist die Arbeit nicht fremd. Die Bemerkung des Agamemnon[1] über das von den Göttern auferlegte Wehe der Arbeit, worauf Weinand[2] für das Gegenteil sich beruft, beweist nichts dagegen, so wenig als etwa die Klage im 89. Psalm Moses und das israelitische Volk oder das Wort des Predigers 1, 3 die Bibel zu Verächtern der Arbeit stempelt. Unter der Last der Arbeit seufzen wir gelegentlich alle, und niemand wird Harnack als Feind der Arbeit ansehen wollen, weil er schreibt: „Dreiviertel der Arbeit und mehr ist nichts als stumpfmachende Mühe."[3] So ist auch jenes Wort in Homer nur ein Zeichen, daß man die Arbeitslast fühlte, nicht aber, daß man sie verachtete. Im Gegenteil, der Wortlaut zeugt für die Anerkennung allgemeiner, selbst religiös begründeter Arbeitspflicht, sogar auch bei den königlichen Heerführern:

„Nicht erhebe dich vornehm! Laß uns vielmehr arbeiten wie andere. Also hat ja uns Zeus bei unserer Geburt dies lastende Wehe verhängt."[4] Die Helden aber, die um Troja kämpfen, pflügen im Frieden die Äcker ihrer Güter, ihre Gemahlinnen arbeiten an Spindel und Webstuhl, und mit Ehren werden die Frauen genannt, die kunstvolle Kleider zu fertigen wissen. Wie sollten diese Arbeiten unehrbar sein? Demeter selbst worfelt doch das Getreide, und Athene wirkt selber ihr prächtiges Gewand, Hephaistos schmiedet Waffen und Geräte. Der Dichter hinwieder entnimmt dem Ackerbau so schöne Bilder, daß er und seine Hörer und Leser als Menschen erscheinen, die dafür liebendes Verständnis haben. Die Lichtpunkte der Moral des Hesiod[5], welcher als erster uns einen, wenn auch nur oberfläch-

[1] Ilias 10 70.

[2] Antike und moderne Gedanken über die Arbeit, dargestellt am Problem der Arbeit beim hl. Augustinus (München-Gladbach 1911) 11.

[3] Harnack, Wesen des Christentums. Siebte Vorlesung.

[4] Vgl. Ilias 9, 12 152 390 534 578; 2, 504 ff 522 537 583 605 625 695 738 750; 4, 433; 5, 500 707; 6, 195 290 490; 8, 188 386 505; 10, 117 163; 11, 67 85 105 430 560; 12, 310; 13, 703; 14, 121; 17, 268 390 740; 18, 370 550; 20, 12 184 494.

[5] *Ἔργα καὶ ἡμέραι* 311, ed. Lehrs (Paris 1864) 36.

lichen Blick in die sittlichen Anschauungen und Gebräuche des Volkes tun läßt, sind Achtung vor der Arbeit und Ehrfurcht vor der göttlichen Ordnung. Die Arbeit macht beliebt bei Göttern und Menschen, Trägheit aber ist verhaßt. Arbeit ist keine Unehre. Bald wird der Träge dem Arbeitsamen nacheifern, da die Arbeit Reichtum bringt, Reichtum aber der Tugend Vorschub leistet und dem Ansehen.

Bei den Römern stand die Arbeit in den älteren Zeiten hoch in Ehren[1]. Das Zeitalter, welches den Landmann vom Pfluge weg zum Konsulat berief, achtete die Arbeit. Der große lateinische Komiker Plautus (248—184 v. Chr.) verdingte sich als Lohnarbeiter. Auch in den Tagen, als Virgil und Horaz[2] ihre Gedichte schrieben, war der Arbeit ihre Ehre noch nicht allenthalben verlorengegangen. Selbst in späterer Zeit treffen wir noch freie Männer, welche sich als Arbeiter in den von Sklaven erfüllten Stätten verdingten, weil sie zu stolz waren, um gleich den Tausenden von Proletariern zu leben, die der Staat umsonst verköstigte, oder ihre Familie zu zahlreich war, als daß sie sich mit den Distributionen hätte begnügen können[3]. Vom Kaiser Augustus wird erzählt, daß er kein anderes Gewand trug, als ein solches, das seine Gemahlin, seine Tochter oder Enkelinnen für ihn gesponnen hatten[4]. Von alters her gehörte es zu den Obliegenheiten der römischen Hausfrau, daß sie nicht nur im Hause gebot, die Erziehung und den Unterricht der Kinder leitete und das Hauswesen besorgte, sondern auch, daß sie spann und webte[5]. Zu den Eigenschaften einer echten römischen Frau gehörte es, daß sie sich auf die Verarbeitung der Wolle verstand, wie man Frömmigkeit, Schamhaftigkeit und häusliche Zurückgezogenheit von ihr verlangte. Auch Grupp[6], welcher der Arbeitsschätzung bei den Römern der Kaiserzeit kein Loblied singt, bemerkt: „Dem Landbau widmeten die alten Römer eine große Sorgfalt.

---

[1] Krieg, Die römischen Altertümer[3] (Freiburg 1889) 306.
[2] Od. 1, 1. Epod. 2. Cicero, De officiis 1, 42.
[3] Sabatier, L'église et le travail manuel 23.
[4] Siehe Auszug aus den Sitten der alten Römer (Wien 1882) 4.
[5] Krieg a. a. O. 272; vgl. Livius 1, 42.
[6] Kulturgeschichte der röm. Kaiserzeit (München 1903) 238.

Wie bei andern Völkern überwog ursprünglich die Viehzucht, als noch zwei Jauchert für die Familie genügten und Weideland offen stand. Aber mit der Zeit wurden sie Getreidebauern und nach der Eroberung wandten sie sich intensiverer Kultur zu.... Noch im Anfang der Kaiserherrschaft verweilte das Auge der Dichter und Schriftsteller mit Vergnügen auf dem Landbau, und schöne Idyllen gingen aus der Betrachtung hervor[1]. Sah doch noch Tertullian sich genötigt oder hielt es mindestens für ersprießlich, die Arbeitsamkeit der Christen zu verteidigen[2]. Sind diese Erscheinungen schon späten Blumen vergleichbar, die den ersten Herbstfrösten widerstanden, deren Schicksal aber doch besiegelt ist, so bezeugen sie immerhin, daß die menschliche Natur von sich aus Ehre, Wert und Schönheit der Arbeit zu erkennen vermag.

Die Griechen und Römer stehen nicht allein mit ihrer ursprünglichen Achtung der Arbeit in Landwirschaft und Gewerbe. Wo wir Völker in die Vergangenheit hinauf verfolgen können, zeigt sich, wenn auch mehr oder minder klar, die Hochschätzung der Arbeit. Die Spuren der neolithischen Kulturanfänge[3] lassen den Schluß zu, daß sie mit landwirtschaftlicher Arbeit Hand in Hand gingen. Die Anfänge der Kultur in den Euphratländern sind wohl von freien Bauern gemacht worden, wo Besitzer und Arbeiter in einer Person verbunden war[4]. Noch lange später genoß der Arbeiter, wie er gesetzlich zur Erfüllung seiner Pflicht angehalten war, auch gesetzlichen Schutz[5]. Die Elamiten dürften ein vorwiegend Ackerbau treibendes Volk gewesen sein, das die entsprechende Gauverfassung mit Gau- und Stammverbänden und seinen Adel als Führer hatte[6]. In Ägypten war die Bevölkerung schwer gedrückt durch die Herrschaft der Pharaonen, und die Arbeit zum Frondienst geworden. Das Bewußtsein von der Ehre der Arbeit blieb dennoch lebendig und äußerte sich in der Verachtung der semitischen Nomaden, die den Segen des Land-

---

[1] Vgl. Horat., Od. 2, 5 6 15 16; Epod. 1.

[2] Tertull., Apologeticum c. 42 (Migne 1, 491).

[3] Helmolt, Weltgeschichte I 147. [4] Ebd. III 33.

[5] Vgl. Winckler, Die Gesetze Hammurabis (Leipzig 1906) § 253 ff. 257 ff. 273 ff. [6] Helmolt a. a. O. III 109.

baues noch nicht genossen[1]. Bei den Kanaanitern scheint die Arbeit in Landbau und Handwerk so entwickelt und herrschend gewesen zu sein, daß man eine geachtete Stellung voraussetzen darf[2].

„Nicht durch kriegerischen Sinn bemerkbar, waren die slawischen Stämme, scheint es, die Wenden und Sorben, mehr den ruhigen Beschäftigungen des Ackerbaues und des häuslichen Lebens zugewandt."[3] Die Erinnerung an das heidnische Arbeitsvolk der Chinesen und Japaner[4] führt uns in dem Beweis der Arbeitsachtung bei Völkern außerhalb der Offenbarung aus alter Vergangenheit in die Gegenwart herab. Von den Kaisern Chinas erzählt man, daß sie an einem bestimmten Tag in feierlicher Umgebung selbst den Pflug führten, um dadurch ihrer Hochachtung für den Ackerbau Ausdruck zu geben. Die Kaiserin mit ihrem Hofstaat beschäftigte sich mit Seidenzucht. Wenn auch beide Tätigkeiten zunächst kultischen Zwecken gewidmet waren, so war doch damit die Arbeit als heilige Angelegenheit anerkannt."[5] Von den Persern wissen wir, daß bei ihnen die Bewässerung und Bebauung des Bodens als ein gutes, gottgefälliges Werk angesehen wurde. Noch heute sind die Perser in Indien durch Arbeitsamkeit ausgezeichnet. In Peru hatte jedes Jahr der Herrscher, ähnlich wie in China, mit goldenem Pflug die Erde zu pflügen. Die Arbeit gehört zum Dienst des Sonnengottes. „Es ist ein Triumph dieser Religion gewesen, daß sie die von Natur faulen Indianer Perus zu einem überaus fleißigen Landbauernvolk erzogen hat."[6] Bei den Eskimo besteht der Glaube, daß nur diejenigen, welche viel gearbeitet oder gelitten haben, in das Elysium einziehen dürfen[7]. Selbst viel tiefer stehende Völker des gegenwärtigen Heidentums bezeugen, daß auch bei den gröbsten

---

[1] Siehe 1 Mos. 46, 34; vgl. Maier, Soziale Bewegungen und Theorien 13.

[2] Thomsen, Paläst. Altertumskunde (Tübingen 1913) 39 ff.

[3] Döllinger, Christentum und Kirche (Regensburg 1860) 401; Heidentum und Judentum (Regensburg 1857) 53.

[4] Die katholischen Missionen (Freiburg 1886) 209 ff. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur II[4] (Freiburg 1902) 472 ff 578 ff.

[5] Orelli, Allg. Religionsgeschichte I[2] (Bonn 1911) 56. [6] Ebd. 811.

[7] Schneider, Die Naturvölker II (Paderborn u. Münster 1885—1886) 61 f.

religiösen Verirrungen das natürliche Bewußtsein der Arbeitsehre fortleben kann. In Futa Toro[1] steht der Landbau so hoch in Ehren, daß der König und die Vornehmsten selbst ihn leiten. Bei den Herero muß selbst der königliche Prinz die Rinderherde hüten[2]. Die gesamte Negerbevölkerung Senegambiens versteht sich auf Landbau und erzielt in Anbetracht der primitiven Mittel erkleckliche Resultate[3]. Die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen des Marutse-Mambundareiches im Sambesibecken ist der Ackerbau. In die Bearbeitung der Felder teilen sich beide Geschlechter derart, daß der Mann die schwierige, die Frau die leichtere Arbeit übernimmt; selbst Königinnen entziehen sich derselben nicht[4]. Diese Beispiele könnten um viele vermehrt werden. Die Beschäftigung mit dem Handwerk hat bei den Naturvölkern gleichfalls ihre Vertreter gefunden, wenngleich der Landbau bevorzugt wird[5]. Stanley[6] fand sie, als er den „dunkeln Weltteil" mit kühnem Mute durchquerte. Die Missionäre stießen auf sie, als ihr Glaubenseifer sie zu den „wilden" Stämmen der Naturvölker trieb[7]. Allerdings muß man auch in hohem Maße bei den Naturvölkern über Müßiggang Klage erheben. Gar leicht sind sie geneigt, die Arbeit zu lassen, wenn sie die Beobachtung machen, daß man durch Handel schneller reich wird[8]. Aber die unzweifelhafte Tatsache der Arbeitsfreude und Arbeitsehre, die Beobachtungen des Fortschrittes bei der Arbeit einzelner Stämme verbieten es, dem natürlichen Menschen die Freude zur Arbeit einfach abzusprechen, wenn sie ihm nicht durch übernatürliche Gründe beigebracht wird[9].

Die moralische Erkenntnis erhielt sich aber in der Geschichte der Völker sowenig auf ihrer Höhe als die religiöse. Wie ein Abirren der Menschheit von der Gotteserkenntnis zum Götzendienst zu beklagen ist, so auch ein Abirren von der reineren Erkenntnis sittlicher Pflichten und Ziele. Das zeigt sich mit harten und tiefgreifenden

---

[1] Schneider, Die Naturvölker 178. [2] Ebd. 179.
[3] Ebd. 170 f. [4] Ebd. 179. [5] Ebd. 195.
[6] Vgl. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil II 155.
[7] Vgl. Die katholischen Missionen (1896) 41.
[8] Schneider a. a. O. 172.
[9] Vgl. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft (Tübingen 1893) 255.

Folgen in den Anschauungen über die Arbeit. Und es ist zu verwundern, daß gerade mit dem Höhersteigen der Kultur die Achtung und Liebe zur Arbeit sank. Bei den bedeutendsten Kulturvölkern des Altertums sehen wir die Achtung vor der Arbeit und dem Arbeiter in unheilvollem Maße zurückgehen. Das darf nicht so verstanden werden, als hätte man die physische Notwendigkeit der Arbeit verkannt. Die Sklaverei zeigt, wie klar man diese Notwendigkeit einsah. Was verkannt wurde, war die Ehre dieser Notwendigkeit zu dienen, und die richtige persönliche Stellungnahme zur Betätigung der ehrenvollen menschlichen Kulturarbeit jeder Art.

Man braucht die Aussprüche und Meinungen einzelner Philosophen und von der Geschichte gebuchte Einzelerfahrungen des Lebens nicht ungebührlich zu verallgemeinern[1], um diese Rückschritte als geschichtliche Tatsachen zu erweisen. Gewiß wäre es verfehlt, die Geringschätzung, mit der Aristoteles den Handarbeiter betrachtet, und die Einschätzung des Handwerks bei Plato schon als vollendeten Beweis anzusehen. Die Meinungen dieser Männer sind so wenig kurzerhand als Beweise für die Stimmung des Gesamtvolkes anzusehen, als heute die Theorien unpraktischer Philosophen der Maßstab des öffentlichen Bewußtseins sind. Schließlich haben diese Philosophen später weit mehr gegolten als zu ihren Lebzeiten. Aber Symptome der Abkehr von der Arbeitsachtung im Volke sind ihre Äußerungen ohne Zweifel: Aristoteles[2] will alles Banausische von seinen Idealbürgern abgehalten wissen und sie von aller Arbeit, selbst vom Ackerbau, ausschließen. Alle Handarbeiten erscheinen ihm als unedel, und er hält es für unmöglich, daß einer, der die Tugend kultiviert, das Leben eines Handwerkers oder eines Tagelöhners führe[3]. Es gibt Arbeiten, denen der Freie ohne Selbsterniedrigung sich nicht unterziehen kann; dafür hat die Natur eine besondere Gattung von Menschen, die Sklaven, erschaffen, damit sie mit ihrem Körper für

---

[1] Gegen solche übereilte Schlüsse s. Neurath, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik XXXII (1906) 593.

[2] Ziegler, Die Ethik der Griechen und Römer (Straßburg 1881) 130.

[3] Aristot., Polit. 3, 5; 7, 9.

uns arbeiten[1]. Die Arbeiter, belehrt uns derselbe Denker, verdienen nicht den Namen Bürger, sie haben keinen Adel der Gesinnung, es ist kein Unterschied zwischen ihnen und den Sklaven. Unter seinen Vorschlägen befindet sich auch der, die ganze Industrie zu verstaatlichen und die gewerblichen Klassen zu dienenden Organen der Staatswirschaft zu machen.

Plato hat auf diesem Gebiet maßvoller gedacht und dies in den „Gesetzen" mehr zum Ausdruck gebracht als im „Staat". Seine Idee, der Landbesitz sollte verstaatlicht und in gleichen Losen unter die Bürger verteilt werden, ebenso sollte der bewegliche Besitz gleichmäßig unter die Bürger verteilt sein, scheint auch, wenn wir von der Sklaverei absehen, eine gleichmäßige Beteiligung aller in der produktiven Arbeitsleistung im Staate einzuschließen. Er nimmt am Menschen im arbeitenden Volk wärmeren Anteil als der Stagirite und fordert eine entsprechende Behandlung, auch will er die höheren Klassen im Staate mit der Aufgabe versehen, für das Ganze zu leben und zu sorgen und insbesondere für jene Mitbürger Sorge zu tragen, welche die niederen Funktionen üben. Aber es gehört doch nach seiner Ansicht zu einem wohlerzogenen, für die höheren Aufgaben des Lebens befähigten Menschen, daß er die Arbeit verachtet[2]. Kein Wunder, daß ihm selbst auch manches harte Wort über die, philosophisch betrachtet, so niedrig stehende Klasse der arbeitenden Mitmenschen entschlüpft[3]. Der Arbeiter ist unfrei. Er verkauft gegen Lohn seine Kräfte[4].

Die Geringschätzung einiger Philosophen gegenüber den arbeitenden Klassen würde ohne tiefere Einwirkung geblieben sein, wenn diese Klassen in der Lage gewesen wären, sich erfolgreich gegen dieselbe zu wehren. Die innerhalb dieser Kreise vorhandene bessere Wertschätzung der eigenen Tätigkeit ist jedenfalls durch die Haltung der Philosophie nicht schwer beeinträchtigt worden. „Wenn wir in die breite Masse hinabsteigen, um sie bei ihrer Arbeit zu belauschen,

[1] Aristot., Polit. 1, 3; vgl. Hettinger, Apologie a. a. O.

[2] Rep. 6, 495; 8, 549; 9, 590. Vgl. Périn, Über den Reichtum in der christl. Gesellschaft I (Regensburg 1866) 290 f.

[3] Xenoph., Memorab. 3, 7, 3. [4] Polit. 2, 371.

auf dem Acker, in der Werkstatt, auf der Nilbarke und in getreidebeladenen Romfahrern, im Heer und am Wechslertisch — nur der Blinde könnte verkennen, daß hier viel Tüchtigkeit, Fleiß und Zuverlässigkeit lebendig waren, daß Familiensinn und Freundschaft die Kleinen verbanden und kräftigten, daß die Segnungen einer alten und relativ gefestigten Kultur bis in die letzten Dörfer zu spüren waren."[1] Der vereinzelte Grabstein des Daphnos aus einer südwest-kleinasiatischen Landschaft darf wohl als typisch für die Arbeitsfreude und das Ehrenbewußtsein des Arbeiters angesehen werden. Der Grabstein nennt Daphnos den besten der Gärtner. Er habe sich das Denkmal errichtet und habe nun dies Ziel erreicht, „nachdem er sehr viel gearbeitet hatte"[2]. Mit der Annahme, daß in den arbeitenden Kreisen die Arbeit der Liebe und Schätzung sich erfreute, ist die Annahme wohl vereinbar, daß im großen sozialen Leben der Arbeiter wenig galt und die Arbeit den Nimbus der Ehre vielfach verloren hatte. Diese Annahme entspricht den tatsächlichen Verhältnissen der griechischen Kulturgeschichte. „In der Blüte Griechenlands empört die Gelassenheit, mit welcher selbst die vornehmsten Geister die Sklaverei als selbstverständlichen Bestandteil ihres Staatsgebäudes betrachten"[3]; denn man fügt sofort bei, „und damit die Menschenehre verletzten und die Arbeit entwürdigten". „Das Griechentum verachtet die Arbeit für die äußeren Lebensbedürfnisse; es hat seine ganze Lebensherrlichkeit auferbaut auf der Grundlage des Instituts des Sklaventums, welches die geringgeschätzten niederen Dienste auf sich nehmen muß; auch das demokratische Bürgertum macht hiervon keine Ausnahme, sondern läßt, so es kann, seine Erwerbsgeschäfte durch Sklaven betreiben."[4]

Auch wer die milde Auffassung E. Meyers von der Sklaverei teilt und annimmt, daß das geschichtliche Verhältnis zwischen Sklaven und Herren ein ganz natürliches gewesen sei, nicht anders als das Verhältnis der Besitzlosen zu den Besitzenden sich darstellt, kann

[1] Deißmann, Licht vom Osten (Tübingen 1908) 204.
[2] Ebd. 227.
[3] Lotze, Mikrokosmus III (Leipzig 1872) 256. Vgl. Aristot., Polit. 1, 3.
[4] Köstlin, Die Ethik des klassischen Altertums (Straßburg 1887) 138.

nicht bestreiten, daß, wo Sklaverei besteht, sie den Schatten der Erniedrigung auf die Arbeit des freien Arbeiters werfen muß.

Die geschichtliche Betrachtung mag feststellen, daß die Sklaverei ein erfolgwirkendes Glied im Aufstieg der Menschheit gewesen ist. Ein notwendiges war es nicht und erkaufte die Erfolge um sehr harte Preise. Daß Babylon, Ägypten, Rom und Athen ihre gewaltigen Aufgaben nicht hätten erfüllen können ohne das Institut der erzwungenen Arbeit, ist jedenfalls auch das Zugeständnis, daß es währenddessen mit der Liebe zur Arbeit und der Achtung vor der Arbeit recht bedenklich aussah[1]. Mancher Zug, der als Zeichen milden Sklavenloses herausgehoben wird, kann doch vor dem ernsten Urteil der Humanität als Entschuldigung oder Rechtfertigung der Sklaverei nur schlecht bestehen[2].

Bei einem Volk, das die Sklaverei kannte, waren die genannten Theorien der Philosophen allerdings geeignet, bei der ganzen sozial höhergestellten Schicht Beifall zu finden. Diesen Erfolg mußten sie um so eher erreichen, als die Staatsverwaltung jene Ansichten begünstigte. Plutarch sagt: „Es war eine der schönsten und glücklichsten Einrichtungen des Lykurg, daß er den Bürgern die möglichst große Muße verschaffte, indem er ihnen verbot, sich in irgendeiner Weise mit Lohnarbeit zu beschäftigen.“[3] So kam es, daß die Anregungen eines sozialen Reformators wie Alkidamos, der in der Sklaverei die Hauptursache der unhaltbaren Zustände seiner Zeit erkannte[4], ohne Frucht blieben, die Sucht nach mühelosem Erwerb seit Perikles die weitesten Kreise ergriff, die Reichen hingegen ebenso unsozial ihre Güter engherzig zurückhielten. Ein Isokrates machte ihnen den Vorwurf, die Reichen würden ihren Besitz lieber ins Meer werfen, als den Armen geben[5]. Die Scheu vor der Arbeit hatte weit um sich gegriffen, und es gab schon im 4. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland eine Schicht im Volke, die um keinen Preis arbeiten wollte[6].

---

[1] Vgl. Kiefl, Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums (Kempten 1915) 122 f. [2] Siehe ebd. 133 f.

[3] Vitae parallelae (Ausg. Sintenis, Leipzig 1864) vol. 1: Lycurg c. 24, p. 107. [4] Helmolt, Weltgeschichte IV 290. [5] Ebd.

[6] Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte[2] IV 144.

Als der Apostel Paulus seine Missionstätigkeit in den griechischen Städten begann, erfuhr er alsbald, daß die körperliche Arbeit scheelen Blicken ausgesetzt war. Sie galt als eine Erniedrigung[1], der sich zu unterziehen eine Demütigung war[2].

Die Römer gerieten in der Würdigung der Arbeit auf dieselben Abwege, auf welche die Griechen verirrt waren. Zunächst gelang es in Rom der gewerblichen Arbeit nicht, sich zu Ansehen emporzuarbeiten. Grupp referiert darüber in der „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit" [3] folgendermaßen: „In der Mißachtung der Arbeit war Rom und Athen gleich. Ein Unterschied bestand nur darin, daß die Griechen als ein Volk der Kunst die künstlerische Tätigkeit höher schätzten, die Römer aber als ein praktisches Volk den Ackerbau und das Kriegshandwerk. Sonst aber galt jede Arbeit mit der Hand als gemein, mochte sie auch höheren Bedürfnissen entgegenkommen. Selbst Maler und Bildhauer gehörten nicht zu den ersten Gesellschaftsklassen, und Lucian meint, man könne zwar die Werke eines Phidias und eines Praxiteles bewundern, aber doch werde kein vernünftiger Mensch wünschen, ihrem Schöpfer ähnlich zu sein. Zwischen Lohn und Trinkgeld machte man keinen Unterschied; der Lohnarbeiter galt als Mietling, den man mit dem Hungerlohn von 12 As[4] abspeiste, während man sich scheute, Klienten weniger als 25 As zu geben. Ein von Geburt freier Mann, erklärt uns Valerius Maximus, würde sich entehren, wenn er eine Dienststellung antreten würde[5]. Den Tagelöhner stellt Cicero[6] auf gleiche Stufe mit den Barbaren. Etwas gemildert wurde diese Anschauung, als viele freie Berufe, der Arzt, der Advokat, der Lehrer, einen Ehrensold, Honorar, empfingen, der nicht entwürdigte, aber nicht zu einer Klage berechtigte. . . . Als Mietling und Tagelöhner traf den Handwerker all die Verachtung, die die Alten in diesen

---

[1] 2 Kor. 11, 7.

[2] Phil. 4, 12; vgl. Röm, Der erste Brief an die Thessalonicher (Passau 1883) 47.

[3] I (München 1903) 254).

[4] Eine As etwa acht Pfennig.

[5] Vgl. Factorum et dictor menor libri IX 1, 8.

[6] De offic. 1, 42; Tusc. disp. 4, c. 35.

Namen legten. . . . Leute, die mit enggegürteter Tunika hinter dem Ladentisch standen oder in Schurz und Kappe auf dem Schemel arbeiteten, gehörten zur Hefe des Volkes." Den Landbau bezeichnet Cicero als eine des Freien würdige Beschäftigung und erhebt ihn mit großem Lob[1]. Vom Handwerk aber erklärt er: Unanständig und schmutzig seien die Gewerbe aller um Lohn Arbeitenden, bei denen man die Arbeit, nicht die Kunst bezahle; alle Handwerker trieben eine schmutzige Kunst, eine Handwerksstätte könne nichts für einen Freien Anständiges haben. Auch aller Kleinhandel sei zu den schmutzigen Erwerbsarten zu rechnen. Nur Architektur, Großhandel und Lehramt sind nach ihm für gewisse Klassen anständige Beschäftigungen[2]. Was Cicero äußerte, war jener Zeit nicht neu, sondern spiegelte eine längst lebende Anschauung der Römer. Dionysius von Halikarnaß[3] berichtet aus den ersten Zeiten der Republik, daß es keinem Römer erlaubt war, sich der kaufmännischen Tätigkeit oder den Künsten des Handwerks zu widmen. Gegen diese ungünstige Beurteilung fand die Arbeit im geltenden Rechte keinen Schutz. Das römische Recht teilte den von der Philosophie eingehaltenen Standpunkt in der Wertung der Arbeit, indem es die geistigen Dienstleistungen nach den über das mandatum aufgestellten Grundsätzen behandelte, die operae illiberales, d. h. die Handarbeiten, aber der locatio, conductio der Miete und dem Pacht zuwies. Diese Scheidung, welche das römische Recht vollzog, hat die körperliche Arbeit, ja den Arbeiter selbst mit Leib und Seele zur Stufe der sachlichen, rein materiellen Güter herabgewürdigt[4]. Nach der Rechtsauffassung der Sabinianer, denen allerdings die Prokulianer widersprachen, gab die Arbeit an einem Stoff keinen Rechtstitel auf das Eigentum am Produkt[5]. Die Statue gehörte also nicht dem Künstler, der sie gemeißelt hatte, sondern dem Eigentümer des Marmorblockes. Wie in Griechenland wirkte eben auch in Rom die Sklaverei der Achtung der Arbeit entgegen. Das warf bald

[1] De offic. 1, 42. [2] Ebd.

[3] Antiq. Roman. quae superunt 9, 25.

[4] Siehe Pesch, Lohnvertrag und gerechter Lohn, in Stimmen aus Maria-Laach LII 22 f. [5] Grupp, Kulturgeschichte der röm. Kaiserzeit I 508.

auf die landwirtschaftliche Arbeit ihre Schatten. Nach Varros[1] ausdrücklicher Angabe hatte man sich gewöhnt, als das dritte Instrument der Landwirtschaft neben Ochse und Pflug den Sklaven aufzuzählen. Die Besserung des Loses der Sklaverei seit Ende der Republik bedeutete keine Besserung für die Verhältnisse der freien Arbeit. Denn die bürgerliche Freiheit sank danieder. Beachtenswert ist die Anschauung des Seneka, da er sich in seinem philosophischen System dem Christentum nähert. Dem Arbeitsgeist des geschichtlichen Christentums steht er fern. Der Arbeiter, welcher mit seiner Hände Arbeit als Handwerker die zum Leben nötigen Dinge verfertigt, gilt ihm für ehrlos. Die Genossen dieses Standes können auch den Schein der Ehrbarkeit nicht besitzen[2]. Mit Entrüstung wendet er sich gegen einen Schriftsteller Posidonius, der den Philosophen die Erfindung der Handwerkskünste zuschrieb. Sie gehört nach seinen Worten den niedrigsten Sklaven zu[3]. „Die Weisheit ist nicht Lehrerin der Hände, sondern der Geister.“[4]

Ein anderer Umstand trug noch mehr dazu bei, daß die Verachtung der gewerblichen Arbeit zur Untergrabung der landwirtschaftlichen Arbeit führte. Da die Kaiser dem Adel alle andern Erwerbsarten außer der Landwirtschaft verschlossen hatten, so gab es für das Kapital der Großen keinen andern Ausweg, als sich auf die Landwirtschaft zu verlegen. Deshalb stiegen die Güterpreise. Das wurde zur Verlockung für die kleinen Besitzer, ihre Güter zu verkaufen. Wo aber konservativer Familiensinn sich dagegen sträubte, fand das Bedürfnis der Großen nach Abrundung ihres Besitzes Mittel genug, die Treue des Bauern zu seiner Scholle zu brechen: „Bald gab es nirgends mehr einen freien Bauernstand, alles war auf seinen Untergang angelegt, der große Wettbewerb, das Recht, die Steuern. Mit unzähligen Belästigungen konnte der Großbesitz seinem kleinen Nachbar zusetzen.“ „In den Provinzen bemühten sich die Herren, die Pächter in ihre Hand zu bekommen, ein Ziel, das sie am besten erreichten, wenn die Pächter als Schuldner in ihre

---

[1] Krieg, Grundriß der römischen Altertümer 291.
[2] Epist. 2, ep. 88. [3] Ebd. ep. 90. [4] Ebd.

Hörigkeit gerieten und ihre Kolonen wurden. Umsonst suchten die Kaiser diesem Prozeß Einhalt zu tun." [1]

Diese wirtschaftlichen Mißverhältnisse, die mit dem freien Bauernstand auch die Ehre der landwirtschaftlichen Arbeit beeinträchtigten, übten über das ganze Reich nachteiligen Einfluß. In Spanien hatte sich anfänglich unter römischer Herrschaft der Ackerbau gehoben. Aber das wirtschaftliche System, das Italien verwüstete und seinen Bauernstand verdrängte, begann bald auch in Spanien verderblich zu wirken. Jedes Munizipium wurde ein kleines Rom. Wo zuvor freie Männer emsige Arbeit geleistet hatten, sah man jetzt eine Bevölkerung, der keine Arbeit willkommen und kein Laster fremd war [2].

Es ist auch eine für das Arbeitsleben jener Zeit beachtenswerte Nachricht, die Eusebius [3] über das Verhalten des Domitian gegen die Verwandten Jesu mitteilt. Als der Herrscher die Schwielen an den Händen der ihm vorgeführten Verwandten Jesu sah, gab er sie alsbald mit Verachtung preis. Der so mißtrauische Kaiser überzeugte sich leicht, daß Leute, welche arbeiten, zu unbedeutend seien, als daß sie eines höheren, ihm gefährlichen Gedankens fähig wären.

Der Vater der Geschichte [4] weiß, daß das Übel der Arbeitsverachtung weitum auch die andern Völker des Orients erfaßt hatte, die Ägypter, die Szythen, die Perser, die Lydier und die Thrazier. Wenn man nun auch gegen die Einreihung der Perser nach früher Angemerktem (s. S. 27) Bedenken haben kann, und man nicht vergessen darf, daß die Griechen die Arbeit als etwas betrachteten, was von den Barbaren entlehnt worden sei [5], so ist es doch sicher, daß gerade bei den Ägyptern die Arbeit sehr erniedrigt war, wozu dort der Kastengeist wesentlich beigetragen hat [6]. Auch die Inder [7] müssen wir an diese Völker anreihen, wo die gewerbliche und landwirtschaftliche Arbeit als Aufgabe gerade der verachtetsten und

---

[1] Grupp, Kulturgeschichte der röm. Kaiserzeit 263 264.
[2] Helmolt, Weltgeschichte IV 479. [3] Hist. eccl. 3, 20.
[4] Herod., Hist. 2, 167.
[5] Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte I² 20.
[6] Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte I² (Bonn 1911) 125 177.
[7] Ebd.

niedrigsten beiden unteren Kasten erscheint. In Babylon und Assyrien hat die Entwicklung der Kultur desgleichen zur Herabwürdigung der Arbeit geführt. Die gewerblichen Arbeiten wurden zur Obliegenheit der Sklaven, welche der Krieg in die Städte schaffte. Auf dem Lande stand es besser, sofern die Landarbeiter im allgemeinen persönlich frei gewesen zu sein scheinen. Aber ein blühender Bauernstand bestand auch da nicht. Der Großgrundbesitz drückte auf ihn und hinderte seine Entfaltung. Die Bauern wurden Hintersassen dieser Besitzer, bearbeiteten ihre Güter und lieferten einen Teil des Ertrages dem Besitzer ab [1].

Von den Germanen berichtet allerdings Tacitus [2], daß ihnen müßige Ruhe verhaßt war. Die Arbeit war jedoch nicht das Mittel, träge Ruhe zu bannen, sondern Jagd und Krieg. „Nicht leicht wirst du sie überreden, die Erde zu pflügen und die Ernte abzuwarten. Ja es gilt als feig und zaghaft, im Schweiße der Arbeit zu erwerben, was man um den Preis des Blutes sich erwerben kann.“ „Die Sorge für den häuslichen Herd und die Bebauung der Felder überlassen sie den Frauen, den Greisen und den Schwächlingen in der Familie.“ [3] Cäsar [4] berichtet, daß die Germanen von Jugend auf in Mühen und Strapazen sich abhärteten. Doch waren es eben nicht die Mühsale der Arbeit, an der sie ihre Kraft stählten. Denn alsbald lesen wir: „Auf Ackerbau verwenden sie keinen Eifer.“ [5] Die Herabwürdigung der Arbeit zum Sklavendienst war auch bei den Germanen Sitte geworden, und die Sitte herrschte im weiten Umfang, wenngleich die Form der Sklaverei eine weniger harte war wie bei den klassischen Völkern. Die von Tacitus geschilderten Zustände sind hoch erhaben über die Gestalt des römischen Sklavenarbeitslebens, aber eine Geringschätzung der Arbeit ist in ihnen auch noch wirksam. Der Römer schreibt: „Den Hörigen (servi) weisen die Germanen nicht nach unserer Sitte bestimmte häusliche Dienstleistungen zu, sondern jeder bekommt seine Wohnung, jeder die Leitung seines eigenen Herdes. Ungefähr so

---

[1] Helmolt, Weltgeschichte III 33. [2] Germania c. 14. [3] Ebd. c. 15.
[4] Commentarii de bello Gall. 6, 21. [5] Ebd. 6, 22.

wie dem römischen Zinsbauer legt der Herr den Eigenhörigen ein bestimmtes Maß von Getreide, Vieh oder zu fertigenden Kleidern auf, und nur soweit ist er verpflichtet, während was sonst im Hause zu verrichten ist, Frau und Kinder besorgen. Selten ist es, den Hörigen zu schlagen oder mit Banden und Zwangsarbeiten zu züchtigen, und wenn es häufiger vorkommt, daß ein solcher getötet wird, so ist nicht Strenge der Zucht, sondern jäh aufwallender Zorn Anlaß, wie man einen Feind erschlägt, doch ungestraft."[1]

Den Kommentaren Cäsars ist zu entnehmen, daß auch die Gallier den Stand des arbeitenden Volkes fast zu Sklaven erniedrigt haben[2]. Ehre und Ansehen besaßen nur die Ritterschaft und die Druidenschaft. Die Lusitanier und Kantabrer überließen die Arbeiten den Frauen und Sklaven. Von Raub und Beute zu leben war Männerehre[3]. Die Tartessier hatten ein strenges Gesetz, welches den Freien verbot, sich mit einer körperlichen Arbeit zu befassen, weil solche die Aufgabe des verachteten Sklaven war.

Eine so auffällige Tatsache der Geschichte, wie die, daß bis zum Sieg des Christentums über das Heidentum im römischen Reiche dem Aufstieg der Kultur ein Sinken der Achtung für die Arbeit, diese vorzügliche Kulturquelle, zur Seite geht, kann man nicht hinnehmen, ohne nach ihrer Ursache zu fragen.

Wie konnte das menschliche Denken so abirren, daß es der Arbeit, trotz der Erkenntnis ihrer Unentbehrlichkeit, die Achtung in so hohem Maße versagte? Wie konnte es so unehrlich sein, die Mitschöpferin der Kulturwerte, deren man sich erfreute, mit so hartem Undank zu lohnen und ihr ein Sklavenjoch aufzubürden? Wie konnte es so ungerecht und unmenschlich zugleich werden, daß es dem Einsatz der menschlichen Kraft für die Notdurft und die Verschönerung des Lebens den gerechten materiellen und ideellen Lohn, Verdienst und Ehre versagte oder doch nur widerwillig und kärglich bot?

Man steht hier vor einer Erscheinung, bei welcher man an das Eingreifen einer finstern Macht in die Entwicklung des menschlichen

---

[1] Tacit., Germania c. 25. [2] De bello Gall. 6, 13.
[3] Döllinger, Heidentum und Judentum 671.

Seelenlebens denkt und mit einer Verkehrung und Verschlechterung der menschlichen Eigenschaften durch jene rechnet. Begierig schaut man nach den guten Erfolgen dieser Verkehrung in den geschichtlichen Wirkungen aus, die es verständlich machen, daß eine weise und gütige Vorsehung dieses Verhängnis zuließ[1].

Die Antwort auf die Frage wird man nur dringender suchen, wenn man weiß, daß die Neigung des Menschen, das Recht der Arbeit auf Lohn und Ehre zu verkennen und zu mißachten, auch im christlichen Zeitalter zuweilen stark sich geltend gemacht hat. Der Geist des Christentums ist ja keine die Menschen mechanisch erfassende und leitende Regel des Lebens, sondern ein sittliches und intellektuelles Ideal, dem sich die einzelnen in mehr oder minder schwerem Kampf mit ihrer Umwelt und Innenwelt frei anpassen müssen. Daher zeigen sich auch im Zeitalter des christlichen Geistes die verkehrten Neigungen des Willens und der Begierlichkeit wirksam und einflußreich. Doch muß man bei der Bewertung des Verhaltens, das im Christentum der Arbeit gegenüber praktisch beobachtet wird, mit einsichtigem Urteil zu Werke gehen. Sonst wird man wegen der äußerlichen Ähnlichkeit mit dem Verhalten der Heiden auch dort Spuren von Analogien einer der heidnischen verwandten Gesinnung vermuten, wo eine solche keineswegs waltet, im Gegenteil der Geist der Schonung des Arbeiterrechtes und der Ernst eigener Pflichttreue das Verhalten nach christlichem Geiste regelt. Auch in der christlichen Gesellschaft zieht die soziale Stellung des Menschen Grenzen um sein Arbeitsgebiet und erlaubt ihm nicht ohne Verletzung seines Ansehens, diese Grenzen zu überschreiten. Der Millionär, welcher seine schweren Reisekoffer im Schweiße des Angesichts eigenhändig durch die Straßen seines Wohnortes schleppte, würde einen unangenehmen Eindruck machen und könnte ihn kaum verwischen, wenn er erklärte, das aus Liebe und Ehrfurcht gegen die Arbeit getan zu haben. Denn man hat sich gewöhnt, bei der herrschend gewordenen

[1] Über den Einfluß heidnischer Denker auf die Arbeitsauffassung bei christlichen Theologen und die Fortschritte in der Auffassung der letzteren s. Kostanecki, Arbeit und Armut, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte sozialer Ideen (Freiburg 1909) 17 ff.

Arbeitsteilung bestimmte Arbeiten als das Recht der Menschengruppen anzusehen, die sich ihr beruflich gewidmet haben, und sieht den mit scheelen Augen an, der dieses Recht durchbricht. Man achtet mehr darauf, daß er andern den nach Billigkeit erhofften Verdienst nicht beschränkt, als daß er Liebe zur persönlichen Handarbeit zeigt, und dies ist sozial unzweifelhaft das Bessere. Die soziale Organisation der Menschheit hat Berufe geschaffen, deren Pflichtkreis die tägliche Arbeitskraft ihrer Inhabers vollauf beansprucht; dafür ist dieser so gestellt, daß er bestimmte Dienste durch andere sich leisten lassen kann. Würde man sehen, daß der Inhaber eines solchen Berufes, etwa ein höherer Beamter, diese gewöhnlicheren Tagesdienste selbst ausübt und sich die bereitstehenden Hilfsorgane erspart, so würde man nicht die Liebe zu dieser gewöhnlichen Arbeit an ihm preisen, sondern ihn eher des Geizes und der Pflichtvergessenheit bezichtigen, da er diese Zeit seinem Amte entzieht. Die sittliche Forderung, daß jeder auf seinem Gebiet möglichst Vollkommenes anstrebe, muß den einzelnen abhalten, seine Zeit Arbeiten zu widmen, die ihm die Zeit zu der ihm obliegenden Leistung nehmen, während sie von andern vollkommen zureichend besorgt werden könnten. In ähnlicher Weise dient die Beschränkung einer Person auf ein Arbeitsgebiet dem Schutze der Ehre und der Interessen dieser Arbeit. Diese Beschränkung schafft die Möglichkeit des Vollkommenen und nötigt die Gesellschaft, die Leistung so zu bewerten, daß ihr Urheber bei diesem Streben bestehen kann. Wie wenig das Mißachtung der Arbeit ist, zeigt das Verhalten der gewerblichen Berufe; ihre Vertreter arbeiten auf dem eigenen Zweig mit Anspannung der ganzen Kraft, lassen sich aber durch einen gesunden Instinkt abhalten, in die Sphäre einer verwandten, von andern geübten Arbeitsart hinüberzugreifen.

Die Enthaltung von bestimmten Arbeiten mit dem Bewußtsein, daß ihr Betrieb für bestimmte Personen etwas Ungehöriges sei, braucht sich also noch keineswegs auf dem Boden der im Heidentum erwachsenen Verachtung der Arbeit und des Arbeiters zu bewegen. Wo man bei ihr von den richtigen Beweggründen geleitet ist und mit der persönlichen Enthaltung von dieser Arbeit die Achtung dessen verbindet, der sie berufsmäßig leistet, befindet man sich keineswegs

im Widerspruch zur christlichen Gesinnung. Ja, das Verhalten wird beim Wohlbedachten geradezu Ausfluß der christlichen Gesinnung werden. Wo die Einsicht in die richtigen Beweggründe verlorengeht und das wahre Recht solcher sozialen Sitten nicht mehr erkannt wird, da kann allerdings die Meinung entstehen, daß bestimmte Arbeitsleistungen nicht nur für einzelne subjektiv ungehörig, sondern objektiv schimpflich seien. Solche Meinungen sind unchristlich und unvernünftig; sie stehen der heidnischen Auffassung an Minderwertigkeit nicht nach. Es ist heidnische Verkehrtheit, den Inhaber höherer Bildung von sittlich hochstehendem Charakter als sozial minderwertig zu betrachten, weil er vielleicht schon einmal in Handwerk und Feldbau geschäftsmäßig gearbeitet hat. Moralisch minderwertig wäre es ebenso ohne Zweifel, aus Zimpferlichkeit und Eitelkeit an der Arbeit nicht teilnehmen zu wollen, von deren Ertrag man leben muß.

Aus ganz andern Beweggründen als aus Achtung vor einer kulturell segensreichen Arbeitsteilung und der Rechte der einzelnen Gruppen und aus Schonung der schwächeren Klassen hat man im Altertum die Arbeit für gewisse soziale Schichten für unstatthaft gehalten. Man mißachtete die Arbeit, wo sie nicht Betätigung des freien Mannes für sich selbst, sondern Arbeit um Lohn war und eine Abhängigkeit des Arbeitenden vom Arbeitgeber einschloß oder einzuschließen schien, also wegen der Minderung oder Aufhebung der Freiheit (s. oben S. 34 f.)[1]. Ferner begegnete man der Arbeit mit Mißachtung, weil sie dem Menschen die Zeit nahm, sich die Güter der höheren Geisteskultur anzueignen und für sie tätig zu sein (vgl. S. 31 33 f.), also wegen der Minderung der persönlichen Bildung und des persönlichen geistigen Wertes. Naturgemäß waren in den Schichten der arbeitenden Bevölkerung jene Charakterzüge oft weniger ausgebildet, welche dem Menschen das Gepräge des Edlen geben, wie ein unbeugsamer Wahrheitssinn, ein lebendiges Rechtsgefühl, weiter Blick und kluger Takt, Uneigennützigkeit; dagegen hatte die Not des Lebens manche Gewohnheit gezüchtet,

---

[1] Vgl. auch Kostanecki, Arbeit und Armut 11 f.

die abstieß, es hatten sich Grundsätze gebildet, die nicht edel waren, und Leidenschaften entwickelt, die man mit Recht als unwürdig bezeichnete. Das gab einen neuen Anlaß, die Arbeit um deren geringwertigen Ausüber willen wegen Minderung des sittlichen Charakters und Wertes geringzuschätzen. Da zur Lohnarbeit die Armut insbesondere nötigt, in der Zeit des Altertums der Ruhm einer durch reichlichen Besitz begründeten sozialen Selbständigkeit recht guten Klang hatte, so wurde die Scheu, als arm zu gelten, auch zur Scheu vor der Arbeit. Sie wurde geringgeschätzt wegen der Minderung der sozialen Stellung, die ihr gewöhnlich zur Seite ging. Man müßte sich wundern, weshalb die Arbeit im Altertum nur ihre Abhängigkeit vom Brotherrn zu fühlen bekam, nicht aber auch die Bezieher ihrer Erzeugnisse ihre Abhängigkeit von Arbeit und Arbeitern fühlbar machten, wenn man nicht wüßte, daß die Sklaverei die Versuche, die dahin zielten, unfruchtbar machte. Deshalb konnten die gedrückten arbeitenden Kreise auch nicht leicht Hoffnung haben, daß Angehörige aus ihrer Mitte zu höherer Stellung im Staate gelangten, so sehr feines Urteil und edler Sinn selbst im Sklavenstand sich offenbarten, wie Epiktet zeigt. Diese Minderung auf Aussicht zum Erfolg bei höheren Bestrebungen wurde wieder ein Grund, den Arbeitern und der Arbeit bessere Schätzung zu versagen. In dieser Atmosphäre konnte es nicht ausbleiben, daß Lebensgenuß ohne Arbeit als recht und edel angesehen und das Leben von öffentlichen Spenden beliebter wurde als jene edle, wenn auch bescheidene Sicherung der Existenz, die dem gelernten Arbeiter seine Arbeit bietet. Auch die mit der Arbeit verbundene Minderung am Lebensgenuß drückte auf ihr Ansehen. All diesen Motiven liegt etwas Gesundes zugrunde. Das Schädliche ist ihre einseitige Betonung und die Halbheit in der Schätzung der Lebenswerte. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie das Ringen nach höherer Kultur die Mehrzahl um ihre Früchte betrügt, wie die Hochhaltung des geistig sittlichen Persönlichkeitswertes zur schroffen Mißachtung der Humanität geführt hat, die Schätzung der Unabhängigkeit in der Arbeitsverachtung bis zur Vernichtung ihrer Grundlagen fortschreitet und der Besitzstolz so weit

geht, sein Recht durch Verkennung und Niederhaltung des Rechtes der Arbeit zu schützen und, um das Recht auf äußeres Eigentum und dingliche Werte zu wahren, das heiligere Recht der Werte schaffenden arbeitenden Kraft des Menschen, das heilige Recht des Arbeitenden auf sein eigenes Selbst mißachtet. Wahrlich, der Gläubige hat nicht unrecht, wenn er diese Erscheinungen nicht als bloße immanente Entwicklungswege des Kulturlebens begreift, sondern die Wirkungen jenes Verhängnisses darin erkennt, das der Christ Erbsünde nennt. Die Vorsehung ließ dieses Werden zu, weil es den Menschen von der Zuversicht auf sich selbst erlösen und dem in die Arme führen konnte, welcher das Wort gesprochen: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid." Welche Stellung nun hat das Evangelium zur Arbeit eingenommen?

3. Jesus als Vorbild und Lehrer der Arbeit.

Um die Stellung Christi zur Arbeit darzulegen, haben wir sowohl sein persönliches Verhältnis zur Arbeit als auch seine lehramtliche Stellungnahme im ganzen Umfang der zu Gebote stehenden Quellen vorzuführen. Dazu gehört, daß nicht nur seine direkten Aussprüche über diese Seite des menschlichen Lebens geprüft werden, sondern es will auch untersucht sein, wie diese Aussprüche in den tieferen Zusammenhang seiner Lehre sich hineinfügen und mit dem Grundton der im Evangelium Jesu enthaltenen religiösen Botschaft zusammenstimmen. Zugleich muß aber auch erwogen werden, was sich aus dem Grundton und Geist der Lehre Jesu für das Arbeitsleben sich an Folgerungen ergibt, auch wenn Jesus solche nicht ausdrücklich gezogen hat. Es kann jemand, ohne ein Wort gegen die Arbeit zu sagen, doch ganz von ihr abführen, indem er die Kräfte seiner Anhänger ganz für die Ziele in Anspruch nimmt, welche die Arbeit ausschließen. Wiederum ist es möglich, daß jemand ohne direkten Befehl zur Arbeit doch Lust und Liebe zu ihr in hohem Maße fördert, indem er zu Idealen leitet und mit Grundsätzen erfüllt, welche mit arbeitsamer Tätigkeit aufs innigste verbunden sind.

Es ist im einzelnen schwer zu sagen, weshalb Jesus der Belehrung von der Arbeit in seiner Tätigkeit keinen breiteren Raum gegeben hat. Wir können aber mit Sicherheit erkennen, daß dies nicht notwendig war. Das jüdische Volk war ein arbeitsames und arbeitstüchtiges Volk. Bei einem Volk, dem die Arbeit selbstverständlich ist, wird man nicht als Mahner zur Arbeit auftreten. Gelegentliche Äußerungen genügen, um sich als Freund dieser Arbeitsamkeit zu zeigen und durch Beifall in ihr zu bestärken. Bei Christus war das um so mehr der Fall, als er selbst in der Rolle des Arbeitenden sich gezeigt und mit Gefährten sich umgeben hatte, die alle die Arbeit liebten und die Trennung von ihrem Gewerbe als Opfer ansahen[1]. Daher ist ein Überblick über die Arbeitslehre des Alten Testaments mit der Darlegung der Lehre Jesu zu verbinden. Die gleichen Verhältnisse machen es verständlich, daß Jesus auch gegenüber der Arbeitsverachtung im weiten Heidentum keine schärferen Betonungen der Arbeitswürde hören ließ. Bei der Eigenart seiner persönlichen Lebenshaltung und Umgebung und des alttestamentlichen Untergrundes, auf dem er stand, genügte eine einfachere Sprache, wie die Geschichte des Christentums zeigt.

Nie darf man vergessen, daß Christus nicht ein System der Nationalökonomie[2], sondern Heiligung des Lebens für den Ewigkeitsberuf in der Erlösung lehren wollte. Nicht Irdisches und Geschäftliches, sondern Ewiges und Himmlisches war sein Ziel. Indem er in der Predigt des großen Ewigkeitsberufes den Menschen richtig führte, hat er der richtigen Stellung der Arbeit besser gedient als durch nüchternen Antrieb mit moralischer Peitsche und ohne der Arbeit Sinn und Seele zu geben. Er hat der wahrhaft sittlichen und religiösen Auffassung des Arbeitslebens Bahn gebrochen und damit den Ausbau des höheren Arbeitslebens sichergestellt. Nicht die Arbeit an sich ist es, die Kultur baut, sondern der Geist, in welchem die Arbeit geleistet wird[3]. Man muß das wohl beachten, um die

---

[1] Matth. 19, 27.

[2] Düsterdiek, Soziales aus dem Neuen Testament (Hannover 1894) 4 11.

[3] Stranz, Zeitfragen (Graz 1903) 89.

Art und Weise zu verstehen, mit der Christus an das Problem der Arbeit herantritt. Im Lichte seiner eigentlichen Lebensaufgabe erscheinen die gelegentlichen Winke für das Arbeitsleben nicht als nebensächliches Beiwerk, sondern als bedeutsame Kundgebungen; der göttliche Willensernst für die Ausführung dieses organischen Gliedes seiner Lehre tritt darin mit Entschiedenheit zutage und zeigt durch die Herablassung vom hohen Throne des übernatürlichen Heilswerkes zu diesem einzelnen Gegenstand, wie nahe er der Sorge des Erlösers stand.

Wenn in dieser Weise die Arbeitslehre und der Arbeitsgeist des Evangeliums herausgestellt ist, so erübrigt noch, einen Blick auf die kirchliche Lehre von der Arbeit zu werfen; denn in der Kirche soll auch der Arbeitsgeist Christi sich lebendig erweisen. Sie ist die Hüterin der von ihm ausgegangenen Überlieferung, die authentische Auslegerin seiner Sittenlehre und Quelle der Erkenntnis der Lehre Christi. Die Berücksichtigung ihrer Tradition ist daher bei der Feststellung der Lehre Jesu nicht außer acht zu lassen. Das Wehen des Arbeitsgeistes in ihr ist aber auch ein Kennzeichen ihrer göttlichen Würde. Wiederum handelt es sich hier nicht um eine geschichtliche Darlegung der ganzen Arbeitsentwicklung innerhalb der katholischen Kirche, sondern nur um eine prinzipielle Darlegung der in der Kirche geltenden Auffassung gegenüber den erhobenen Einwänden. Diese prinzipielle Darstellung muß darüber entscheiden, ob die kirchliche Arbeitslehre den Geist Jesu atmet. Gegen sie können vereinzelt beobachtete, weniger getreue Befolgungen des Beispiels und der Lehre Jesu seitens Mitglieder der Kirche im Verlaufe der Geschichte nicht als Kennzeichen des in der Kirche geltenden Arbeitsgeistes angesehen werden. Der dunkle Schatten ruht auf den betreffenden Persönlichkeiten allein.

a) Das Alte Testament und die Arbeit.

Die ersten Worte des Alten Testamentes sind ein Lobpreis der Arbeit. Sie beschreiben uns die Schöpfung der Welt, indem sie uns Gott im Bilde des Arbeiters vor Augen führen, der in sechstägigem Werke die Welt schafft und am siebten Tage im seligen Anblick, daß alles gut ist, was er geschaffen hat, ausruht. Was die heilige

Urkunde erzählt, ist nicht nur theoretische Belehrung über den Ursprung des Menschen. Indem der Mensch als Ebenbild des schaffenden Gottes erklärt wird, ist ihm der tätige Gott als Vorbild des eigenen Verhaltens vorgestellt. Wie die Herrlichkeit des göttlichen Seins ihren Glanz über den Menschen ausstrahlt, so soll der Mensch seine Ehre und Würde darin finden, daß er in Gott auch das Ideal für sein Benehmen erkennt und im tätigen Gott das Vorbild eigener Tätigkeit und Arbeitsamkeit anbete.

Nicht in trägem Genuß soll der Mensch seines Daseins auf Erden sich freuen. Als Ebenbild Gottes arbeite er nach dem göttlichen Vorbild. „Beeilen wir uns", mahnte daher schon Klemens von Rom[1] die ersten Christen, „mit Beharrlichkeit und Bereitwilligkeit jedes gute Werk zu vollenden. Denn der Schöpfer und Herr aller Dinge selbst freut sich über seine Werke. . . . Beachten wir, daß alle Gerechte mit guten Werken sich geschmückt haben, und daß der Herr selbst sich freute, als er mit guten Werken sich geschmückt hatte. Im Besitz einer solchen Vorschrift laßt uns ohne Zögern seinem Willen beitreten."

Diese sittliche Folgerung aus der dogmatischen Erkenntnis kommt auch in der Bibel selbst zum Vortrag. Wie das Alte Testament seine Gotteslehre mit der Darstellung des wirkenden und schaffenden Gottes beginnt, so hebt es auch seine Darstellung der Aufgaben des Menschen damit an, daß es ihm die Pflicht der Arbeit lehrt. Er soll die Erde sich untertan machen, das ist sein Beruf[2]. „Es nahm also Gott der Herr den Menschen und setzte ihn in den Lustgarten, auf daß er ihn bebauete und bewahrte."[3] Man wollte bezweifeln, daß hier eine göttliche Bestimmung zur Arbeit gegeben sei. Landarbeit sei zu hart, als daß sie im Paradies den Menschen hätte beschäftigen können. Doch hat schon Augustinus[4] darauf hingewiesen,

---

[1] Ad Cor. 1, 33. [2] 1 Mos. 1, 28.

[3] 1 Mos. 2, 15; vgl. Hummelauer, Comm. in Gen. (Paris 1895) 140. Diese Stelle entzieht dem Angriff Carneris auf die christliche Arbeitsmoral jeden Anhaltspunkt; auch nach der Sünde ist die Arbeit nicht als solche, sondern die ihr anklebende Mühe Sündenbuße.

[4] Bei Hummelauer a. a. O.

wie viele Menschen in mäßiger Feldarbeit ein Vergnügen suchen. So sei auch diese Arbeit von Gott gewollt gewesen, den menschlichen Willen durch Erfolge zu erheitern. Gegen jene, welche für die Übersetzung „bebauen" lieber das allgemeine „wirken" einführten, bemerkt Hummelauer, daß das hier gebrauchte hebräische Wort schon zehn Verse früher die Arbeit des Landbaues bezeichne. Es ist daher zu verneinen, daß der Mensch ursprünglich nicht zur Arbeit bestimmt gewesen sei, wie Kolberg[1] annimmt, ja daß es ihm nur erlaubt gewesen sei, zu arbeiten, ohne daß er eine Pflicht dazu gehabt hätte, wie Hummelauer bei anderer Gelegenheit[2] schrieb. Die Arbeit ist Lebensaufgabe des Menschen. Der ausdrückliche Gotteswille ruft ihn zu diesem Werk. Sie ist also Gottesdienst gegenüber dem Ewigen; der Erde und ihren Früchten gegenüber sollte sie eine königliche Herrschaft sein. In ihr sollte der Mensch seiner Würde sich bewußt werden, die ihn erhebt über alle andern Geschöpfe der Erde. In ihr machte er sich die Erde untertan und übte seine Herrschaft über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich regen auf der Erde. So ward die Arbeit zu einem Kelch der Wonne. „Den Beruf zu geistiger und körperlicher Arbeit hatte Gott dem Menschen schon im Paradiese gegeben. Diese würde jedoch hier den Charakter eines den Geist erquickenden Gottesdienstes an sich getragen haben."[3] Sie würde nicht voll Mühsal gewesen sein wie nach der Sünde, sondern eine Freude wegen der in ihr gelegenen Erprobung der Kraft der Natur[4]. Erst aus der Anwendung der Lebenskräfte erblüht dem menschlichen Bewußtsein das volle Glück ihres Besitzes. Deshalb fand die Arbeit, die lebensvolle, durch ihre teleologische Bestimmung dem Menschengeist so angemessene Kraftentfaltung im Paradiese ihre Stelle, wie die christliche Glaubenslehre parallel die himmlische Seligkeit als eine geistige Tätigkeit begreift.

---

[1] Katech. Predigten I (Dülmen 1895) 513; ähnlich sieht Nicole in der Arbeit zuvörderst die von Gott auferlegte Buße. Migne, Démonstrations évangéliques III 1069—1070.

[2] Nochmals der Bibl. Schöpfungsbericht (Freiburg 1898).

[3] Simar, Lehrbuch der Dogmatik[4] (Freiburg 1899) 338.

[4] S. Thom., Summ. theol. 1, q. 102, a. 3.

Wiederum wird dem Menschen die Pflicht der Arbeit aufgelegt, nachdem er in die Sünde gestürzt war. Nun aber ist die Arbeit Last und Not[1]. War sie zuvor selige Gottähnlichkeit, ein Schatten des schöpferischen Gotteswaltens, ist sie jetzt reich an Mühe und Plage; aber auch jetzt ist sie der religiösen Weihe nicht entkleidet. Sie ist zur Buße für die Sünde geworden. Als Buße ist sie berufen, den Menschen wiederum zu Gott zurückzuführen: „Die Erde sei verflucht in deinem Werke", lautet die göttliche Strafsentenz[2], „mit vieler Arbeit sollst du von ihr essen alle Tage deines Lebens. . . . Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis du zur Erde wiederkehrst, von der du genommen bist."[3] Schon aber ist auch die Verheißung in der Verfluchung der Schlange ergangen: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deiner Nachkommenschaft und ihrer Nachkommenschaft. Und sie wird dir den Kopf zertreten."[4] Aus der Nachkommenschaft des Weibes wird der Erlöser hervorgehen, dem die gefallene Menschheit am Pilgerstabe der Arbeit entgegenwallen soll.

Der Geist Gottes unterließ es nicht, die Erdenpilger immer wieder in diesem Bewußtsein zu stärken. Das Bewußtsein der Arbeitspflicht und des Arbeitswertes wurde im Verlaufe der alttestamentlichen Lehrentwicklung vertieft und erweitert. Wohl hatte an die Arbeit der rächende Fluch Gottes sich geheftet. Weil sie aber als Buße zur Wiedervereinigung des Menschen mit Gott dienen sollte, überschritt auch der Fluch der Arbeit die Grenze nicht, welche das göttliche Vorbild dem Menschen in der Schöpfungstätigkeit gegeben

---

[1] Rundschreiben Leos XIII. über die Arbeiterfrage (Ausg. Freiburg 1891) 26. [2] 1 Mos. 3, 17.

[3] 1 Mos. 3, 19. Der Fluch, der um des Menschen willen über den für ihn geschaffenen Erdboden ausgesprochen wird, besteht darin, daß das Erdreich ihm nicht mehr freiwillig die zu seiner Erhaltung nötige Frucht darbieten soll, sondern der Mensch demselben mit Mühe und schwerer Anstrengung den Bedarf seines Lebens abringen muß. Das Kraut des Feldes bildet den Gegensatz zu den Bäumen des Gartens, und Beschwerde, Mühsal, tritt an die Stelle der leichten Bebauung des Gartens. Vgl. Keil, Bibl. Komm. über die Bücher Mosis I (Leipzig 1861) 60.

[4] 1 Mos. 3, 15.

hatte. War dort der Arbeit eine bestimmte Zeit zugewiesen, während eine andere Zeit für die Ruhe vom irdischen Werke zur Erhebung des Menschen zu Gott und zur beseligenden Freude mit Gott bestimmt war, so sollte diese Teilung der Zeit auch jetzt in Geltung bleiben. Siebenmal wiederholt der Pentateuch: „Sechs Tage sollst du arbeiten [oder: sollt ihr arbeiten].“[1] Der siebte Tag aber wird als Ruhetag verordnet. Wenn das Volk sechstägige Arbeitsbuße getragen, soll es am siebten Tage mit Gott sich vereinigen in der frohen Hoffnung der kommenden Erlösung[2]. Die Arbeit ist nicht (Selbst-) Zweck,

[1] 2 Mos. 20, 9; 23, 12; 31, 15; 34, 21; 35, 2. 3 Mos. 23, 3. 5 Mos. 5, 13.

[2] Job 5, 7 lautet in der deutschen Übersetzung: „Der Mensch wird zur Arbeit geboren und der Vogel zum Flug.“ Das entspricht einigermaßen dem lateinischen Text, doch dürfte dort der Sinn besser verstanden werden, wenn man übersetzt: „Der Mensch ist zur Mühsal geboren usw.“ Der griechische Text läßt die Übersetzung zu: „Der Mensch wird mit Mühsal geboren“, und der zweite Teil des Verses möchte raten, diese Übersetzung der andern Möglichkeit: „für die Mühsal“ vorzuziehen, denn die zweite Vershälfte lautet dort: „aber die Jungen des Geiers fliegen zur Höhe“, danach sind die Umstände der Geburt betont, mit denen es beim Menschen schlimmer bestellt ist als beim Geier. Diese Auffassung teilt auch der älteste in armenischer Übersetzung erhaltene Kommentar des Buches Job von Hesychius von Jerusalem (herausg. von Cherubin Tscherakian [Venedig 1913]), wo Mühsal im Instrumentalis steht und die zweite Vershälfte mit dem griechischen Text übereinstimmt. Der lateinische Text läßt sich mit dem hebräischen nur vereinbaren, wenn man den Ausdruck des hebräischen bildlich nimmt oder mit einer Textverderbnis rechnet. Dort ist zu lesen: „Der Mensch ist zur Mühsal geboren, und die Söhne der Flamme heben sich in die Höhe im Flug.“ Ist Söhne der Flamme gleich „Adler“ oder „Geier“, dann stimmt das zum lateinischen und griechischen Text. Ist aber die Annahme eines solchen Bildes nicht statthaft, dann ist die Gleichung der Texte nur durch eine Abänderung möglich, indem man statt Reschef (Flamme) Nescher (Geier) setzt und zugibt, was möglich, daß Reschef aus Nescher verschrieben ist. Wie dem sei, in keinem Falle spricht die Stelle direkt von der produktiven Arbeit. Es ist nur gelehrt, daß der Mensch eine Beschaffenheit hat, die ihm (fast) naturhaft Leiden und Mühsal einträgt. Siehe Knabenbauer, Comm. in libr. Iob 87; Delitzsch, Bibl. Komm. über die poetischen Bücher des A. T., II: Job (Leipzig 1864) 65. Ebenda die Kritik anderer Erklärungsversuche. Ähnlich erklären Volk-Öttli, Die poet. Hagiographen (Nördlingen 1889) 24.

sie ist nur das Mittel, den höheren Zweck zu erreichen. Deshalb muß am Sabbat die Arbeit zurücktreten. In der ergreifenden Symbolik der Arbeitsruhe und des Gottesfriedens, der auf die Arbeitstage folgt, soll er immer die Erkenntnis in sich auffrischen, daß des Menschen Sein und Wirken dem höheren Ziele der Vereinigung mit Gott zu weihen ist. Dieses Ziel versüßt die Arbeit. Je mehr die Freude über sein wenngleich noch fernes Eintreten das Herz erfüllte, desto mehr vermochte die natürliche Freude des Schaffens in der Arbeit den Schmerz der Buße zu überwinden. Wohnt schon im Zustande des gefallenen Menschen der Arbeit als der natürlichen Kraftentfaltung freudige Erquickung inne, so muß das geistige Ziel derselben diese Lust des Schaffens mächtig steigern und die Seele mit Fröhlichkeit erfüllen. So weiß denn der Sirakide zu sagen: „Hasse nicht beschwerliche Arbeit noch den Landbau, den der Höchste geschaffen.“[1] „Besser ist, wer arbeitet und Überfluß in allem hat, als wer prahlet und Mangel an Brot hat.“[2] Diese Schätzung der Arbeitsliebe wird nicht verleugnet, wenn der Verfasser später[3] auf die Schwierigkeiten hinweist, daß Bauern und Handwerker zur „Weisheit“ gelangen, Schwierigkeiten, die auch heute bestehen und die keine Hochschätzung der Arbeit übersehen kann. Sie zeigen, daß die Arbeit nicht alles ist, daß der Arbeiter des Unterrichtes und der Führung zu den Ergebnissen „der Weisheit“ bedarf, und daß Schätzung und Ehrung der Arbeit noch keineswegs das gleiche ist mit anmaßender Verkennung der höheren Kräfte und Aufgaben des Geistes und Lebens und der Rechte derselben. Es ist auch falsch und mit der Inspiration unvereinbar, diese Stelle als Infiltration des arbeitsfeindlichen griechischen Geistes in die Heilige Schrift zu behandeln[4]. „Das Leben eines Arbeitsamen, der sich mit seiner Habe begnügt, wird versüßt, du kannst darin einen Schatz finden.“[5] Nicht im üppigen Genusse, nicht im Reichtum besteht das Glück. Die Arbeit gibt dem Leben seine Würze und seine Ehre, ist sie doch vom Herrn selbst eingeführt.

---

[1] Sir. 4, 16. [2] Sir. 10, 30. [3] Sir. 38, 25—39.
[4] Siehe Weinand, Antike und moderne Gedanken über die Arbeit (1911) 29.
[5] Sir. 40, 18.

Das verleiht der Freude ihren Maienduft, daß sie durch Arbeit verdient wurde: „Die Frucht deiner Hände, wahrlich, wirst du genießen, glücklich bist du, und es wird dir gut gehen."[1] Strafe des Gottlosen ist es, die Früchte seiner Arbeit zu verlieren[2]. Den Gerechten segnet Gott und schützt sein frohes Glück, indem er ihm den Genuß seiner Arbeitsfrüchte sichert. Entsprechend lehrt denn auch der Prediger[3]: „Also hab' ich's gut gefunden, daß der Mensch esse und trinke und Freude habe von seiner Arbeit, womit er sich mühet unter der Sonne die Zahl der Tage seines Lebens, die ihm Gott gegeben hat; denn das ist sein Teil. Und jeder Mensch, dem Gott Reichtum, Habe und Macht gegeben, daß er davon esse und seinen Teil genieße und sich freue an seiner Arbeit, hat es als Gabe Gottes. Und er wird nicht viel an die Tage seines Lebens denken, weil Gott sein Herz mit Freude einnimmt." Man liest im Prediger allerdings auch andere Worte: „Ich unternahm große Werke; ich baute mir Häuser und pflanzte Weinberge ..., wenn ich mich aber zu allen Werken wandte, die meine Hände gemacht hatten, und zu den Arbeiten, worin ich vergeblich mich bemüht, da sah ich in allen Eitelkeit und Geistesplage."[4] „Ich hatte Mißfallen an all meinem Fleiße, womit ich unter der Sonne so eifrig mich abmühte, weil ich einen Erben nach mir haben werde, von dem ich nicht weiß, ob er weise oder töricht sein wird, der doch herrschen wird über meine Arbeit, worin ich mich mühte und kümmerte. Ist wohl etwas so eitel? Darum ließ ich ab, und mein Herz entschlug sich hinfür der Arbeit unter der Sonne."[5] „Ich dachte weiter und fand eine andere Eitelkeit unter der Sonne. Da ist einer und hat keinen andern neben sich, keinen Sohn, keinen Bruder, und hört doch zu arbeiten nicht auf, noch werden seine Augen des Reichtums satt, noch denkt er und spricht: ‚Für wen arbeite ich doch und entziehe meiner Seele das Gute?' Auch

---

[1] Ps. 127, 2. Vgl. Hoberg, Die Psalmen der Vulgata[2] (Freiburg 1901) 447; Bonaventura, Comm. in Io. 6, Opp. omn. (ad Claras Aquas 1893) 327.

[2] Vgl. 3 Mos. 26, 16. 5 Mos. 28, 33.

[3] 5, 18 ff.; vgl. 8, 15.

[4] Pred. 2, 4 11; vgl. Podechard, L'Ecclesiaste (Paris 1912) 194 f. 261 f.

[5] Pred. 2, 18 f.

darin ist Eitelkeit und gar böse Plage."[1] Die hier angeführten Worte wollen jedoch nicht die Arbeit an sich tadeln, sondern das verkehrte Arbeiten, muß es so genannt werden wegen verkehrter Beweggründe und Ziele oder wegen verkehrten Verfahrens und einseitiger Pflege, bei der andere wichtige Interessen des Lebens vernachlässigt werden. Materielles Arbeiten ohne Geisteskultur zur Befriedigung der höheren Bedürfnisse der Seele ist allerdings eitel[2]. Arbeit ohne Gottes Segen zum Genuß ihrer Früchte ist wiederum eitel. Arbeiten ohne vernünftigen Zweck ist törichte Mühsal. Indem aber der Prediger dies betont, vergißt er die Lichtseiten der vernünftig betriebenen Arbeit nicht. Sie feiert er, wo er im Gegensatz zu den oben beschriebenen Verkehrtheiten sagt: „Ist denn nicht besser essen und trinken und seiner Seele Gutes tun von seiner Arbeit? Auch das ist von Gottes Hand."[3] „Ein jeglicher Mensch, der ißt und trinkt und Gutes genießt von seiner Arbeit, hat Gottes Gabe."[4] „Ich fand, daß dem Menschen nichts besser sei als sich freuen in seinem Tun."[5] „Süß ist der Schlaf des Arbeiters, er esse wenig oder viel."[6] „Tu eifrig, was immer deine Hand tun kann."[7] „Am Morgen säe deinen Samen, und auch am Abend laß deine Hand nicht ruhen; denn du weißt nicht, was mehr gerate, dieses oder jenes, und wenn beides zugleich geriete, wäre es desto besser."[8]

Die Arbeit ist eine sittliche Aufgabe des Menschen. Sie entfaltet erst das volle Sein der menschlichen Persönlichkeit. Das Gotteswerk der Schöpfung des Menschen offenbart in der menschlichen Arbeit seine volle Herrlichkeit. Arbeiten ist eine im Dasein des Menschen schon gestellte Aufgabe. Er tritt durch die Trägheit in Widerspruch mit seiner natürlichen Veranlagung. Trägheit ist am Menschen, nach seiner reinen Idee betrachtet, unnatürlich und unsittlich, ein Widerspruch zum Naturgesetz, ein Widerspruch gegen das ausdrückliche

[1] Pred. 4, 7 f.

[2] Vgl. Pred. 6, 7: „Alle Arbeit des Menschen ist für seinen Mund, aber seine Seele wird nicht gesättigt."

[3] Pred. 2, 24. [4] Pred. 3, 13. [5] Pred. 3, 22.

[6] Pred. 5, 11. [7] Pred. 9, 10. [8] Pred. 11, 6.

Gottesgesetz. Die Trägheit ist deshalb auch wesentlich eine Quelle der Sünde: „Einem bösen Knecht gebühren Folter und Fußeisen; weise ihn zur Beschäftigung, damit er nicht feiere. Denn der Müßiggang lehrt viel Böses. Stelle ihn zur Arbeit hin.“ [1] Die Töchter des verworfenen Sodoma ergaben sich dem Müßiggang. Übermut, Herzensverhärtung gegen Arme und Notleidende, frecher Stolz waren die Folgen unsittlicher Arbeitsflucht und drückten ihr selbst den Stempel verworfener Sittenwidrigkeit auf [2]. „Wer dem Müßiggang nachhängt, ist ein großer Tor.“ [3] Die Trägheit zerstört demgemäß das Menschenglück. „Der Weg des Faulen ist wie ein Dornenzaun.“ [4]

In der Erfüllung des Gottesgesetzes findet die sittliche Aufgabe der Arbeit ihre Lösung. Gott ist der letzte und höchste Zweck aller Arbeit. Damit sind aber in der Anschauung des Alten Testamentes die sekundären Zwecke derselben nicht ausgeschlossen. Sie sind vielmehr mit den primären innerlich verbunden. Die Arbeit darf und soll auch dem zeitlichen Erwerb dienen. Die Armut hat ihre Gefahren. Sie kann zum Diebstahl, ja zur Sünde des Meineides führen [5]. Der Erwerb und Besitz, der den Menschen vor solchen Fehlern bewahrt, wird dadurch ein Mittel zur Erreichung des sittlichen Lebenszieles. Er steht zu demselben in keinem wesentlichen Widerspruch, sondern ordnet sich ihm unter als dienendes Glied. Deshalb finden wir im Alten Testament auch das Lob der erwerbenden Arbeit mit lauten Worten verkündet. „Wer seinen Acker baut, wird vom Brote satt werden“, ist die Hoffnung des israelitischen Landmannes [6]. „Wer findet ein starkes Weib? Ihr Wert ist wie die Dinge, die weit herkommen, von den äußersten Grenzen“, so heißt es in den Sprüchen Salomons [7]. Hören wir, wodurch das preiswürdige starke Weib sich ruhmvoll auszeichnet [8]: „Sie sucht sich Wolle und Flachs und arbeitet mit geschulter Hand. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, von fernher bringt sie ihr Brot. Sie steht auf, wenn es noch Nacht ist, und gibt schon Errungenes ihren Haus-

---

[1] Sir. 33, 28 f. [2] Vgl. Ez. 16, 49. [3] Spr. 12, 11.
[4] Spr. 15, 19. [5] Spr. 30, 9. [6] Spr. 12, 11.
[7] 31, 10. [8] Spr. 31, 13 ff.

leuten und Speise ihren Mägden. Sie schaut nach einem Acker und kauft ihn, von dem Arbeitsertrag ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg. Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden und stärkt ihre Arme. Sie fühlt und sieht, wie gut ihr Geschäft ist; und es erlischt ihr Licht des Nachts nicht. Sie legt ihre Hand an große Dinge und ihre Finger erfassen die Spindel. Sie macht sich Decken; weiße Leinwand und Purpur ist ihr Kleid. Sie verfertigt Leinwand und verkauft sie und liefert Gürtel an den Kananiter. Sie hat acht auf den Wandel ihres Hauses und ißt ihr Brot nicht müßig. Ihre Kinder wachsen heran und preisen sie überselig, und ihr Mann, er lobt sie. Viele Töchter haben sich Reichtümer gesammelt; du aber hast sie alle übertroffen. Gebet ihr von den Früchten ihrer Hände. Es müssen sie loben in der Öffentlichkeit ihre Werke."

Diese Worte der Heiligen Schrift bedürfen in ihrem Arbeitslob, in ihrem Preis emsiger Erwerbstätigkeit keines Kommentars. Das ist ein starkes, preiswürdiges Weib, welches in unermüdlicher Tätigkeit als Hausfrau eifrigst auf Erwerb sinnt. Von dem Geiste des Erwerbes beseelt, legt sie mutig ihre Hand an große Dinge, aber sie verschmäht es auch nicht, mit ihren Fingern die Spindel zu erfassen. Scharf hat sie auf ihr Gesinde acht, und auch ihr eigenes Licht geht des Nachts nicht aus. Sie kleidet sich in Purpur und weiße Linnen, ohne zu vergessen, daß nicht das persönliche Wohlsein, sondern der Wohlstand ihrer Familie, das Emporkommen der Kinder, das Ansehen des Mannes das geschäftliche Ziel ihrer Tätigkeit ist. Darum treibt sie vorteilhaften Handel mit den Erzeugnissen ihres Fleißes und vermehrt den Besitz der Äcker und Weinberge. Es ist Erwerbstätigkeit, aber ein Erwerb durch gütererzeugende Arbeit, ein Erwerb in Gerechtigkeit, in gerechter Pflege der Mägde, ein Erwerb zu sittlichen Zielen, zum Glück des Ehegatten und der Kinder. Sie soll das Vorbild der israelitischen Hausfrau sein.

„Geh hin zur Ameise", heißt es ein andermal in demselben Buche[1], „du Fauler, und betrachte ihre Wege und lerne Weisheit. Sie hat keinen Führer, noch Lehrmeister, noch Herrn, und doch bereitet sie im

[1] Spr. 6, 6 ff.

Sommer ihre Speise und sammelt in der Ernte ihren Vorrat." Erwerbe! lautet die Mahnung des weisen Königs. Er verhehlt auch den Grund der Mahnung nicht: „Wie lange, Fauler, willst du schlafen? Wann wirst du aufstehen von deinem Schlafe? Du wirst noch ein wenig schlafen, noch ein wenig schlummern, noch ein wenig die Hände zusammenlegen, um zu schlafen; und die Armut wird zu dir kommen wie ein Reisiger und der Mangel wie ein bewaffneter Mann. Bist du aber nicht träge, so wird deine Ernte wie ein Brunnen sein, und die Armut wird vor dir fliehen."[1] Auch hier ist Erwerb das nächste Ziel der Arbeit, aber auch hier ist dieses nächste Ziel dem höheren untergeordnet. Das erhellt aus der Warnung vor der Armut, welche uns die Heilige Schrift andernorts als eine Veranlassung zur Sünde dargestellt hat[2].

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche die alttestamentliche Arbeitsmoral wegen der Erweckung des Erwerbsgeistes bemängelten[3]. „Man sieht in diesen Sprüchen [Salomons] recht leibhaft die angestammte Arbeitsklugheit des Volkes Israel, durch welche es trotz aller Losreißung, trotz allem Druck und Elend doch immer wieder reich und mächtig geworden ist. Der Schacherjude kann diese Sprüche Salomons ebenso ernsthaft im Munde führen wie der Arbeiter des höchsten und edelsten Stiles. Die Arbeit ist empfohlen um des äußeren Lohnes und Gewinnes willen, zur Steuer der Leibesnotdurft; den sittlichen Erfolg für den einzelnen und die Gesamtheit hat der weise Salomon im Sinne behalten."[4] „Im Alten Testament wird viel häufiger als im Neuen die Ehre der Arbeit und die Schmach des Nichtstuns gepredigt. Allein selten ist dabei eine tiefere Saite angeschlagen. Wir sollen zur Ameise gehen und von ihrer Weise lernen, die aus einem schwachen Volke ein reiches schafft. Vor allem ist dann Salomon freigebig mit Weisheitssprüchen, die uns den äußeren Lohn des Fleißes und den materiellen Ruin der Faulheit in die Seele rufen. Der königliche Sittenprediger appelliert

[1] Spr. 6, 9 ff.

[2] Spr. 10, 15; 15, 15. 3 Mos. 25, 39. Job. 30, 3 ff; 36, 8.

[3] Ratzinger, Die Volkswirtschaft 379 bzw. 435.

[4] Riehl, Die deutsche Arbeit 181.

dabei schlechtweg an den gesunden Menschenverstand, seine Arbeitssprüche passen für Heiden, Türken, Juden und Christen und sind eben wegen ihrer Allgemeinheit ganz besonders volksbeliebt geworden.“[1]

Es mag gegen diese Beurteilung der alttestamentlichen Arbeitsmoral genügen, auf die hervorgehobenen Beweise der sittlichen Arbeitsauffassung im Alten Testament zurückzuweisen, welche an oberster Stelle über die Arbeit herrscht. Die Worte: „Der Gerechte sorgt auch für sein Vieh“, im Buche der Sprüche[2] zeigen, daß dem alttestamentlichen Weisen der Zusammenhang treuer Berufsarbeit mit der sittlichen Rechtschaffenheit nicht unbekannt war. Auch wenn es wahr wäre, was, wie wir gesehen haben, durchaus nicht der Fall ist, daß Salomon den sittlichen Erfolg der Arbeit für den einzelnen und für die Gesamtheit „im Sinne behalten“ hätte, dürfte die angeführte Kritik nicht unwidersprochen bleiben. Salomon stand auf dem Boden der religiösen Anschauungen seines Volkes, als er seine „Sprüche“ verfaßte, und es ist einem Exegeten nicht erlaubt, seine Arbeitslehre vom Boden jener tiefsittlichen Arbeitsgesetze der Genesis einfach loszulösen. Die verstandesgemäße Begründung der Ermahnung zur Arbeit ist mit nichten ein Widerspruch zur religiös-sittlichen, wie sie jedem Israeliten aus der Geschichte der Schöpfung und des Sündenfalles bekannt sein konnte und auch in der Regel bekannt war. Sie war auch trotz der letzteren am Platze, indem sie durch greifbare Vorteile den Menschen ermutigte und die Stimmung der Verdrossenheit überwinden ließ, welche der Druck des Lebens auch im Israeliten erzeugte. „Viel Mühseligkeit ist allen Menschen anerschaffen. Ein schweres Joch liegt auf den Kindern Adams vom Tage an, da sie aus dem Mutterleibe kommen, bis auf den Tag, da sie in die Erde, die unser aller Mutter ist, begraben werden“, klagt trauernd Jesus Sirach[3]. Man muß die Arbeitsmoral des Alten Testamentes nicht nach einzelnen herausgerissenen Stellen würdigen, sondern nach dem Gesamtbild, das von den verschiedenen Stellen gezeichnet wird. Dann wird man der alttestamentlichen Arbeitsmoral nicht

---

[1] Riehl, Die deutsche Arbeit 181. [2] 12, 10.
[3] 40, 1.

„rastlose Erwerbssucht" als Motiv vorwerfen können[1]. Gewiß, das Alte Testament anerkannte den Besitz als Frucht der Arbeit und betrachtete ihn als Notwendigkeit. Aber Besitz und Reichtum sollen durch produktive Tätigkeit erworben werden: „Ich führe zurück die Gefangenen meines Volkes Israel, und sie bauen die verwüsteten Städte und bewohnen sie, pflanzen Weinberge und trinken Wein davon, legen Gärten an und essen die Frucht davon."[2] Wenn auch genügender Unterhalt, ja selbst reichliches Auskommen als würdiger Antrieb zum Erwerb gelten, so sind doch Wucher und hohe Zinsen, Üppigkeit und Wohlleben, insbesondere Reichtum als tote Masse verworfen[3]. Auch das Alte Testament kannte die sittlichen Schranken des Erwerbes, so wenig es an die Hoheit des Geistes der Liebe heranreicht, den das Neue Testament atmet. Wenn diese Schranken von den einzelnen durchbrochen wurden, ist nicht das Alte Testament, sondern die Nichtbeachtung desselben schuld. Eben in den Sprüchen Salomons findet sich das Wort: „Mühe dich nicht ab, um reich zu werden, sondern mäßige deine Klugheit."[4] Auch Job wußte, daß Überschätzung des Reichtums sündhaft ist, daß Arbeiten einzig um des Reichtums willen dem Gottesfreunde nicht ansteht; deshalb beteuert er zu seiner Rechtfertigung: „Habe ich in Gold meine Kraft gesetzt und zum gelben Erz gesagt: Meine Zuversicht bist du? Habe ich über die Menge meiner Reichtümer mich gefreut und daß meine Hand sehr viel erworben?"[5] Wie Job wußte, daß vom Reichen gemeinnützige Verwendung seines Überflusses gefordert wird[6], so lehrt auch Salomon vom tugendhaften, erwerbstüchtigen Weibe[7]: „Sie öffnet ihre Hand dem Armen und streckt ihre Hand nach dem Dürftigen aus." Das Alte Testament erkannte gar wohl die Gefahren des Erwerbslebens: „Zwei Dinge scheinen mir schwer und gefährlich zu sein: Ein Kaufmann wird sich schwerlich vor Nachlässigkeit hüten

---

[1] Ratzinger, Die Volkswirtschaft 379 bzw. 435.

[2] Amos 9, 14. Dazu Memminger, Die wirtschaftlichen Ansichten der Propheten des Alten Bundes, in Christliche Sozialreform 1902 (Februarheft).

[3] Ebd. und Amos 4, 1; 6, 4 ff.

[4] Spr. 23, 4. [5] Job 31, 24. [6] Job 31, 16 ff.; 31, 32 u. a.

[7] Spr. 31, 20.

[im Dienste Gottes und in den Pflichten gegen den Nächsten] und ein Krämer nicht rein bleiben von Sünden der Zunge."[1] Deshalb heißt es auch an einer andern Stelle: „Glückselig der Reiche, der unbefleckt erfunden wird; der dem Golde nicht nachstrebte [und auf Gold und Schätze seine Hoffnung nicht setzte]."[2] Auch was der Prediger[3] sagt, ist hier wohl zu beachten (vgl. S. 51 f.). Gar scharf wird der Geiz getadelt, der zum Schaden des Nebenmenschen Reichtümer aufhäuft und ausnutzt. „Wer dir etwas arbeitet, dem gib alsbald seinen Lohn und laß ja deines Tagelöhners Lohn nicht bei dir bleiben", heißt es bei Tobias[4]. Ähnlich heißt es im Levitikus: „Der Lohn des Tagelöhners soll nicht bei dir bleiben bis an den Morgen."[5] Das Deuteronomium wiederholt diese Schutzmaßregel für das Lohnrecht des Arbeiters und dehnt es auch auf den Fremdling aus, der bei Israeliten wohnte[6]. „Wehe dem, der sein Haus mit Ungerechtigkeit baut und seine Gemächer mit Unrecht; der seinen Freund ohne Ursache drückt und ihm seinen Tagelohn nicht gibt", lautet der Fluch des Propheten Jeremias[7]. Ähnlich gibt Isaias im Namen Gottes dem Unwillen über die Ungerechtigkeit und Habsucht im Erwerbsleben Ausdruck: „Ich hoffte, daß sie recht täten", so schreibt er[8], „und siehe, da war Unrecht; daß sie Gerechtigkeit übten, und siehe, da war Geschrei. Wehe euch, die ihr Haus an Haus reihet und Acker mit Acker verbindet, daß kein Platz mehr übrig ist! Wollt ihr denn allein wohnen im Lande? Wahrlich, die vielen Häuser sollen wüste werden, die großen und schönen ohne Bewohner sein. Zehn Joch Weinberg sollen nur einen Eimer geben und dreißig Scheffel Same nur drei Scheffel bringen!" Wie fernes Donnerrollen ergeht die Stimme Michäas'[9] über den Habsüchtigen: „Wehe euch, die ihr auf Unheil sinnet und Böses bereitet auf euern Lagern; beim Lichte des Morgens vollführen sie's, und wider Gott ist ihr Tun. Sie gelüsten nach Feldern und rauben sie, nach Häusern und reißen sie an sich, sie unterdrücken den Mann und sein Haus, den Mann und sein Erbe. Darum spricht der Herr: Siehe, ich

[1] Sir. 26, 28. [2] Sir. 31, 8. [3] 4, 8. [4] 4, 15.
[5] 3 Mos. 19, 13. [6] 5 Mos. 24, 14. [7] 22, 13.
[8] 5, 8 ff. Dazu Sir. 14, 3. [9] 2, 1 ff.

sinne wider dieses Geschlecht Unglück, dem ihr nicht entziehen werdet eure Hälse, wobei ihr nicht hochmütig wandeln werdet, denn eine gar böse Zeit wird's sein."

Die scharfen Mahnreden der Propheten sind allerdings Zeugen, daß das Leben der Nation von wirtschaftlichen Mißbildungen nicht frei blieb. Seit der Handelspolitik Salomons begannen sich die alten, auf dem kleinen Landbau für den Eigenbetrieb gründenden sozialen Verhältnisse zu verschieben. Das Getreide wurde Exportartikel. Sein Preis hob sich, und mit dem Zuströmen des Geldes verschoben sich auch die Preise im allgemeinen. Der Ackerboden wurde wertvoller, und das Interesse des Getreidehandels gebot möglichst viel des fruchtbaren Bodens in seine Hände zu bringen. So bildeten sich Latifundien auf dem Boden Palästinas, zu deren Gunsten man auch um die Restitutionspflicht des Jubeljahres sich herumzudrücken wußte. Der freie Bauernstand der älteren Zeit aber trat zurück und verfiel bei der Teuerung der Not. Diese geschichtliche Entwicklung im jüdischen Wirtschaftsleben kann aber die Schätzung der Arbeit durch die alttestamentliche Religion nicht in Frage stellen. Sie nahm ihren Verlauf im Widerspruch zum Geist der Religion und fand bei den offiziellen Führern derselben, bei den Propheten, scharfe Ablehnung. Daß diese das Eigentum des kleinen Mannes schützten, und ohne den Reichtum zu verdammen doch die unersättliche Häufung des Besitzes durch den Geiz und Wucher tadelten, daß sie die Achtung vor der Arbeit predigten, das Recht auf Lohn scharf betonten und den Lohnarbeiter durch ihr gewaltiges Wort vor Ausbeutung schützten, war der geschichtlichen Entwicklung gegenüber die Geltendmachung des Standpunktes echt israelitischer Religiosität in der Frage der Arbeit [1].

Erinnern wir uns noch der mosaischen Einrichtungen zum Schutze der Arbeit und des Eigentums. „Durch verschiedene Gesetze wurde dafür gesorgt, daß der den einzelnen Stämmen zugeteilte Grund-

---

[1] Vgl. Walter, Die Propheten in ihrem soz. Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit (Freiburg 1900) 41 ff. 66 171 230 ff.; Buhl, Die soz. Verhältnisse der Israeliten (Berlin 1899) 9 ff.

besitz unverändert, ohne Verminderung, aber auch ohne Vergrößerung zum Vorteil oder Nachteil des andern Stammes bei denselben verbleiben sollte. Auch der Landbesitz, welcher innerhalb der einzelnen Stämme den verschiedenen Geschlechtern zu eigen geworden war, soll als unverändertes Erbgut bei der Familie bleiben — was wir heutigentags als wucherische Spekulation mit Grund und Boden zu beklagen haben, sollte in Israel unerhört sein."[1] Vorzüglich ist hier auch das Jubeljahr mit den Ersatzpflichten der Käufer zu nennen. Es ist der Satzung zu gedenken, daß ein verarmter Israelit, der sich als Sklave einem andern verkaufte, nach sieben Dienstjahren freigelassen werden mußte, und zwar nicht leer: „Welchem du die Freiheit schenkest, den sollst du nicht leer gehen lassen, sondern ihm Wegzehrung geben von deinen Herden, deiner Tenne und deiner Kelter, womit der Herr dein Gott dich gesegnet."[2] Es muß des Gesetzes gedacht werden über Verpfändung; über die Behandlung der Armen überhaupt; und man kann nicht sagen, daß eine „rastlose Erwerbssucht" der Geist sei, den das Alte Testament den Gläubigen einhauchte.

Wenn man über die soziale Qualität des im Alten Testament allerdings beförderten Erwerbsgeistes ein Urteil fällen will, sollte man doch auch nicht vergessen, daß gerade dieser Geist des Erwerbes im Arbeiter ein Schutz der freien Arbeit war. Er förderte dieselbe nicht nur, sondern bewahrte sie durch die Nährung des Bewußtseins, daß der Arbeit ihr Verdienst gebühre, auch vor Ausbeutung. Wenn in Israel die Sklaverei jene humanen Formen behielt, welche das mosaische Gesetz vorgesehen hat, wenn sie, trotzdem der Schuldner sich verkaufen konnte, nicht jenen Umfang annahm, den wir in Rom und Griechenland zu beklagen haben, so war neben der gesetzlichen Begünstigung der Freiheit (Freilassung, Jubeljahr usw.) ohne Zweifel die Ursache davon das tief eingewurzelte Rechtsbewußtsein, daß der Arbeit (nicht nur Speise und Trank, sondern) nach ihren Früchten

---

[1] Diesterdiek, Soziales aus dem Alten Testament (Hannover 1893) 17 f. Vgl. 4 Mos. 36, 1 f. Ähnlich Lewy, Die soziale Frage und das jüdische Altertum (Frankfurt 1896) 4. [2] 5 Mos. 15, 13 f.

ihr Lohn gebühre. Erwerb und Besitz sind in ihrer sittlichen und ökonomischen Notwendigkeit anerkannt, aber die Sittengesetze der Religion, die auch auf das ökonomische Wohl bedacht war, strengten sich sorgfältig an, den Auswüchsen des Erwerbsgeistes vorzubeugen. Es wurde der Trieb der Arbeit durch die natürlichen Beweggründe des Besitzes und Erwerbes allerdings geweckt und gestachelt, jedoch in Unterordnung unter das höhere Gesetz der Religion und Sittlichkeit. Der Arbeit war Gottes Gebot, sie war Heilsmittel nach dem Fall, zur Wiedervereinigung mit Gott, als Buße.

Einen bemerkenswerten Beweis für die sittliche Wertschätzung der Arbeit im Alten Testament stellt das mosaische Almosengesetz dar. Der reiche Israelit wird angehalten, von seinem Überflusse dem Armen einen Teil zukommen zu lassen. Dieser soll aber nicht auf dem Wege trägen Bettels, sondern durch Arbeitstat sich in den Genuß des Almosens setzen. In diesem Geist verordnete der Levitikus: „Wenn du die Früchte deines Landes erntest, so sollst du sie nicht abschneiden bis zum Boden der Erde und sollst die überbleibenden Ähren nicht auflesen, und in deinem Weinberg sollst du die Trauben nicht nachlesen und die abgefallenen Beeren nicht auflesen, sondern den Armen und Fremdlingen zur Lese überlassen.“[1] Das Almosen, in dessen Besitz die Arbeit führt, war ausdrücklicher Gottesbefehl; die persönliche Würde und Freiheit des Armen blieb dabei gewahrt, so daß eben die Arbeit in der göttlichen Satzung als Mittel erscheint, die Würde der menschlichen Person zu schützen.

Die religiösen Satzungen des Alten Testamentes über die Arbeit und den damit im Zusammenhang stehenden Erwerb sind im Leben durchgeführt worden und haben den Beweis geliefert, welche Bedeutung der Religion für das wirtschaftliche und soziale Leben zukommt.

Wie sehr sie der Arbeit Ansehen und Recht verschafften, lassen die außerbiblischen Satzungen der Juden erkennen. Welche Humanität spricht aus dem Satze des Talmud[2]: „Wer einen Knecht

---

[1] 3 Mos. 19, 9 10. Vgl. Riehl, Die deutsche Arbeit 84.

[2] Talmud, Kidduschin 22a bei Wünsche, Der Babylon. Talmud II, 1 (Leipzig 1887) 85. Siehe Lewy a. a. O. 13; Keppler, Die Sklavenfrage im

oder eine Magd ins Haus nimmt, soll in ihnen doch den Bruder und die Schwester sehen. Daher darf ihnen der Herr nicht etwa schlechten Wein vorsetzen, wenn er selbst guten trinkt, und nicht minderwertiges Brot, wenn er selbst feines ißt; er darf sie nicht auf bloßer Streu schlafen lassen, während er auf weichem Pfühle ruht!" „Einem wohlhabenden Israeliten war", so erzählt der Talmud, „durch die Unvorsichtigkeit seiner Tagelöhner ein Faß Wein ausgelaufen. Um Schadenersatz zu erlangen, pfändete er ihnen die Röcke. Da gingen sie zum Richter, und dieser verurteilte den Herrn zur Herausgabe — unter Berufung auf die Pflicht der Milde. Die Tagelöhner begehrten aber auch noch eine Entschädigung für den ihnen durch den Streit entgangenen Arbeitsverdienst. Und selbst diese billigte ihnen der Richter zu — nach dem Gesetze der Nächstenliebe."

So mild, menschlich und edel wirkt der Geist des Alten Testamentes auf die Rechtsanschauung in Hinsicht auf Arbeit und Arbeiter. Gleichermaßen befördert er die Achtung der Arbeit. Schon wurde das Sprichwort erwähnt, welches fordert, daß jeder Vater seinen Sohn ein Handwerk lernen lasse. Rabban Gamaliel, Sohn Rabbi Jehudas des Fürsten, sagte: „Schön ist das Thorastudium verbunden mit einem bürgerlichen Geschäft, denn die Mühe auf beides läßt die Sünde vergessen. Alles Thorastudium ohne Erwerb geht endlich verloren und zieht die Sünde nach sich."[1] Auch Priester und Levit waren vom Betrieb eines Handwerkes oder sonstiger Erwerbstätigkeit nicht ausgeschlossen[2]. Sie sollen eben dadurch die ihrem Ansehen und ihrer Amtswaltung so dienliche Unabhängigkeit bewahren. Deshalb heißt es einmal im Talmud: „Mache lieber den Sabbat zum Werktag, als daß du von den Menschen abhängig würdest; tue

---

Neuen Testamente, in Theol. Quartalschr., 73. Jahrg. (Tübingen 1891) 227, und Thorat Kohanim zu 3 Mos. 25, 39. Talmud Baba Mezia 83 a bei Wünsche, Der babyl. Talmud II, 2 (Leipzig 1888) 85 f. Siehe Lewy, Die soziale Frage und das jüdische Altertum 12.

[1] Gamaliel, Pirke aboth 2, 2. Vgl. Wünsche, Der Babylon. Talmud II, 3 (Leipzig 1889) 447. Siehe Kaulen, Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments (Freiburg 1890) 459.

[2] Schegg, Biblische Archäologie (Freiburg 1905) 106.

öffentlich die niedrigste Arbeit und nähre dich damit und sage nicht: ‚Ich bin ein Priester, ich bin ein großer Mann, für mich paßt sich das nicht.'"[1] Charakteristisch ist noch folgende Regel aus dem Traktat Kidduschin: „Handwerker brauchen nicht vor den Schülern der Weisen aufzustehen, wenn sie mit der Arbeit beschäftigt sind."[2]

In diesem Zusammenhang darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß im Talmud auch Anschauungen ausgesprochen werden, welche der Hochachtung vor der Arbeit weniger günstig sind. Im Traktat Sanhedrin des Jerusalemitischen Talmud lesen wir: „Als Rabbi Jehuda fortging, sah er den Rabbi Chanina bar Sisi Holz spalten: ‚Das ist wider deine Ehre.' ‚Was soll ich tun', entgegnete er, ‚ich habe niemand, der mich bedient.' ‚Wenn das der Fall ist', sprach Rabbi Jehuda, ‚so hättest du ein solches Amt nicht annehmen sollen.'"[3]

Während bei den Römern und Hellenen das für das soziale Zusammenleben unentbehrliche Handwerk zur Beschäftigung der Sklaven herabgewürdigt war, blieb es unter dem Schutze der alttestamentlichen religiösen Arbeitsweihe bei den Israeliten ausschließlich der Betrieb freier Männer und konnte in allen Stämmen von Armen und Reichen gleichmäßig erlernt und ausgeübt werden[4]. „Die berühmtesten Weisen schämten sich nicht, das Prädikat Schuhmacher, Schmied, Schneider u. dgl. zu führen. Es war den Handwerkern verboten, wenn Gelehrte sich ihnen nahten, von ihrer Arbeit aufzustehen, damit nicht durch diese Ehrenbezeigung ein Schatten auf sie geworfen würde[5]. Man lehrte sogar: „Es gibt kein Gewerbe, welches die Welt, d. i. die bürgerliche Gesellschaft, entbehren könnte. Die Welt kann nicht ohne Gewürzkrämer, aber auch nicht ohne Gerber sein."

Die Freiheit des Handwerkers und seiner Arbeit erfuhr den besondern Schutz, daß ein Israelit, welcher zur Tilgung seiner

---

[1] Wünsche, Babylon. Talmud II, 1, 100.
[2] Bei Wünsche a. a. O. 100.
[3] Absch. II, 6, f. 10; s. Wünsche, Der Jerusalem. Talmud (Zürich 1880) 247.
[4] Schegg a. a O. 620.
[5] Vgl. Kidduschin f. 33 a. Wünsche, Der babyl. Talmud III 174.

Schulden an seinen Gläubiger sich verkaufen mußte oder verkauft wurde, nicht angehalten werden durfte, für den Herrn ein Handwerk zu erlernen und es für denselben erwerbsmäßig und gewinnreich zu betreiben[1].

Der Achtung der Arbeit ist es auch in hohem Maße zu verdanken, daß bei den Israeliten das Institut der Sklaverei nicht jenen Umfang, jene drückenden und unmenschlichen Formen annahm wie bei den Völkern außerhalb der Offenbarung, die klassischen Bildungsvölker der Griechen und Römer nicht ausgenommen[2].

Das Alte Testament erlaubte die Sklaverei, soweit sie als wirtschaftliches Institut das Recht auf die Arbeitskraft fremder Persönlichkeiten und deren Benutzung bedeutet[3]. Die allgemeinen Menschenrechte des Sklaven, seine Würde als Glied des Volkes Gottes waren aber nicht der Willkür des Herrn preisgegeben, sondern gesetzlich geschützt. Die mosaische Gesetzgebung regelte das Sklaveninstitut aufs genaueste[4]. Dadurch unterscheidet sich die jüdische Sklaverei aufs tiefste von der heidnischen. Die Tötung eines Sklaven durch den Herrn wurde dem Morde eines Freien gleich geahndet. Auf gröberen Verletzungen — der Talmud zählt 24 auf —, Ausschlagen eines Zahnes, eines Auges, stand die Strafe der Freilassung. Israelitische Sklaven gab es eigentlich nicht. „Nur die Unbestimmtheit des Wortes עבר, welches Diener im weitesten Sinne und somit auch Sklave bedeutet, hat zur Folge, daß in der Wissenschaft von israelitischen Sklaven die Rede ist.“[5] Der Israelit konnte nur zeitweilig als Knecht verkauft werden oder sich selbst

---

[1] Schegg, Biblische Archäologie 655.

[2] Keppler, Die Sklavenfrage im Neuen Testamente 222.

[3] Siehe Schegg a. a. O. 656. Vgl. Brenzinger, Grundriß der hebr. Archäologie (Freiburg 1907); Nowack, Lehrb. der hebr. Archäologie I (Freiburg 1894) 173 f.

[4] Vgl. Mielziner, Die Verhältnisse der Sklaven bei den alten Hebräern (Kopenhagen 1859). Siehe Keppler a. a. O. 222.

[5] Weiter, Die Stellung der Sklaven bei den Juden in rechtlicher und gesellschaftlicher Beziehung nach talmudischen Quellen (Halle 1886). Buhl, Die soz. Verhältnisse der Israeliten 106 ff. Siehe Keppler a. a. O. 3 Mos. 26, 42 55. 5 Mos. 24, 7.

verkaufen. Das Sabbatjahr, das Jubeljahr brachte ihm die Freiheit; letzteres selbst auch dem, welcher mit eigenem Willen über das Sabbatjahr hinaus in der Knechtschaft blieb. Der israelitische Sklave blieb eigentumsfähiges Rechtssubjekt, das durch Schenkung, Erbschaft, durch die Arbeit von Frau und Kindern, welche das Los der Sklaverei nicht teilten, erwerben konnte. Der israelitische Knecht konnte von seinem Herrn nicht weiter verkauft werden, ja falls auf seinen Wunsch das Dienstverhältnis verlängert wurde, ward er nicht einmal an den Sohn vererbt, sondern erlangte mit dem Tode des Herrn die Freiheit[1]. Die dauernden Sklaven wurden teils von fremden Völkern gekauft teils den Kriegsgefangenen entnommen. Besonders die Phönizier trieben einen schwunghaften Sklavenhandel. Für solche Unglückliche war es eine Wohltat, wenn sie von den Israeliten gekauft wurden. Daraus erklärt sich, wie das Alte Testament die Sklaverei erlauben konnte. Sie war für die Betroffenen ein Segen im Vergleich mit dem Los, das ihrer bei heidnischen Völkern gewartet hätte. Die Sklaven beobachteten die Sabbatruhe. Sie durften und sollten die Beschneidung erhalten und zum Passahmahl zugezogen werden[2]. Der beschnittene Sklave des Priesters durfte sogar mit der Familie von der heiligen Speise genießen[3]. Das Sabbatjahr brachte ihnen Erleichterung ihrer Arbeit; sie durften von den ihrer Pflege anvertrauten Früchten genießen, sie zogen mit auf die Pilgerreisen, nahmen teil an den Freudenfesten des Volkes, sie durften und mußten Unterricht erhalten. Der Sklave konnte in der Familie vererbt und nur an Israeliten verkauft werden. Der Rückverkauf an heidnische Sklavenhalter war durch das Gesetz untersagt[4]. Ein zweifellos billiger Beurteiler des jüdischen Sklaventums, der hl. Paulus, urteilt sehr milde in Gal. 4, 1 u. 2: Der Sohn gleich dem Sklaven, also umgekehrt!

Die Sklaverei, in der die Menschenrechte dermaßen geachtet wurden und welche so sehr von der Tendenz zur Freiheit beseelt war, konnte der Schätzung und Ehrung der Arbeit keinen Eintrag

---

[1] Keppler a. a. O. [2] 2 Mos. 12, 44. [3] 3 Mos. 22, 11.
[4] 3 Mos. 25, 44—46.

tun. Der Talmud charakterisiert diese Sklaverei mit der Bemerkung: Die Weisen haben gesagt, wer sich einen hebräischen Knecht kauft, das ist so gut, als kaufe er sich selbst einen Herrn. Im Gegenteil, die ungeschmälerte Arbeitsachtung mußte die weite Ausdehnung der Sklaverei verhindern. Dieses Arbeitsgesetz, diese Ausgestaltung des Arbeitslebens im alttestamentlichen Judentum läßt das Idyll, welches Renan von der fröhlichen Lebensweise der Bewohner von Galiläa zur Zeit Christi entwarf, als einen Anachronismus erscheinen. Es mag diese Schilderung den unter der türkischen Herrschaft erzeugten Zuständen in einzelnen Zügen entsprechen, ein zutreffendes Bild des alttestamentlichen Arbeitslebens ist sie nicht. Sie bietet ebensowenig eine zutreffende Darstellung der Lebensverhältnisse, wie sie Jesus vorlagen und wie er sie billigte.

Es braucht hier nicht untersucht zu werden, inwieweit, zumal seit fremde Könige über Israel herrschten, besonders unter der Herrschaft der Römer, die religiösen Arbeitsgesetze des Alten Testamentes Vernachlässigung erfuhren. Die menschliche Trägheit und Habsucht machte allerdings auch in Israel sich geltend. Wir haben aus den Propheten dafür Belege vernommen. Auch das Neue Testament verzeichnet das Vorkommen solchen Verderbnisses in Israel. Das ist nicht mehr der alttestamentliche schlichte Geist des Erwerbes durch Arbeit, wenn gewarnt werden muß: „Hütet euch vor den Schriftgelehrten, welche gerne in langen Gewändern einhergehen und auf dem Markt gegrüßt sein wollen, in der Synagoge die ersten Sitze und bei Gastmählern die ersten Plätze lieben! Sie verschlingen die Häuser der Witwen und geben vor, lange zu beten. Über diese wird eine größere Verdammnis kommen."[1] Verirrungen einzelner oder zeitweiliger Abfall zahlreicher Volkskreise vom Gesetz Gottes hebt dies nicht auf, wie Röm. 3, 3 andeutet, und nimmt der Arbeit nichts von der ihr durch Gott verliehenen Weihe. Das Alte Testament bestand trotz solcher Versündigungen unverkürzt zu Recht. Es lehrte die Arbeit als Gottesdienst, als Sündenbuße, als Rückkehr zu Gott, es erlaubte den Erwerb durch Arbeit. Die Arbeit ist ihm allgemeine Menschenpflicht.

[1] Luk. 20, 46 f.

An diese Gesetze aber hat Christus sich angeschlossen in Leben und Lehre. Im Einklang mit diesem Gesetze müssen seine Aussprüche verstanden werden. Es ist der Hintergrund, auf welchen er das Lebensvorbild der Vollkommenheit zeichnete. Indem Christus erklärt, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz und die Propheten aufzuheben, sondern sie zu erfüllen, hat er das Gesetz der Arbeit im Alten Testament anerkannt. Ja er läßt uns eine Vervollkommnung desselben hoffen.

b) Jesus als Vorbild der Arbeit.

Die erste biblische Angabe, welche von dem eine Erörterung verlangt, der die Stellung Jesu zur Arbeit untersuchen will, ist die Nachricht über die Teilnahme desselben an der körperlichen Arbeit des Handwerkerlebens. Die Kritik fragt nach der Echtheit, die Apologie nach der Tragweite dieses Berichtes.

Matthäus[1] erzählt uns, daß die Nazarener bei Jesu öffentlichem Auftreten ihrer Verwunderung Ausdruck gaben mit den Worten: Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn? Ohne Zweifel verkündet diese Stelle, daß Joseph, der Nährvater Jesu, ein Handwerk betrieb. Die Tradition ist allerdings nicht ganz einstimmig in der Auslegung des griechischen Wortes, das man im Deutschen mit Zimmermann zu übersetzen pflegt. Hilarius und Beda scheinen es mit Schmied[2] zu übersetzen. Andere wollten einen Goldschmied, noch andere einen Maurer damit bezeichnet wissen[3]. Die gewöhnliche Auffassung, welcher auch die armenische Bibelübersetzung[4] beipflichtet, versteht den Ausdruck als Zimmermann bzw. Handwerksarbeiter in Holz. Ihr stimmen auch die ältesten außerbiblischen Nachrichten zu. An erster Stelle derselben ist Justin zu nennen. Im Dialog mit Trypho[5] erzählt er,

---

[1] 13, 55.

[2] Vgl. Knabenbauer, Comm. in Matth. 548; Hilarius, Comm. in Matth. (Migne 9, 997); Ambros., In Luc. 3, 2 (Migne 15, 1590) und Beda (Migne 92, 185).

[3] Thilo, Cod. apocr. Nov. Test. (Leipzig 1832) 368, Anm.

[4] Vgl. Nor Ketakaran (Neues Testament; Venedig 1877) 37.

[5] c. 88 (Migne 6, 688).

daß Jesus Pflüge und Joche gefertigt habe. Das apokryphe Thomasevangelium[1] (2. Jahrhundert) nennt dieselben Gegenstände als Produkte aus der Werkstätte Josephs, schreibt ihm aber auch die Herstellung derselben zu. Auch Celsus[2] hielt Jesus für einen Arbeiter, der mit Holz sich beschäftigte. Origenes hebt nämlich hervor, daß dieser jüdische Polemiker gegen das Christentum Anlaß nahm, über das Kreuz zu spotten, und Jesus verhöhnte, indem er sagte, das finde sich gerade deshalb, weil Christus, unser Lehrer, am Kreuze getötet wurde oder weil er Zimmermann von Handwerk war. Das apokryphe arabische Kindheitsevangelium[3] läßt Christus Schreiner- und Küferarbeiten: Türen, Kästen, Siebe und Melkeimer, verfertigen. Das sog. Protevangelium Iacobi[4], ein Apokryphon aus dem 2. Jahrhundert, weiß dagegen, daß er als Zimmermann am Häuserbau gearbeitet habe. Alle lassen Jesus am Handwerk des Vaters mitarbeiten. Das entsprach durchaus den Volksgewohnheiten der Juden.

„Nach einem rabbinischen Sprichwort lehrt derjenige, der seinem Sohn kein Handwerk lehrt, ihn Diebstahl."[5] Dieser Anschauung folgte selbst die Praxis der jüdischen Gelehrten. „Die Rabbinen hatten kein Vorurteil gegen das Handwerk. Sie äußerten ihren Widerwillen nur gegen solche Gewerbe, die zum Betrug oder zum Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht Anlaß gaben. Die Mischna Kidduschin IV, 10 (vgl. G e m a r r a zu der Stelle fol. 16 a) fordert: Der Vater ist verpflichtet, seinen Sohn zu beschneiden, auszulösen; wenn derselbe sein Erstgeborner ist, ihn ein Handwerk lehren zu lassen. Rabbi Jehuda sagt: „Wer seinen Sohn nicht ein Handwerk lehrt, ist zu betrachten, als wenn er ihn zum Räuber erzogen hätte."[6] Der berühmte Schriftgelehrte Rabbi Hillel verdiente sich sein Brot als

---

[1] c. 13. Thilo, Cod. apocr. Nov. Test. 305.

[2] Orig., C. Cels. 6, 36 (Migne 11, 1352).

[3] Thilo a. a. O. 38 112. [4] A. a. O. c. 9 13, 207 221.

[5] Schöttgen, Horae hebraicae VI (Leipzig 1733) 244. Lightfoot, Horae hebr. et talmud. (Leipzig 1675) 616. Siehe Schanz, Komm. über das Evangelium des hl. Markus (Freiburg 1881) 216.

[6] Wünsche, Neue Beiträge zur Erläuterung der Evangelien aus Talmud und Midrasch (Göttingen 1878) 173 f. Hamburger, Real-Enzykl. über Bibel und Talmud I (Neustrelitz 1870) 497.

Tagelöhner[1]. Joseph, der nach dem Zeugnisse der Heiligen Schrift gerecht war, hat sich mit den geltenden Elternpflichten nicht in Widerspruch gesetzt. Die ärmlichen Verhältnisse, in denen Maria und Joseph lebten[2], trugen das Ihrige dazu bei, daß Jesus an der Erwerbstätigkeit seines Nährvaters Anteil nahm.

Die Heilige Schrift will uns aber noch in bestimmterer[3] Weise über die Arbeitstätigkeit Christi in seiner Jugend unterrichten, als die Stelle des Matthäusevangeliums es tut. Kurz und bezeichnend lautet im Evangelium des hl. Markus[4] die Frage seiner Landsleute: Ist dieser nicht der Zimmermann? Christus selbst nennen sie einen Zimmermann. Er hat also die Arbeit seines Vaters geteilt; er hat, wie es diese Bezeichnung andeutet, das Handwerk seines Vaters in selbständiger Weise betrieben, als dieser, wohl kurz[5] vor Beginn der öffentlichen Lehrtätigkeit Jesu, gestorben war.

Während wir so schließen, stellt sich uns aber die Frage in den Weg: Ist wirklich der Wortlaut der Stelle bei Markus verläßlich, oder muß nicht vielmehr diese Lesart als unsicher bezeichnet werden? Origenes[6] hat auf den Spott des Celsus über die Handwerkerstellung Christi doch den Satz gesprochen, daß nirgendwo in den von der Kirche anerkannten Evangelien Christus als der Zimmermann bezeichnet werde. In der Tat findet sich zu Mark. 6, 3 die Variante[7] „der Sohn des Zimmermanns“. Doch darf man aus

[1] Sieffert, Über den soz. Gegensatz im Neuen Testamente (Erlangen 1888) 15.

[2] Siehe Matth. 2, 20 ff. Luk. 2, 24. 2 Kor. 8, 9. Phil. 2, 6.

[3] Aus der bestimmten Fassung des Markus geht hervor, daß er das Handwerk seines Nährvaters gelernt hatte. Schanz, Komm. über das Evang. des hl. Markus 216.

[4] 6, 3.

[5] Daß Joseph nicht lange vor dem öffentlichen Auftreten Jesu gestorben war, scheint sich daraus erschließen zu lassen, daß Matth. 13, 55 Jesus noch des Zimmermanns Sohn genannt wird, also seine selbständige Handwerkstätigkeit die frische Erinnerung an seine untergeordnete Stellung gegenüber Joseph im Gedächtnis der Nazarener noch nicht verwischt hatte.

[6] C. Celsus 6, 36 (Migne 11, 1352).

[7] Westcott and Hort, The New Testament in the Original Greek (Cambridge u. London 1882), Appendix 24; auch in der armenischen Bibelübersetzung (Venedig 1877) 91. Soden, Die Schriften des Neuen Testaments in ihrer ältesten erreichbaren Gestalt II (Göttingen 1913) 1498.

den Worten des Origenes nicht schließen, daß er diesen Wortlaut der Stelle bei Markus für den richtigen gehalten habe. Denn Markus hatte ja nur die Aussage der Nazarethaner mitgeteilt, ohne sie zu bestätigen und ohne sich persönlich über Jesu Handwerkertätigkeit zu äußern[1].

Diese Bemerkung des alexandrinischen Exegeten und Kirchenschriftstellers und das Vorkommen der genannten Variante ist jedoch kein zureichender Grund für eine Änderung des Textes bei Markus nach der Stelle des Matthäus. Die Grundsätze der Kritik sprechen für die Ursprünglichkeit des griechischen Wortes für Zimmermann in der Stelle des hl. Markus.

Außer der handschriftlichen Bezeugung des Textes bei Markus bürgen uns auch die Väter[2] für die Ursprünglichkeit der Lesart (Zimmermann). Augustinus[3] ist wenig geneigt, diese Bezeichnung von der Ausübung des Handwerks durch Christus herzuleiten. „Sie hielten ihn aus demselben Grund für einen Zimmermann wie für des Zimmermanns Sohn", erklärt er die Benennung Jesu durch seine Landsleute in Markus. Die Echtheit derselben unterliegt für ihn keinem Zweifel: Markus erwähnt hier alles das, was Matthäus, nur daß er den Herrn von seinen Mitbürgern als Zimmermann und Sohn Marias bezeichnet werden läßt[4]. Fragt man, woher die Variante „des Zimmermanns Sohn" in Markus herrühre, so dürfte die richtige Antwort nicht allzu schwierig zu finden sein. Es lag nahe, daß ein Abschreiber diese Stelle mit der in Matthäus glaubte in Übereinstimmung bringen zu müssen, wodurch gegenüber andern Handschriften des Markusevangeliums die Variante entstand. Auf der andern Seite läßt sich aber kein Grund finden, weshalb ein Ab-

---

[1] Westcott and Hort, The New Test.: The natural inference is not, that the reading of text was unknown to Origen or rejected by him, but that he either forgot this passage or, perhaps more probably, did not hold Mc. responsible for the words of the Galileans. His concluding phrase shows that he had in mind the explicit account given in apocryphal narratives. Vgl. auch Knabenbauer, Comm. in Marc. I (Paris 1894) 157.

[2] Vgl. Maldonat., In Matth. 13, 55 I (ed. Raich) 283.

[3] De consensu evangelistarum 2, 42. [4] Ebd.

schreiber zur Lesart (der Zimmermann) hätte greifen sollen, wenn dieselbe nicht in dem Original zu lesen war. Keine Parallelstelle bot dazu Veranlassung. Äußere Gründe mußten eher von der Lesart abschrecken, als sie befürworten; gereichte es doch den Christen in den Augen der Heiden zur Schmach, daß der Stifter ihrer Religion das Kind armer Handwerker war, daß seine Mutter, wie Celsus spottet[1], mit Händearbeit (Spinnen?) ihren Lebensunterhalt verdiente, sein Vater als Zimmermann arbeitete und er vollends selbst den größten Teil seines Lebens in der Werkstätte des Handwerkers als Arbeiter zugebracht hatte. Unter solchen Umständen lag es vielmehr nahe, dem spöttischen Vorwurfe aus dem Wege zu gehen. Origenes ist ein Beispiel dafür, wie leicht man dieser Neigung zu folgen bereit war. Es lag kein Interesse vor, des Zimmermanns Sohn in den Zimmermann zu verändern, während umgekehrt die Vermutung des Beza ganz zu Recht besteht: Vielleicht hat jemand [den Text] geändert im Glauben, dieses Handwerk passe wenig zur Majestät Christi.

Bei diesem Befunde des Textes hält Strauß[2] es für ganz wahrscheinlich, wenn auch nicht ausgemacht, daß Christus an der Handwerksarbeit Josephs teilgenommen hat, und Renan[3] bemerkt mit ausdrücklichem Anschluß an die genannten Quellen, daß Jesus das Handwerk seines Vaters ausübte, der ein Zimmermann war.

Jesus Christus betrieb selbst das Handwerk, er gab sich bis zu seinem öffentlichen Auftreten teils in Gemeinschaft mit seinem Nährvater teils selbständig der Erwerbstätigkeit als Arbeiter hin. Dies ist der erste Satz, den wir den Bestreitern der Arbeitsfreundlichkeit des Evangeliums entgegenstellen.

Indem Christus sich selbst mit körperlichen Arbeiten befaßte, ist er zum Beispiel der Arbeit für alle geworden. Sie ist geheiligt und geweiht. Wie es schon im ersten Frühling des Christentums Justin[4]

---

[1] Orig., C. Cels. 1, 28 (Migne 11, 713). Er wirft ihm vor, daß er in einem Dorfe von einer einheimischen armen und von Handarbeit lebenden Frau geboren sei.

[2] Leben Jesu I (Tübingen 1840), 1. Abschn., Kap. 5, S. 324 f.

[3] Das Leben Jesu, deutsch von Helling, Kap. 5, 81.

[4] Dial. c. Tryph. c. 88, 316; s. a. a. O. 33.

getan hat, so haben in den folgenden Jahrhunderten die christlichen Arbeitslehrer auf dieses Vorbild hingewiesen. „Bis zum dreißigsten Lebensjahre war Christus in der Werkstatt verborgen gewesen, hatte Handarbeit verrichtet und im Schweiße seines Angesichtes das Brot gegessen. Sein Beispiel hat die Schmach und Schande von der Arbeit genommen, hat sie frei gemacht und geheiligt, hat sie zum sittlichen Berufe und zur Würde geistiger Erlösung und materieller Herrschaft erhoben: das Beispiel des Erlösers lehrte die Arbeit."[1] „Dem Armen zeigt das Christentum in dem Beispiel des armen, arbeitenden Erlösers seinen Stand geadelt."[2] „Den Besitzlosen lehrt die Kirche, daß Händearbeit zum Erwerb des Unterhaltes durchaus keine Unehre bereitet. Christus der Herr hat dies durch Tat und Beispiel bekräftigt, er, der um unsertwillen ‚arm geworden, da er reich war' (2 Kor. 8, 9), und der, obwohl Gottes Sohn und Gott selbst, dennoch für den Sohn des Zimmermanns gehalten werden, ja einen großen Teil seines Lebens mit körperlicher Arbeit zubringen wollte."[3]

Wer die dogmatische Auffassung der Person Christi teilt, wie sie die katholische Kirche besitzt, wie sie jeder besitzen muß, der in Wahrheit Christ sein will und an Jesus als die zweite Person der Gottheit glaubt, kann den theoretischen Folgerungen aus dem praktischen Verhalten Jesu nicht ausweichen. Anders ist der Standpunkt des Ungläubigen, der erst nach Kriterien der Offenbarung verlangt und gerade in der Frage der Arbeitswertung eines finden möchte, um zur richtigen Auffassung des Charakters Jesu erst vorzudringen.

In der dogmatischen Auffassung der Person Jesu Christi erscheint die ganze Folge der Lebenstätigkeiten des Welterlösers vom Tage seiner Geburt bis zur Himmelfahrt nur als die in zeitlicher Reihe eintretende Entfaltung der einen großen Tat der Menschwerdung des

---

[1] Vgl. Ratzinger, Die Volkswirtschaft 127 bzw. 153.

[2] Gutberlet, Lehrbuch der Apologetik II ([2]1904) 432. Vgl. auch Stöckl, Lehrbuch der Apologetik II (1895) 221. Mangold, Humanität und Christentum (Bonn 1876) 18. Schanz, Apologie des Christentums, 2. Teil ([3]Freiburg 1897) 835 849.

[3] Worte Leos XIII. im Rundschreiben über die Arbeiterfrage (Ausg. Freiburg 1891) 36.

Gottessohnes. Den frühesten Taten Jesu im Kindes- und Jünglingsalter eignet in ihr dieselbe göttliche Vorbildlichkeit für alle Menschen wie den Taten des Lehrers der Menschheit in den Tagen seiner öffentlichen Wirksamkeit.

Die Apologie und Apologetik aber hat mit einer Auffassung der Person Christi zu rechnen, welche in seinem Leben eine Entwicklung sieht, worin der Gegensatz späterer Epochen zu früheren von vornherein nicht ausgeschlossen ist, und den (oben S. 16) von Weinel als ersten bezeichneten Eindruck bleibend beibehält. Sie muß demgemäß mit dem nach der Analogie des natürlichen Menschenlebens möglichen Einwand rechnen, daß Christus in den Jahren der Lehrtätigkeit von der Arbeitsfreude seiner Jugend sich abwandte. Die Aufzeichnungen der Evangelisten sollen aber deutliche Spuren davon bewahrt haben, wie Christus in seinen späteren Jahren andere Wege einschlug als jene, auf denen er die Arbeitsnot seiner Jugend zu überwinden suchte. Die Vorwürfe, welche Strauß und Renan, trotzdem sie an der Wahrheit der Berichte über Jesu jugendliches Arbeitsleben nicht zweifeln, gegen die Arbeitslehre des Christentums erhoben, gründen sich auf diese Anzeichen.

Erst dann wird darum das Arbeitsleben Jesu zum Kriterium seines Verhältnisses zur Arbeit als Lehrer, wenn wir nachweisen, daß Jesus in seiner lehramtlichen Wirksamkeit sich zu seinem Jugendleben nicht in Gegensatz gestellt hat.

Niemand wird Buddha für einen Lobredner königlicher Pracht und Machtentfaltung halten, weil er in seiner Jugend als Königssohn die Genüsse eines indischen Hoflebens kostete. Denn als Religions- und Ordensstifter verwarf er das Leben weltlicher Freuden seiner Jugendzeit.

Um deshalb die apologetische Beweiskraft der Arbeit Christi für die Würdigung und Ehrung der Arbeit überhaupt zu sichern, müssen wir dartun, daß derselbe als Lehrer sein Jugendleben hinsichtlich der Arbeit nicht verleugnet, sondern als vorbildlich angesehen hat und diesem Geiste treugeblieben ist.

Diese Darlegung ist möglich. Die Evangelien und die Apostelbriefe liefern das Material dazu.

Stellen wir uns die Frage, wie denn die Evangelisten auch nur dazu gekommen wären, von der Arbeit ihres Meisters in seiner Jugendzeit zu erzählen, wenn sie bei ihrem Umgange mit ihm und aus seinen Lehren das Bewußtsein gewonnen hätten, daß er mit Schmerz oder Geringschätzung auf diese Jahre zurückgeblickt hätte? Lagen doch triftige Gründe vor, welche ihnen abrieten, mit dieser Kunde vor das Volk zu treten oder sie vollends dem verräterischen Pergamente anzuvertrauen, ohne anzugeben, daß Christus später über diese Niedrigkeit hinausgewachsen sei und sie von sich gestreift und beklagt habe.

Die Evangelisten mußten fürchten, daß die Niedrigkeit und Bescheidenheit seines Jugendlebens, gerade seine Handwerkertätigkeit in ländlicher Armut als Gegenargument gegen die von ihnen verkündete Lehre über die Gottheit Christi verwendet werden würde. Schon der verächtliche Hinweis der Nazarener auf den „Zimmermann" und „Zimmermannssohn" mußte ihnen diese Gefahr nahelegen [1], wie denn auch Celsus [2] und heidnische Gegner des Christentums in der Tat mit solchen Argumenten die neue Religion des Heils befehdeten.

Trotz dieser vor ihrer eigenen Wahrnehmung auftauchenden Gefahr haben sie die Mitteilung von ihren Evangelien nicht ausgeschlossen. Sie fühlten sich offenbar verpflichtet, dieselbe in die Verkündigung der Heilswahrheit aufzunehmen, weil sie ihren Inhalt als Bestandteil der Lehre Christi kennengelernt hatten.

Ehe der Erlöser im Fleische erschienen war, hatten die Propheten die Umrisse seines Lebens und die Züge seines Charakters geschildert. Dieses prophetische Messiasbild sollte ein Prüfstein zur Erkenntnis des Messias sein, wenn er unter den Menschen auftrat. Das jüdische Volk hatte ein Recht, zwischen dem prophetischen Bilde und dem Erdenleben des erhofften Sprossen aus der Wurzel Jesse Übereinstimmung zu fordern. Christus erklärte es selbst, indem er ermutigte: „Forschet in der Schrift; sie ist es, die Zeugnis von mir gibt." Nun hatten die Apostel allen Grund, in der prophetischen Schilderung

[1] So deutet schon Hilarius die Frage der Nazarener (Comm. in Matth.; Migne 9, 997). [2] Orig., C. Cels. 1, 28 (Migne 11, 713).

des Messias den Wegweiser für die Lösung ihrer Aufgabe zu erkennen. Es war der ausgesprochene Wille ihres Meisters. Wir wissen, wie treu zumal Matthäus diese Mahnung befolgte, um die Juden zu überzeugen, daß in Christus der von den Propheten verheißene Messias erschienen sei.

Die prophetische Verkündigung des Messias ergoß aber auch über sein Jugendleben den Weiheglanz göttlicher Sendung und erhob es zum Lebensvorbild. Angerufen durch Christi Wort, verbieten es die Weissagungen durchaus, einen Widerspruch zwischen dem Jugendleben des Messias und seiner späteren Wirksamkeit anzunehmen. Man lese die Prophetie des Isaias[1]: „Und nun spricht der Herr, der mich vom Mutterleibe an bildete zu seinem Knechte, daß ich Jakob zu ihm zurückbrächte", und man wird verstehen, daß Christus, indem er die Propheten zu Zeugen für sich aufrief, sein Jugendleben nicht verleugnen konnte, und daß die Evangelisten demselben gottmenschliche Vorbildlichkeit beimessen mußten. Der messianische Charakter der angeführten Weissagung ist nicht zu bestreiten. So viele Versuche gemacht worden sind, jene Worte anders als vom Messias zu verstehen, so viele sind auch gescheitert, mochte man nun den „Knecht Gottes" auf Israel, die Besten von Israel, auf den Propheten, den ganzen Prophetenstand oder auch auf Cyrus deuten. Deshalb bemerkt ein christlicher Exeget[2]: „Unter diesen verschiedenen Erklärungen halten wir [aber] die messianische für die einzig richtige, indem für dieselbe sowohl äußere als innere Gründe sprechen, die dagegen angeführten insgesamt nichtig sind und den verschiedenen Erklärungen der nichtmessianischen Ausleger mehrere wichtige Gründe entgegen-

---

[1] 49, 4.

[2] Reinke, Die messianischen Weissagungen bei den großen und kleinen Propheten des Alten Bundes II, 13 (Gießen 1860) 93 ff. Solche Gründe für die messianische Deutung sind, daß nur der Messias die Bestimmung hat, die Heiden zu erleuchten; die Parallelstellen Is. 42, 1—7; 52, 13 bis 53, 12. Apg. 13, 46 47. Die traditionelle Auslegung s. bei Theodoret (In Isaiam), Justin (Dial. c. Tryph. c. 121), Tertullian (Adv. Prax. c. 11), Cyprian (Test. 1, 21), Chrysostomus (Exposit. in Ps. 116; s. Schulte, Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments (Paderborn 1908); Feldmann, Der Knecht Gottes in Is. 40—55 (Freiburg 1907) 190 ff.

stehen." Knabenbauer[1] bemerkt kurz: „In welchem Umfang das in Christus erfüllt wurde, lies bei Matth. 1, 21. Luk. 1, 31." „Der wahre, vollständige, ganze Mensch ist mit dem Ewigen, der von dem Ewigen und seinem Geiste gesandt werden soll, zu einem Ich vereint, so daß derselbe, der sagt: ‚Ich lehre dich', auch spricht: ‚Der Ewige hat mich berufen vom Mutterleibe an.'"[2]

Klar und deutlich lehrt diese Prophetie die Göttlichkeit des kommenden Erlösers in seinem ganzen Auftreten von dem Tage der Menschwerdung; Jugend und Alter, Knaben- und Mannesjahre stellen nach ihr nur die Phasen der Entwicklung menschlicher Natur der einen in sich vollendeten unfehlbaren göttlichen Person dar. Christus ist im verborgenen Leben wie als Lehrer das Vorbild des Menschen.

Während ferner der große Retter der Menschheit seiner erhabenen Aufgabe oblag und schon nahe daran war, die Stufen jenes Altares emporzusteigen, auf dem er das größte Opfer feiern sollte, ruhte sein Blick mit Liebe und Freude auf den edlen Charakterzügen der jugendlichen Welt.

Wer erinnert sich nicht der lieblichen Episode, da Christus in die Mitte seiner voll Ehrgeiz streitenden Jünger ein Kind stellte und sagte: „Wahrlich, sage ich euch, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen; wer immer sich also demütigt wie dieses Kind, der ist der größte im Himmelreich."[3] „Man soll die Kinder als Muster der Demut aufnehmen. Es ist aber nicht bloß von Kindern im eigentlichen Sinne die Rede, sondern von Gläubigen mit kindlich demutsvoller Gesinnung (Chrysostomus). Die Kleinen und Geringen werden von der Welt sogar mißachtet und zurückgesetzt; im Reiche des Herrn soll das Gegenteil stattfinden."[4] Um im Himmelreich der Tugend Großes zu leisten, bedarf man jener demutsvollen Hingebung, welche im ver-

---

[1] Comm. in proph. Is. II (Paris 1887) 229 ff.

[2] G. K. Mayer, Die messianischen Prophetien des Isaias (Wien 1863).

[3] Matth. 18, 2 ff.

[4] Schanz, Komm. über das Evangelium des hl. Matthäus (Freiburg 1879) 396.

trauensvollen Gehorsam des Kindes gegen die Eltern und der selbstlosen Uneigennützigkeit der unverdorbenen jugendlichen Seele sich zeigt. Was Jesu Worte bei dieser Gelegenheit fordern, ist die Nachahmung der edlen Sittlichkeit eines Jugendlebens, wie er es selbst gelebt hatte. Das Beispiel seines ärmlichen Jugendlebens ist der Gegenstand der Nachfolge seiner Jünger.

Die Worte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", stellen das Beispiel Christi uneingeschränkt als Vorbild des menschlichen Lebens dar[1]. Die ganze Erscheinung seiner göttlichen Person in der menschlichen Natur ist das Vorbild des Wandels. Nur so ist er die Wahrheit, wenn in seinem Munde und in seinen Werken die Spur des Irrtums sich nie verrät und er keine Handlung seines Lebens jemals zu verurteilen und zu bereuen hatte. „Der Weg ist Christus, insofern er die Wahrheit und das Leben ist. . . . Auch steht „Wahrheit" nicht einfach für: der Vermittler der Wahrheit, weil er die erschienene Selbstoffenbarung Gottes ist; „die Wahrheit" ist auch hier, wie Vers 1, 14, die Wahrheit des göttlichen Wesens, die durch Christus nicht nur vermittelt, sondern in Christus persönlich geschaut wird."[2] „In seiner gottmenschlichen Erscheinung repräsentiert er den einzigen Weg zum Ziel; der Anschluß an seine gottmenschliche Persönlichkeit führt allein zum Himmel."[3] So manche Schwierigkeit[4] die Erklärung dieser Stelle bietet, das kann nicht bestritten werden, daß in ihr der ganze Christus der Weg des Heiles genannt wird, auch Christus, der das Kreuz der Arbeit trägt.

Den Einwand wird man immerhin nicht fürchten müssen, daß ja doch nicht verlangt werden könne, daß alle Jesus als „dem Weg" durch Handwerkerarbeit nachfolgen. Man wird der Idee der Stelle gerecht, wenn man in Jesus die Arbeit des Handwerkers als Weg zum Himmel geheiligt sieht und in seiner Nachfolge die ernste Arbeit

---

[1] Vgl. Basilius, Lib. de Spir. Sancto c. 18 (Migne 32, 100). Leo, Serm. 2 de resurr. c. 1 (Migne 54, 390).

[2] Keil, Komm. über Joh. (Leipzig 1881) 456.

[3] Keppler, Unseres Herrn Trost[2-3] (1914) 74.

[4] Si Christus minus fuisset in respondendo liberalis, minus nobis in huius loci interpretatione laborandum esset.

nicht scheut, welche die Güter des Lebens schafft oder mehrt. Nicht materielle Gleichheit, sondern sittliche Ähnlichkeit macht uns zu Nachfolgern der Wege Jesu, der als Sittenlehrer dies Wort vom Wege gesprochen hat, der er ist.

Im Lichte dieser Worte Christi und des Hinweises auf die Erfüllung der Prophetien an ihm haben die Apostel sein Jugendleben gewürdigt. Nicht die kritische Beobachtung führte bei ihrem Referat über Jesu Jugendleben die Feder, sondern die begeisterte Anbetung. Sie wollen unverkennbar das Lob seiner Jugend verkünden. Ebenso sparsam als sie mit den Worten sind, ebenso reichlich haben sie den Geist der Bewunderung über dieselben gegossen. Zwei Stellen müssen in dieser Frage vorzugsweise in die Erinnerung gerufen werden. Die erste enthält die Worte: „Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“[1] Die andere findet sich im gleichen Evangelium: „Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“[2]

„Der Evangelist“, sagt ein Exeget[3] zu diesen Worten, „will hervorheben, daß die infolge seiner Entwicklung je länger je mehr zutage getretenen hervorragenden geistigen und physischen Eigenschaften auch von den Menschen, mit denen er im Verkehr stand, anerkannt und er um derselben willen der Liebling seiner Umgebung geworden sei.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Lob sich nicht nur auf die Äußerung tugendhaften Wandels in Nebendingen bezieht. Jene Tätigkeiten, welche den größten Teil seiner Lebenszeit bis zum dreißigsten Jahre erfüllt haben und durch welche er zumeist mit den Bewohnern in Nazareth in Verkehr trat, sind voran als Gegenstand bzw. als Anlaß des Lobes anzusehen. Dazu gehörte aber das Verhalten in seiner Handwerkertätigkeit als Zimmermann.

Man beachte wohl, der Evangelist sagt: „Vor Gott und den Menschen.“ „Vor Gott“ ist auf die innere geistig-sittliche Entwicklung und ihre Harmonie zum göttlichen Gesetz zu beziehen, „vor den

---

[1] Luk. 2, 40. [2] Luk. 2, 52.

[3] Hahn, Evangelium des Luk. I (Breslau 1892) 259. Vgl. Knabenbauer, Comm. in Luc. 149. Schanz, Komm. über das Evangelium des hl. Lukas (Freiburg 1883) 154. Maldonat, In Luc. 124.

Menschen" ist aber, da es weiteres feststellen soll, von jener Zunahme zu verstehen, welche in die Beobachtung und Beurteilung der Menschen fällt. Dahin gehört die Entwicklung Jesu auf den Gebieten und in der Weise, wie sie Menschen vom Sohne des Zimmermanns zu Nazareth erwarteten und wie sie allgemein menschlich nach den Verhältnissen zu erwarten war: die Willigkeit und Verständigkeit im Leben mit der Familie und den Ortsgenossen, was ohne Beteiligung an der Arbeit nicht zu denken ist. Diese beiden Sphären der Entwicklung werden jedoch vom Evangelisten als eine Einheit gedacht, so daß das göttliche Wohlgefallen am Wachstum Jesu das menschlich Gefällige mitumfaßt und umgekehrt. Auch die menschlich geschäftliche Seite des Jugendlebens Jesu ist Ausfluß seiner von Gott ihm gegebenen Berufung und Sendung.

Nur wer das ganze Leben Jesu als Vorbild für uns erfaßt, wird dem Geist der Evangelien gerecht, die ihn empfangen werden lassen vom Heiligen Geiste und ihn bei der Geburt durch Engelmund als den Erlöser und Sohn Gottes verkünden[1]. So empfängt in ihm das Leben gerade auch der Armen und der Alltäglichen seine Gottesweihe voll Trost und Entzücken[2]. So stimmt sein Leben zur Fülle des Wirkungsdranges, den die Worte beschreiben: „Ich muß die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."[3]

Mit den Evangelisten erhebt Paulus seine Stimme, um für die Vorbildlichkeit des Arbeitslebens Christi Zeugnis abzulegen. „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern daß er diene"[4], erklärte Christus seinen Aposteln. Der Völkerapostel hat das Wort aufgenommen: „Er [Christus] aber entäußerte sich selbst", schreibt er[5], „nahm Knechtsgestalt an." In welcher Weise zeigt sich an Jesus die Knechtsgestalt? Sollen wir die Worte nur von der Annahme der menschlichen Natur verstehen?

---

[1] Luk. 1, 30—35; 2, 11 ff. Matth. 1, 18 20 f.

[2] Vgl. Weber, Die Gottheit Jesu im Zeugnis der Heiligen Schrift in Jesus Christus[2] (Hochschulkursvorträge; Freiburg 1911) 101 f.

[3] Joh. 9, 4.

[4] Matth. 20, 28. Vgl. Mark. 10, 45. [5] Phil. 2, 7.

Dann wären die folgenden Zusätze: „den Menschen gleich, im Äußern wie ein Mensch erfunden", nur eine Tautologie. Verstünden wir die Worte allein von der in Unterwürfigkeit gegen Gott im Dienste der menschlichen Rettung geübten Erlösertätigkeit, so schiene dem Ausdruck „Knechtsgestalt", der die sinnliche Erscheinung der Selbstentäußerung des Sohnes Gottes und nicht ein geistiges Verhältnis betonen will, nicht Genüge geschehen[1]. Eben darin erreichte die Selbstentäußerung Christi ihren Höhepunkt, daß er die untersten Rollen menschlichen Dienstes (vom Standpunkte irdisch-fleischlicher Auffassung gesprochen) auf sich nahm; das aber geschah in noch höherem Maße als beim herablassenden Freundschaftsdienste der Fußwaschung dadurch, daß er in eine dienstliche Stellung in der Arbeitstätigkeit als Handwerker eintrat.

Jesu Arbeiterleben steht in organischem Zusammenhang mit seiner ganzen Tätigkeit. Es ist ein Mittel im Dienste seines höchsten Berufes. Zwischen seinen Arbeiten und seinem lehramtlichen Auftreten besteht keine unvermittelte, gewaltsam gerissene Kluft. Sie sind beide innigst miteinander verbunden durch die Einheit des Zweckes, dem sie dienen, durch die Einheit des Lebensplanes, welcher sie angeordnet, durch die Einheit der Liebe und Freundschaft Christi, mit welcher er beide zugleich umschlang. Es ist wohl wahr, Jesus ließ Axt und Säge seiner Hand entfallen und eilte hinaus aus den engen Räumen seiner Werkstätte, als er das dreißigste Jahr seines menschlichen Lebens erreicht hatte; aber er tat das nicht, weil er den Beruf des Arbeiters mißachtete und ein Leben in Trägheit für edler hielt als Tage in Fleiß und Schweiß. Wie die Sonne, die aus dem Meere emportaucht, aus ihren goldenen Strahlen demselben ein lichtes, perlenreiches Prachtgewand webt, so verließ Christus den stillen Schoß der häuslichen Verborgenheit, um durch die Offenbarung seiner göttlichen Würde auch die Arbeit mit hoher Würde zu umkleiden. Er trennte sich nicht von ihr. Er zog sie an sich und erhob die Jugendgefährtin seiner Armut in Freundestreue zu reichem Glanze seiner königlichen Manneswürde.

---

[1] Auch dem Zusammenhang mit Vers 3—5 wäre damit nicht Genüge geschehen.

Dem Versuche, Christus als Lehrer zum Feind der Arbeit zu stempeln, widersprechen ebenso wie seine Worte Tatsachen aus seiner öffentlichen Wirksamkeit; Tatsachen, deren Zeugnis um so bedeutsamer ist, als sie den erhabensten Momenten im öffentlichen Auftreten Jesu zuzuzählen sind oder doch mit solchen im engsten Zusammenhang stehen; Tatsachen, auf die eine Apologie sich um so zuversichtlicher beruft, als vor dem Forum der Kritik dem Referat über dieselben stärkere innere Garantien der Zuverlässigkeit zugebilligt werden als der Überlieferung der einzelnen Lehrsätze[1].

Als der göttliche Lehrmeister mit der Verkündigung der neuen Wahrheit begann, wandte er sich zunächst an die Männer aus dem arbeitenden Volke. Bald hatte sein Ruf die Städte und Dörfer des jüdischen Landes durchdrungen. Die Aufmerksamkeit der Vornehmen des Volkes wurde rege. Schriftgelehrte und Pharisäer wenden ihre Augen auf ihn. Selbst ein Mitglied des Hohen Rates sucht nächtlicherweile bei Jesus Worte der höheren Wahrheit und gliedert sich heimlich seinen Jüngern an. Reiche Zöllner erbitten sich seine Gunst. Mancher aus den angesehensten Volkskreisen freut sich der Ehre, Christus als Gast an seiner Tafel zu sehen. So hoch jedoch sein Ansehen stieg, so nahe es lag, in solchen geld- und herrschgewaltigen Kreisen, menschlich angesehen, sich Freunde und Stützen der neuen Religion zu suchen: immer wieder stieg Christus herab in die Kreise des arbeitenden, ärmeren Volkes. Hier suchte er seine Freunde, hier wählte er die menschlichen Werkzeuge zur Entfaltung des neuen göttlichen Geisteslebens unter den Adamskindern. Der Mann der Vorsehung, der aus seinem Munde das Wort vernahm: „Du bist der Fels; auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben" — es war ein Mann aus der Mitte des arbeitenden Volkes: Petrus. Die Apostel sind der Mehrzahl nach von der Arbeit der Hände zur Arbeit der Heilspredigt berufen worden. Alle waren tätig gewesen im Erwerbsleben. Bezeichnet es hohe Achtung und Wertschätzung eines

[1] Vgl. Rogge, Der indische Besitz 18 f.

Standes, wenn man seine Glieder zu bedeutenden Vertrauensämtern und verantwortungsvollen Stellen beruft, so ist diese Berufung zum Apostolate eine Ehrenkrönung des arbeitenden Standes. Denn in der Idee des Christentums ist das Apostolat der Inbegriff der erhabensten göttlichen Gnadengewalten in Menschenhänden, der Träger der erhabensten Aufgaben im Geistesleben, das Hirtenamt auf dem Ehrenfelde heiliger Sittlichkeit.

Diese Folgerung wird um so fester gestützt, als die zu so hoher Aufgabe Berufenen durchaus sich nicht angehalten sahen, von der Arbeit ihrer Hand unbedingt sich loszumachen.

Wir ersehen das aus einer Begebenheit, die Lukas[1] erzählt. Vom Volke umdrängt, trat Jesus an das Ufer des Sees von Genesareth. Da sah er zwei Schiffe am See stehen; die Schiffer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Er trat in das Schiff des Simon Petrus und lehrte das Volk. Welch ein Widerspruch nun gegen die angebliche Arbeitsfeindlichkeit Jesu! Nachdem er zu reden aufgehört hatte, befahl er dem Simon: „Fahr hinaus in die Tiefe und werfet eure Netze zum Fange aus.“ Wir haben in diesen Worten einen Befehl des Meisters an seine Jünger zur Arbeit, dessen Harmonie mit der Gesamtlehre Christi durch die Antwort des Petrus, der zu dieser Zeit bereits in die Jüngerschaft Christi[2] eingetreten war, klar zutage tritt: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz wieder auswerfen.“ Sie taten es; der wunderbar reiche Fischzug war ihr Lohn. Theophylakt, Maldonat, Knabenbauer wollen in dem Wunder einen Lohn dafür sehen, daß Petrus den Herrn in das Schiff aufgenommen, indem er ihm jenen Gewinn zuteil werden ließ, den er gewöhnlich mit dem Schiffe suchte. Mag man dieser Deutung beipflichten, mag man im wunderbaren Fischzug eine mitleidige Schadloshaltung der frucht-

---

[1] 5, 4—6.

[2] Diese Berufung kann schon wegen des örtlichen Unterschiedes nicht mit der Joh. 1, 43 erzählten identisch sein. Letztere war vielmehr nur eine vorbereitende, welche keine beständige Nachfolge nach sich zog. Vgl. Schanz, Komm. über das Evangelium des hl. Lukas 195.

losen Nachtarbeit, einen Ersatz für den dort ausgefallenen Gewinn sehen: die Wertschätzung der Arbeit durch den Heiland ist von der freundlichen Teilnahme an der Arbeit, der Arbeitsfreude und der Arbeitsnot seiner Jünger untrennbar[1].

Eine andere für unsere Frage höchst beachtenswerte Begebenheit ist die Berufung der Zebedäiden[2]. Jakobus und Johannes befanden sich mit ihrem Vater Zebedäus und den Tagelöhnern im Schiffe. Die Zubereitung der Netze beschäftigte sie. Da ging der Ruf des Herrn an sie. „Und sie ließen", erzählt der Evangelist, „ihren Vater Zebedäus im Schiff mit den Tagelöhnern und folgten ihm nach." Heilsbegierig eilten sie zum Herrn, um ihm zu dienen. War es die Flucht vor der Arbeit, welche ihnen Jesus zur Bedingung seiner Nachfolge machte? Es wäre unverträglich mit dem Wortlaut der evangelischen Stelle, ihr einen solchen Sinn unterschieben zu wollen. Wir wissen, wie wohlgeordnet die Familienverhältnisse des Zebedäus waren, wie zärtlich die Familienglieder aneinanderhingen, wie eifrig die Eltern für das Wohl ihrer Kinder besorgt, wie opferbereit sie für den Glauben waren. Die Mutter finden wir unter jenen begeisterten Frauen, deren Treue es verdiente, die Ehrenwache des Grabes Christi zu sein. Dieselbe fromme Gesinnung erfüllte auch den Zebedäus. Ohne ein Wort der Widerrede läßt er seine Söhne ziehen. Sie mochten das Opfer wohl gefühlt haben, das sie selbst im Verlassen des Vaters brachten und das sie diesem auferlegten. Denn ausdrücklich hebt der Evangelist hervor, daß sie den Vater verließen. Aber trotz dieser lautern Gesinnung des Zebedäus, trotz dieser Liebe der Söhne lesen wir weder, daß Christus in Zebedäus drang, sein Gewerbe aufzugeben, um das Heil zu finden, noch daß die Söhne ihn zu bestimmen suchten, was ihrer Liebe doch so sehr entsprochen hätte, zugleich mit hnen unter Verzicht auf weitere Erwerbstätigkeit mit Jesus sich zu verbinden. Wäre die Flucht geschäftlicher Erwerbstätigkeit in Mühe und Arbeit notwendig zur Erlangung des christlichen Heiles, dann

---

[1] Vgl. Knecht, Prakt. Komm. zur Bibl. Geschichte[23–24] (Freiburg 1913) 493. [2] Mark. 1, 20.

hätte Christus, dann hätten Jakobus und Johannes das reiche Talent idealer, fromm-religiöser Gesinnung in Zebedäus nicht unter dem Dorngestrüpp der Arbeit verderben lassen.

Die Folgerung, daß Jesus demgemäß die Verdammung oder auch nur die Verachtung der Arbeit fernlag, wird durch die Tatsache gerechtfertigt, daß auch die Söhne des Zebedäus, wie Petrus und andere Jünger, zeitweilig gerade zu ihrem Gewerbe zurückkehrten[1], ohne deshalb von Jesus den mindesten Tadel zu erfahren, ja eben unter seiner ausdrücklichen Teilnahme. Selbst als schon die Tage der Gegenwart Christi in Menschengestalt auf Erden dem Ende zuneigten, läßt uns das Evangelium des Johannes noch einmal die Apostel in emsiger Gewerbearbeit schauen. Nach Jesu Auferstehung von den Toten und seiner Wiederkehr zu den Jüngern finden wir Petrus, Thomas, Nathanael, die Zebedäiden und zwei andere seiner Jünger am See von Tiberias, wo sie sich entschließen, zum Fischfang auszufahren. Wie ein früheres Mal war ihre nächtliche Arbeit fruchtlos. Da tritt des Morgens Christus ans Ufer, ohne alsbald von den Jüngern erkannt zu werden. Was geschieht? Statt aller Verwunderung über das Unternehmen der Jünger, statt des leisesten Tadels ergeht von Christus der Rat an sie: „Werfet das Netz aus zur rechten Seite des Schiffes, und ihr werdet finden." Zum zweiten Male belohnt ein wunderbarer Fischzug die Arbeit der Jünger, die nun, offenbar in Erinnerung an den früheren Fischzug, Jesum erkennen und sich mit ihm zur Mahlzeit um das Feuer setzen.

Gerade dieses letzte Beispiel der Arbeit der Apostel[2] und Jünger vor Jesu Augen und mit dessen tatsächlicher Gutheißung ist der beste Maßstab der Achtung, welche er der Arbeit angedeihen ließ.

---

[1] Vgl. Sieffert, Über den sozialen Gegensatz im Neuen Testament 16.

[2] Joh. Kap. 21. „Nach dem bekannten Verfahren der bestreitenden Kritik erwartet man von selbst, daß sie den einen Teil der vorstehenden Erzählung, nämlich den reichen Fischfang, mit dem wunderbaren Fange des Petrus (Luk. Kap. 5) konfundiert, weil auch dort das Netz mit Fischen angefüllt wird und der reiche Zug gleichfalls auf eine Nacht fruchtlosen Bemühens folgt. In diesen Punkten treffen nun die beiden Erzählungen allerdings zusammen, aber wenn daraus der Schluß auf die Identität des beiderseits er-

Waren doch die Männer, deren Arbeit hier seine Billigung erfuhr, bereits mit den höchsten priesterlichen und hierarchischen Gewalten betraut, waren sie doch durch die Auferstehung aufs tiefste von seiner Gottheit überzeugt, war ihnen doch dadurch ihre Berufung zum Apostolate als die schönste Ehrenaufgabe gekennzeichnet, um zu schweigen von der Tatsache, daß eben im Anschlusse an diese letzterwähnte Begegnung Christus dem Petrus die Primatialgewalt neuerdings bestätigte. Der Bann, den das Altertum auf die erwerbende und körperliche Arbeit gelegt hatte, konnte nicht besser gebrochen werden, als indem eben solche Arbeiter zu Trägern der höchsten geistlichen Würden, zu Gefäßen der heiligsten Wahrheiten erhoben wurden[1].

Solange der Name Christi als die Sonne im Reiche der Geister leuchtet, solange seine Wahrheit der Triumph des Wissens, sein Handeln das Vorbild des Lebens bleibt, muß die Berufung der Arbeiter zu seinen priesterlichen Stellvertretern die Menschenehre und Menschenwürde des Arbeiters schützen; kein Kastengeist vermag mehr Kreise des Lebens zu ziehen und ihnen rechtliche Geltung zu verschaffen, die der Arbeiter in sich selbst oder seinen Kindern nicht zu überschreiten vermöchte. Mit dem Christentum trat der Arbeiter prinzipiell in den Vollgenuß der Menschenrechte und Menschenehre

---

zählten Vorganges zulässig sein sollte, so müßte das Zweimalige des Wunders und des fruchtlosen nächtlichen Bemühens für sich etwas Unwahrscheinliches oder gar Undenkbares sein, wie es mit Grund nicht angesehen werden kann. In Ansehung der Nebenumstände treten dagegen die Erzählungen der beiden Evangelisten so weit auseinander, daß sich die Vorgänge vollkommen individualisieren und als gesonderte gelten wollen. Wenn nun aber ein anderer Teil unserer Erzählung, der Bericht von Petrus, wie er den übrigen Jüngern voranschwimmend zum Herrn kommt, mit Matth. 14, 25 in eins zusammengeworfen wird, so ist dafür auch kein Schein der Berechtigung vorhanden, da die beiderseitigen Erzählungen nach jedem Betrachte einander bis zum völligen Widerstreite unähnlich sind" (A. Maier, Komm. über das Evangelium des Johannes II [Freiburg 1845] 413 f.). Vgl. auch Hug, Gutachten über das Leben Jesu von Strauß II (Freiburg 1854) § 99, S. 63; Hahn, Evangelium des Lukas I (Breslau 1892) 338.

[1] Vgl. hierzu Mangold, Humanität und Christentum 18.

ein. Christus adelte die Arbeit und machte sie frei. So lautet die Lehre, welche Jesu Beispiel als Arbeiter vorträgt[1]. Wäre im Evangelium kein weiteres Wort über Arbeitspflicht und Arbeitsehre geschrieben worden, dieses Beispiel allein nötigte, in Christus den Freund der Arbeiter, den Wiederhersteller der Arbeitsehre zu erblicken. Er selbst war Arbeiter. Sein Jugendbeispiel ist durch sein eigenes Wort, das Zeugnis der Evangelisten und Apostel, durch sein Verhalten als Lehrer der Menschheit zum Lebensbeispiel geworden. Es ist ein echter Trank, aus der Flut der Heilslehre Christi, den uns Bonaventura mit den Worten kredenzt: Christus in seiner Würdigkeit gibt uns ein Beispiel, in der Arbeit auszuhalten. Wenn also die Arbeit drückt, so laßt uns auf Christus schauen, der arbeitet.

Die Arbeit ist der göttliche Weg der Nachfolge Christi.

c) Das Evangelium und die religiöse Wertung der Arbeit.

Wer das Leben und Weben des Volkes aufmerksam beobachtet hat, dem ist nicht entgangen, wie wohlberechtigt das folgende Urteil über ein Stück Volkstum ausgesprochen worden ist: Das deutsche Volk wird mit gutem Grund als ein arbeitsames und arbeitstüchtiges Volk bezeichnet. Wer es aber in seinen Liedern, Sagen und Sprichwörtern belauscht, worin die Volksseele ihre Lust und ihre Liebe zu spiegeln pflegt, erfährt gar wenig von Arbeitsrühmen und Arbeitshasten. „Sonderliche Hymnen zur Ehre der Arbeit singt das deutsche Volk nun eben nicht. Man kann vielmehr in den echten Volksliedern alter und neuer Zeit lange suchen, bis man ein Lob des Fleißes, der Ordnung und der Mäßigkeit findet.“[2]

Erscheint in diesem Volksgebaren nicht eine psychologische Eigentümlichkeit?

Gewiß muß ein Angriff auf die Arbeitsliebe Jesu von vornherein als wenig begründet gelten, wenn er nur darauf sich stützt,

---

[1] Vgl. Bonaventura, Coll. XIV in Io. c. 4 (Opp. omn., ad Claras Aquas 1895) VI 554.

[2] Riehl, Die deutsche Arbeit 111.

daß das Evangelium den Gedanken an positive Würdigung der Arbeit nicht hervorkehrt. Jedoch selbst diese schwache Stütze ruht nicht auf wahrem Schriftbefund.

Christus hat sich über die Arbeit durchaus nicht ausgeschwiegen, sondern in seinen Lehrvorträgen mit ausdrücklichen Worten seinen Standpunkt in der Lehre von der Arbeit zu erkennen gegeben. Das ist wahr. Er sieht in der Arbeit nicht die letzte und höchste Aufgabe des Menschen. Sie ist wie alles Irdische nur ein Mittel, das höchste Ziel zu erreichen, welches die Einführung und Einbürgerung in das Reich Gottes ist. Wir lesen zwar, daß er die Kinder in seine Arme schloß, ihnen die Hände auflegte und sie segnete [1]; aber wir lesen nichts davon, daß er die zarten Glieder in den Mammonsdienst zu stellen befahl. Wir lesen, daß er die Mütter, welche in der Pflege der Kinder ihre heilige Aufgabe sahen und erfüllten, freundlich aufnahm [2]; aber wir lesen nichts davon, daß er sie gelehrt, ihre Mutterpflichten zugunsten der Arbeit im Mammonsdienst zu vernachlässigen. Wir sehen ihn die Scharen des Volkes, kräftige Männer wie welke Greise, um sich versammeln, um ihnen das Brot der Wahrheit vom Reiche Gottes zu brechen; aber wir lesen nirgends, daß er ihnen befohlen hätte, zugunsten des Geizes und der Üppigkeit die Krone ihrer freien Gotteskindschaft in den Abgrund einer durch keine Gottesruhe und keine Zeit der Geisteserhebung unterbrochene Arbeitsknechtschaft sklavisch zu versenken. Der Arbeitsruf des Wuchers und Geizes findet im Evangelium kein Echo. Es predigt den gesunden Arbeitsgeist, der Würde und Natur des Menschen nicht zerstört, sondern bewahrt und hebt.

Der Gegensatz des arbeitsamen Lebens ist der Müßiggang. Wer letzteren flieht, kann das erstere nicht mißachten. Jesus ist durch Tat und Lehren dem Müßiggang entgegengetreten. Wir lesen, daß er die Nächte im Gebet durchwachte [3]; er unterzog sich mühsamen Reisen [4], um die vom Vater übernommene Pflicht der Heilswirksamkeit getreu zu erfüllen, und betätigte selbst den Grundsatz, zu wirken

---

[1] Mark. 10, 16. [2] Mark. 10, 14. [3] Luk. 6, 12.
[4] Joh. 4, 6.

solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann[1]. Daher war seine Türe denjenigen, welche die Wahrheit suchten, auch zu nächtlicher Stunde noch geöffnet[2]. In diesem Verhalten Jesu liegen zwei für das Arbeitsleben hochbedeutsame Anregungen vor. Die eine ist die Erinnerung, daß wer von Gott einen Beruf bekommen hat, sich mit Einsetzung seiner ganzen Kraft der Erfüllung des göttlichen Auftrages widmen soll. So wie die Erkenntnis, daß auch der irdische Beruf von Gott sei und der Rechenschaftsablage vor Gott unterstellt ist, aufleuchtete, wurde diese Erinnerung ein Funken jenes Feuers, das Jesus auf die Erde zu bringen gekommen war, und von dem er nichts anderes wollte, als daß es brenne. Die andere Anregung ist der Gedanke an die Flucht der Zeit, an das baldige Herantreten der Nacht, wo niemand wirken kann. Das Wort ist ein Posaunenstoß zur Weckung der Gleichgültigen und Trägen; wie ein Kriegsruf ist es tatkräftig und unerbittlich. Die gleichnisweise Fassung dieses Grundsatzes zeigt durch ihre Anlehnung an die Handlungsweise eines Landarbeiters oder Handwerkers, der ängstlich seine natürliche Arbeitszeit auszunützen strebt, wie lobenswert dem Erlöser der Fleiß in der Arbeit erschien. In der gleichen Weise läßt er uns auch seinen Tadel über trägen Müßiggang erkennen. Jener Knecht in der Parabel von den fünf Talenten, welcher das anvertraute Talent seines Herrn vergrub, muß den schweren Tadel hören: „Du böser und fauler Knecht." Er gilt für unnütz und muß deshalb „hinausgeworfen" werden in die Finsternis draußen, wo ewig Heulen und Zähneknirschen sein wird. In Anlehnung an das natürliche Verwerfungsurteil der Trägheit und Dienstversäumnis in Genuß und Wohlleben wird der ungetreue Haushalter in der lukanischen Parabel[3] gerichtet, der da sagt: „Mein Herr verziehet zu kommen", und anfängt Knechte und Mägde zu schlagen, zu essen, zu trinken und sich vollzusaufen. „Der Knecht", heißt es im Anschlusse daran mit entschiedener Mißbilligung des Müßigganges, „der den Willen seines Herrn gekannt und sich nicht bereit gehalten und nicht getan hat, was er wollte, wird viele

[1] Joh. 9, 4. [2] Joh. 3, 2. [3] Luk. 12, 45.

Streiche bekommen."[1] Auch die Frage: Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? klingt in Tadel über den Müßiggang aus[2].

Hat aber der Heiland eine irdische Berufstätigkeit anerkannt, so daß wir in den vorgetragenen Stellen mehr erkennen dürfen als eine gleichnishafte Erklärung, daß die Menschen mit dem Eifer, den die fleißigsten und tatkräftigsten Leute für ihre irdischen Geschäfte aufbieten, ihrer Seele Heil besorgen sollen? Dafür, daß Jesus den irdischen Beruf als eine von Gott gegebene und der Verantwortung vor ihm zu unterstellende, mit dem Lebenswerk der Seelenrettung zur Einheit verbundene Angelegenheit erklärt hat, zeugt das Evangelium. Das Hauptgebot befiehlt nach den Worten Christi: Du sollst Gott lieben aus allen deinen Kräften[3]. Schon dieses eine Wort stellt die Kraftübung des irdischen Berufes unter die Gott schuldigen Dienstleistungen. Auch diese Kräfte sollen aus Liebe zu Gott gebraucht werden. Die Verheißung: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen"[4], hat doch sicher Anhänger zur Voraussetzung, die sich um den Besitz der Erde und ihrer Güter und Früchte bemühen. Wenn der Herr den Soldatenberuf mit einem Glauben vereinbar gefunden hat, wie er ihn in Israel nicht antraf[5], so ergibt sich daraus für den weltlichen Beruf im Reiche Gottes die günstigste Folgerung. Selbst so verachtete Berufe wie der des Zöllners[6] hielten Jesu nicht ab von Verkehr, Gesellschaft und dem Versuch seelischer Erhebung. Der Befehl an die Apostel, auszuziehen ohne den Ballast vorsorglicher Ausrüstung in der Hoffnung auf den Unterhalt durch andere, hat zur Voraussetzung, daß im allgemeinen die Berufe der menschlichen Arbeits-

[1] „Die Landwirte, Fabrikanten, Handwerker und Kaufleute haben oft mit Hindernissen, welche einerseits die Ungunst des Klimas und des Bodens, anderseits die Schlechtigkeit und der Unverstand der Menschen entgegenstellen, so zu kämpfen und dabei solche Widerwärtigkeiten zu bestehen, daß sie den nötigen Mut und die erforderliche Geduld nur durch Vertrauen auf Gott, welches aus dem christlichen Glauben entspringt, erlangen können" (Schulze, Nationalökonomie [Leipzig 1855] 273).

[2] Matth. 20, 1—16. [3] Mark. 12, 30. Luk. 10, 27.

[4] Matth. 5, 4. [5] Matth. 8, 10. Luk. 7, 9.

[6] Matth. 9, 11. Luk. 18, 14; 19, 5 ff.

und Erwerbstätigkeit fortgeübt werden[1]. Die landwirtschaftlichen Notarbeiten, mit denen Jesus seine sabbatliche Hilfeleistung an Kranke rechtfertigt, sind in den Augen Jesu gerechte und gute Arbeiten eines gerechten Berufes gewesen[2]. Und wenn jedes Wort zur Rechenschaft gezogen wird, wieviel mehr die beruflichen Werke[3]. Der den Diebstahl verwarf, anerkannte das Eigentum[4], der mißbräuchliche Enteignung tadelte, wollte das Eigentumsrecht geschützt sehen[5]. Zum schönen Verkehrsbild vom barmherzigen Samaritan sagt Jesus: „Gehe hin und tue desgleichen.“[6] Handelsgeschäfte erscheinen gelegentlich als ganz selbstverständlich[7]. Das irdische Gut ist eine von Gott uns gegebene Verwaltung. Wir sollen sündigen Mißbrauch desselben als eine Veruntreuung betrachten und aus solchem Gewinn uns auf dem Wege der Mildtätigkeit Freunde gewinnen, die uns in die ewigen Wohnungen aufnehmen[8]. Ist aber das irdische Gut eine von Gott gegebene Verwaltung, dann ist die Arbeit an demselben auch ein von Gott gegebener Beruf[9]. Johannes der Täufer hatte den Beruf der Soldaten als Erwerbsberuf anerkannt[10]. Damit kann er nicht im Gegensatz zu Christus stehen, da der Erlöser von sich erklärte, den Übungen des Weltlebens weiter entgegengekommen zu sein als Johannes[11]. Wenn Jesus die irdischen Berufe verworfen hätte, so dürfte man erwarten, daß das in den Evangelien zum Ausdruck komme. Eine solche Haltung hätte durch ihren Gegensatz zum Leben der damaligen Zeit[12] auffallen müssen. Wiederholt hat Jesus Gelegenheit, vom Landbau zu sprechen, aber man hört auch nicht den leisesten Klang einer paradoxen Ablehnung solcher volkstümlicher Arbeit[13]. Wo er auf das Hirtenleben zu sprechen kommt, dient es ihm nicht nur zu den vornehmsten Vergleichungen[14], sondern es ist unbestreitbar, daß er Züge aus dem-

---

[1] Matth. 10, 11. [2] Matth. 12, 11. Luk. 14, 5.
[3] Matth. 12, 36. [4] Matth. 15, 19. [5] Matth. 23, 14.
[6] Luk. 10, 37. [7] Luk. 12, 6. [8] Luk. 10, 1.
[9] Vgl. meine Erklärung der Parabel in Tüb. Quartalschr. 1911, 339 ff.
[10] Luk. 3, 14. [11] Matth. 11, 18 f.
[12] Delitzsch, Handwerkerleben zur Zeit Christi (Erlangen 1868) 24 ff.
[13] Matth. 13, 24. Luk. 13, 7. Joh. 4, 35. [14] Joh. 10, 2 ff.

selben ausdrücklich gebilligt hat[1]. Gleiches darf man vom Sinn zu häuslicher Sparsamkeit sagen[2]. Zuletzt ist zu erinnern, daß die Apostel gemäß dem Evangelium Johannes[3] (dem darin das Petrusevangelium zur Seite tritt) noch nach Jesu Tod sich nicht gehalten sahen, das Gewerbe nicht auszuüben, das Jesus einst gesegnet hatte[4]. Alle diese angeführten Andeutungen bezeugen, daß Jesus den irdischen Arbeitsberuf anerkannte. Da es nur gelegentliche Andeutungen sind, bieten sie das Material nicht zum geschlossenen Nachweis für alle einzelnen Berufe, sie lassen aber mit Sicherheit die prinzipielle Anerkennung feststellen, um so sicherer, gerade weil man es mit gelegentlichen Bemerkungen, dazu noch in nicht geringer Zahl, zu tun hat, und weil der Schlußfolgerung kein einziges Argument aus Berichten über Jesu Leben als Einspruch entgegengestellt werden kann.

Was Eduard v. Hartmann von einer Verachtung der Arbeit bei Jesus als Konsequenz seiner Lehre vom in nächster Nähe bevorstehenden Weltuntergang spricht, widerlegt das Evangelium in Prämisse und Folgerung. Der Philosoph ist bei seiner Darlegung der destruktiven Kritik bis auf das brüchigste Eis gefolgt, wo kaum ein sicherer Punkt zu finden ist, auf den man sich zur Auseinandersetzung stellen könnte. Jedoch handelt es sich hier nicht darum, ob die von dieser destruktiven Kritik angenommene Lehre Jesu ein Evangelium der Arbeit enthalte, sondern ob das bei dem historisch überkommenen Evangelium der Fall ist. Für die Lehre vom Weltuntergang wird der Kritiker sich nicht weigern können das Gewicht jener Stellen anzuerkennen, auf welche er seine Ansicht stützen muß. Nun erklärt aber Christus eben bei der Ankündigung des Weltendes, daß niemand Tag und Stunde desselben wisse, selbst nicht die Engel des Himmels, als der Vater allein[5]. Vor diesem Worte Christi muß die einseitige Behauptung verstummen, als hätte er das Gericht und Weltende für die allernächste Zeit mit einer jede andere Möglichkeit ausschließenden Sicherheit erwartet, so daß in seinen

---

[1] Luk. 15, 4 f. [2] Luk. 15, 8. Matth. 13, 33.
[3] 21, 3. [4] Luk. 5, 4 ff.
[5] Siehe Matth. 24, 36. Mark. 13, 32 verschärft die Aussage noch.

Augen die zeitliche Erwerbsarbeit keinen Sinn mehr gehabt hätte. Das Wort trägt mit seiner auffallenden Beschränkung der Wissenschaft „des Menschensohnes" das durchschlagende Kriterium des Alters und der Echtheit an sich. Die richtige Folgerung aus diesem Wort kann nur die sein, daß man sich durch sittliche Rechtschaffenheit wegen der Unsicherheit der Gerichtsstunde immer auf dieselbe bereithalte, und wegen der gleichen Unsicherheit ebenso die Notwendigkeiten des Lebens nicht vernachlässige, die zwar am Gerichtstag ohne Bedeutung, für das irdische Leben aber unerläßlich sind. Je energischer Jesus das Gericht betont und durch dasselbe die Aufforderung, für Gott und sein Seelenheil zu leben, verstärkt, desto auffallender ist die Betonung der vollen Ungewißheit über den Eintritt der ernsten Stunde. Ein solches Wort ist mit planvoller Absicht gesprochen. Welche Absicht aber hat Jesus dabei gehabt? Die Verkündigung des Gerichtes, die Betonung der Möglichkeit seiner Nähe dienen dem Zweck schärfster sittlicher Ermunterung und Erschütterung. Diese im geringsten abzuschwächen, lag ihm offenbar durchaus ferne. Dann bleibt als Zweck der Äußerung über die zeitliche Ungewißheit nur der übrig, zu verhüten, daß das strenge Wort die Tatkraft für die irdischen Notwendigkeiten erlahmen lasse. Man darf daher mit Sicherheit sagen, daß die Erklärung Christi über die Ungewißheit der Stunde ganz unvereinbar damit ist, daß er durch die Ankündigung der Schrecken des Endes die irdische Erwerbsarbeit für zwecklos habe erklären wollen. Eine solche Auslegung der Worte Jesu ist falsch. Im Zusammenhang der Weissagung über das Ende hat allerdings Jesus auch das Wort gesprochen: „Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies alles geschieht."[1] In einer an früherer Stelle von Matthäus[2] mitgeteilten Rede ähnlicher Art sagte Jesus auch zu den Aposteln: „Ihr werdet nicht mit allen Städten Israels zu Ende kommen, bis der Sohn des Menschen kommen wird." Was die erste Stelle angeht, so ist zunächst zu fragen, was mit dem Ausdruck „dieses Geschlecht" be-

---

[1] Matth. 24, 34; vgl. auch Bautz, Weltgericht und Weltende (Mainz 1886) 37. [2] 10, 23.

zeichnet ist. Bedeutende Vertreter der Schriftauslegung[1] sehen damit das jüdische Volk bezeichnet. Es werde auf Erden fortbestehen und vom Tage des Gerichtes ereilt werden. Die griechische Sprache erlaubt sicher das im Evangelium stehende griechische Wort so auszulegen. Man kann sich dafür auch darauf berufen, daß der hl. Paulus[2] lehrt, die Juden würden bis zum Ende der Menschheit auf Erden leben und dann bekehrt werden. Ist diese Auslegung richtig, dann könnte unbeschadet der Erklärung des Heilandes über jene, die das Weltgericht erleben, eine große Zwischenzeit angenommen werden, und Hartmanns und seiner Gefolgschaft Einrede wäre belanglos. Unter dem Eindruck, daß Jesus mit den Worten: „Dieses Geschlecht wird nicht vergehen" usw., einen gleichsam dramatisch nahen Zeitpunkt ins Auge faßt, wollen gleichwohl andere[3] dem Wort „Geschlecht" den Sinn von Generation oder Menschenalter, Zeitalter geben. Es sei aber nicht auf das Weltende, sondern auf die Zeit der Zerstörung Jerusalems zu beziehen. Allein dagegen muß es Bedenken machen, daß es bei Matthäus heißt: „bis das alles geschieht". Unter dieses alles ist aber doch auch Matth. 24, 29—31 zu zählen, und dies ist mit der Zerstörung Jerusalems nicht eingetreten, sondern erst am Weltende zu erwarten. Es könnte nun scheinen, daß es nahe liege, die Worte Jesu doch vom baldigen Weltuntergang zu verstehen, weil eine Beziehung auf den Untergang Jerusalems in ihnen liegt, aber auch eine auf das Weltende[4], also sei für beides von Jesus der gleiche Zeitpunkt ins Auge gefaßt gewesen. Doch wer würde sich nicht sträuben, Jesus in einer Prophetie irren zu lassen, in der er sich so klar als göttlicher Prophet einer erfüllten Weissagung bewiesen hat? Nein, es ist zu sagen, Jesus, der ausdrücklich die Kenntnis von Tag und Stunde des Weltendes von seiner Verkündigung ausgeschlossen hat, wollte auch mit dem Wort: „Dies Geschlecht wird nicht vergehen", keine klar datierte Zeit-

[1] Jansenius, Knabenbauer, v. Keppler (Adventsperikopen [Freiburg 1899]) 23. [2] Röm. 11, 25 ff.

[3] Belser in Tüb. Quartalschrift 1899, 450.

[4] Bisping, Erklärung des Evang. nach Matthäus 483. Riepler, Das Evangelium nach Lukas (1900) 539.

bestimmung des Weltendes geben. Was aber wollte er damit sagen? Indem er ausdrücklich hervorhebt: „das alles", gibt er zu verstehen, daß die in der Weissagung insgesamt angekündigten Ereignisse sich über einen weiten Zeitraum erstrecken, so daß die Anfangsereignisse von den Endbegebenheiten durch eine große Lücke getrennt sind. So verheerend der Anfang der Ereignisse über das Judenvolk hereinbricht und es durch denselben fast vernichtet scheint, wird es doch nicht untergehen. Als Volk, das den Erlöser verworfen hat, wird es mit dem Untergang Jerusalems, in dem Jesu angekündigtes Gericht seinen Anfang nimmt, verworfen werden, aber erhalten bleiben. Es muß im Verlauf der Zeitgeschichte den Sieg Christi mitansehen und darin eine zweite Verwerfung innerlich erleben, mag es auch äußerlich mit den Feinden Christi sich verbinden und Scheinerfolge gegen ihn im einzelnen erhaschen. Ja, es muß fortleben, bis am Weltende Christus sichtbar kommt und das mit dem Untergang Jerusalems begonnene Gericht der Parusie in sichtbarer Offenbarung seiner Herrlichkeit vollendet. Das Wort „Geschlecht" bedeutet also Judenvolk, aber nicht bloß für einen einzelnen Zeitpunkt, sei es des Untergangs Jerusalems, sei es des Weltendes, sondern mit Beziehung auf den ganzen Zeitraum der christlichen Geschichte; „nicht vergehen" aber hat positiven Sinn. Im Hinblick auf die Schrecknisse Matth. 24, 15 ff. wird mit ihm gesagt, das jüdische Volk wird trotz ihm erhalten bleiben.

Weit leichter ist es, das Wort Jesu an die Apostel zu verstehen, daß sie mit den Städten Israels nicht werden zu Ende kommen, bis der Menschensohn kommt. Denn im voranstehenden ist von den Verfolgungen die Rede, welche die Apostel werden leiden müssen, wenn sie den Auftrag Jesu ausführen. In ihnen soll sie die Hoffnung aufrechthalten, daß ihr Meister sie nicht allein läßt. Er wird sich als Sieger über seine und der Apostel Feinde offenbaren und dazu sehr bald eintreffen. Diese Stelle ist ihrem ganzen Zusammenhang nach auf die Zerstörung Jerusalems zu beziehen, welche dabei ideal als Anfang der großen Parusiewirkungen erscheint, mit denen der Heiland einst wiederkommen wird, ohne daß aber ein Zeitpunkt für die verklärte Ankunft Jesu im Gericht angegeben sein

soll. Das ist hier durch Matth. 24, 36 genau so ausgeschlossen wie für Matth. 24, 34.

Der Einwand gegen das Evangelium Jesu, als müßte es arbeitsfeindlich sein, weil Jesus alles auf ein sehr rasch eintretendes Weltende gestützt habe, ist also nicht zutreffend. Man sollte doch die Worte eines so großen Geistes wie Jesu mit mehr Achtsamkeit und mit mehr geduldigem Eindringen lesen und nicht mit der Flüchtigkeit des Zeitungslesers den echten Sinn seiner Worte gewinnen zu können meinen.

Übrigens, wenn Jesu Predigt in einem arbeitsfeindlichen Sinne alles auf den nahen Weltuntergang eingerichtet hätte, so würden die Apostel gewiß gleiches wie er getan haben. Finden wir das? Sie rechnen mit der Möglichkeit eines nahen Weltendes; daran ist kein Zweifel. Der Ernst der Stunde und die Ungewißheit, in der sie Christus gelassen hatte, riet ihnen das mit gutem Grund. Alle, die unter Führung der Apostel auf die Parusie sich einrichteten, hatten bei ihrem Sterben den Segen davon. Keiner war dadurch in den Hoffnungen seines Lebens betrogen. Aber die Apostel richteten sich nicht einseitig auf die Parusie ein. Vielmehr handelten sie so, wie Männer handeln, die einer für lange Zeit bestimmten Sache dienen. Ihre Energie gehört der Gründung der Kirche; Gemeinde um Gemeinde ersteht, neue Einrichtungen werden geschaffen, bald umspannt eine große Organisation die Länder, und man gewöhnt sich, vom Christentum als einer Zeit zu denken, der die vergangenen Jahrhunderte wie ein Gestern zur Seite stehen[1]. Zunächst hatte Jesus den Aposteln den Untergang Jerusalems als einen Zeitpunkt für sein Eingreifen genannt. Die politische Lage, die Zurückhaltung der Römer, die Vorsicht in den führenden Kreisen der Juden sorgten dafür, daß es lange ging, bis die Vorbereitungen zum Sturz Jerusalems einsetzten. Die meisten Apostel starben zuvor. Wir werden sehen, daß auch für die Apostel die Erwartung des Weltendes kein Grund war, sich der Arbeit zu entschlagen oder die Gläubigen von ihr abzuhalten; im Gegenteil. Folglich haben sie solches auch nicht von Jesus gehört oder auch nur angenommen.

---

[1] Hebr. 13, 8.

Aus andern Stellen des Evangeliums erhellt überdies, daß Christus auf eine längere Zeitdauer des von ihm auf Erden gegründeten Werkes hinausblickte: „Und es wird dieses Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugnisse gepredigt werden, und dann wird das Ende kommen.“[1]

In der Parabel vom guten Hirten erklärt Jesus: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstall sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird ein Schafstall und ein Hirt sein.“[2] Welch grandiose Vorstellung mußte dieses Wort des Herrn den Aposteln von ihrer Aufgabe erwecken! Wie klar mußten sie erkennen, daß dazu eine längere Zeit not tue, als sie einmal in die große Welt hinausgegangen waren und mit gewaltigem Eifer doch nur einen kleinen Anfang dieser Aufgabe erfüllen konnten! Jesus aber, der diese Aufgabe stellte, ohne ein einziges Mal Hand an ihre Verwirklichung unter den Heiden zu legen, hat das Ende der dazu nötigen Wirkungszeit nicht allzu nahe gedacht.

Figürlich gelangt diese längere Zeitdauer im Gleichnisse vom Senfkörnlein zum Ausdruck[3]. Die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen zieht aus der Ungewißheit über den Eintritt der ernsten Stunden überdies ausdrücklich die Folgerung, daß man nicht erlahmen dürfe in der pflichttreuen Energie für Gottes Werk, sondern das Öl der Tätigkeit stets bereithalten solle. Der Christ mache sich also für ein langes Harren auf den großen Tag bereit. Jesus ist ihm in diesem Werke vorangegangen, indem er eine kirchliche Organisation schuf[4], welche in sichtbarer Stellvertretung Christi der Wahrheit und Gnade der Erlösung walten sollte durch die kommenden Jahrhunderte, und damit die Gründung der Kirche als neuer religiöser Gemeinschaft vollendete, mit welcher er beim Beginn seiner Tätigkeit angefangen hatte, als er (entgegen der Ansicht Hartmanns) Jünger um sich sammelte und durch die Vornahme der Taufe in das neue Gottesreich einführte[5].

---

[1] Matth. 24, 14; dazu 28, 19. [2] Joh. 10, 16. [3] Matth. 13, 31 f.
[4] Siehe die Beweisstellen bei Weber, Christl. Apologetik (1907) 248 ff.
[5] Joh. 3, 22; 4, 2. Vgl. Weber, Jesus taufte (Offenburg 1895) 16 ff. 24 f.

In direkter Weise hat er die Auslegung seiner eschatologischen Prophetie zugunsten der Arbeitsflucht verwehrt. Dabei ist seine Arbeitslehre durchaus nicht nur eine Akkommodation an den Standpunkt jener, welche seinen idealen Standpunkt nicht zu teilen vermochten, sie ist ein organisches Glied seiner Erlösungslehre.

Schlagen wir die Evangelien auf, so finden wir vor allem, daß Jesus von der Voraussetzung ausgeht, die Glieder seines Gottesreiches werden arbeiten bis zum Ende der Tage. Und es ist hochbedeutsam zu sehen, daß nicht nur laue und glaubensschwache Mitglieder des Reiches Christi der Arbeit zugetan bleiben, sondern auch solche, die durch ihren Wandel der Sorge Jesu nahestehen und des Himmelreiches würdig sind. Er ermahnt in der eschatologischen Predigt: „Wer (dann) auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen"[1]; er kündigt an: „Dann werden zwei auf dem Felde sein; der eine wird aufgenommen, der andere verlassen werden. Zwei werden mahlen an der Mühle; die eine wird aufgenommen, die andere verlassen werden."[2] Hätte Jesus zur richtigen Gottesvorbereitung auf das Weltende die Preisgabe der irdischen Arbeit für nötig gehalten, so hätte er nimmermehr diese Verheißung sprechen können. Sie ist ein unwiderlegbarer Beweis, daß die religiöse Erneuerung durch Christus nicht die Aufgabe des irdischen Berufes und die Preisgabe der irdischen Arbeit wollte.

Ganz das Gegenteil ist der Fall. Auf diesem Arbeitsleben ruht der Segensblick des Heilandes. Man muß es dem Auge des Landmannes ablesen, wie sehr Christi Arbeitsliebe aus seinen Parabeln spricht. Hell schaut es auf, wenn der Priester beim Prozessionsgang über die aufsprossenden Fluren das Evangelium singt[3]: „Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, kam der Feind, streute Unkraut unter den Weizen und ging davon." Froh erbaut hört er die Worte: „Mit dem Reich Gottes ist es, wie wenn ein Mensch Samen auf das Land streut. Er mag schlafen oder aufstehen, bei

[1] Matth. 24, 18. [2] Matth. 24, 40 41. Luk. 17, 35.
[3] Matth. 13, 24 f.

Tag und bei Nacht, der Same keimt und wächst auf, ohne daß er es wahrnimmt. Denn die Erde trägt von selbst Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann die volle Frucht in der Ähre."[1] Der Landmann liest aus diesen Worten, wie liebreich seines Erlösers Auge auf seine mühevolle Arbeit herabblickt, wie er teilnimmt an seinen Erfolgen, teil an seinen Gefahren, und er tröstet sich, in Gott den Schutzherrn seiner Arbeit anzubeten. Gläubig hofft er, „die hundertfältigen, sechzigfältigen, dreißigfältigen Fruchtähren" unter seinem Schutze herangedeihen zu sehen, nachdem er vernommen, wie freundlich Jesus während seines Erdenwandels mit segnendem Blicke die aufstrebende Saat beschaut.

Verbieten etwa die Worte des Evangeliums es, diese Gedanken an sie zu knüpfen? Nein. Wenn Christus auch Sinnbilder wählte, deren materieller Inhalt zum Teil verwerflich ist und von ihm verworfen wurde, so war doch auch in solchen Fällen das zur Nachahmung Vorgestellte etwas an sich Berechtigtes und Gutes[2]. Hier, wo der

[1] Mark. 4, 26 ff.

[2] Dulk (Der Irrgang des Lebens Jesu II [Stuttgart 1884] 54) hat freilich in der Parabel vom ungerechten Verwalter das Lob egoistischer Schlauheit und im ungerechten Verwalter kurzerhand ein von Jesus zur Nachahmung empfohlenes Vorbild sehen wollen, und Renan (Leben Jesu Kap. 10) maßt sich an zu behaupten: „In einer bizarren Parabel wird ein Verwalter belobt, weil er sich auf Kosten seines Herrn Freunde unter den Armen gewonnen hat, damit ihn die Armen ihrerseits in das Himmelreich einführen." Gemeint ist die Parabel Luk. 16, 1 ff. Renan hätte sich schon von Strauß bessere Belehrung verschaffen können. Er schreibt (Leben Jesu I, 2. Abschn., Kap. 6): „Die als crux interpretum bekannte Parabel vom ungerechten Haushalter ist doch in sich selber ohne alle Schwierigkeit. Liest man bloß bis zum Ende des Gleichnisses, die zunächst darangehängte Moral mit eingeschlossen, so bringt man den einfachen Sinn heraus, daß der Mensch, der, auch ohne gerade bestimmt auf schlechte Weise zu Geld und Gut gelangt zu sein, doch Gott gegenüber δοῦλος ἀχρεῖος (Luk. 17, 10) und in Anwendung der ihm von Gott anvertrauten Gaben οἰκονόμος τῆς ἀδικίας ist, diese immer mitunterlaufende Untreue am besten durch Nachsicht und Wohltätigkeit gegen seine Mitmenschen gutmachen und sich durch deren Vermittlung einen Platz im Himmel verschaffen könne. Daß diese Wohltätigkeit in der fingierten Geschichte ein Betrug ist, hiervon muß man, wie in den vorhin angeführten Parabeln davon, daß der Freund träge und der Richter

Heiland vor einer Landbevölkerung spricht und dabei Bilder aus dem Landbau wählt, kann es nur zugleich mit Achtung vor dieser

---

ungerecht ist, abstrahieren; was überdies in der Erzählung selbst dadurch angedeutet ist, daß Vers 8 gesagt wird, was der οἰκονόμος im Sinne dieser Welt getan habe, sei in der Anwendung im höheren Sinne der υἱοὶ τοῦ φωτός zu verstehen." Es ist in der Parabel vom ungerechten Verwalter nicht der Betrug als Beispiel hingestellt, sondern die Menschen, welche zu Gott in ein ähnliches Verhältnis geraten sind wie der Verwalter zu seinem Herrn, sollen mit ähnlicher Klugheit, aber auf einem von Gott verstatteten, ja gewollten Wege den Folgen ihrer Ungerechtigkeit vorbeugen (vgl. meine Erklärung in der Parabel in Tüb. Quartalschr. 1911, 399 ff.). Rücker hat in der Schrift „Über das Gleichnis vom ungerechten Verwalter" (Freiburg 1912, 44) geglaubt, es als „Allegorisieren" bezeichnen zu dürfen, daß ich den Verwalter in allen Stücken ein Spiegelbild der Jünger sein lasse, auf die es wenigstens „möglicherweise" treffen könnte. Ich frage, ist es denn apriori ausgeschlossen, daß Jesus Allegorien angewandt habe? Wodurch? Etwa durch Matth. 13, 4 ff. 19 ff.; 13, 38 ff.? Von Allegorisieren ist aber keine Rede, solange die Erklärung sich auf dem Vergleichungspunkt zwischen Bild und Gegenstück bewegt in dem Umfange, in dem das Gleichnis selbst es tut. Jesus setzt nun aber einmal diejenigen, an die er die Ermahnung richtet — und es werden wohl alle sein, die irgendwie seine Jünger sind —, dem ungerechten Verwalter durch Luk. 16, 9 an die Seite und stellt sie in Hinsicht auf ihre Verantwortung am Ende des Lebens mit dem Verwalter bei seiner Rechenschaftsangelegenheit in Vergleich. Allegorisiert hätte ich nun, wenn ich geschrieben hätte: Die Tonnen Öl bedeuten das, die Malter Weizen das usw. Das ist mir nicht eingefallen. Ich habe keineswegs den Verwalter stückweise mit den Jüngern verglichen und Stück für Stück Ähnlichkeit konstruiert. Lediglich daraus, daß Christus die Anwendung der Parabel mit Rücksicht auf das Ende der Angeredeten, also auf ihre Verantwortung vor Gott macht, habe ich, nicht aus dem Vorbild des Verwalters, sondern aus dem Verhältnis der Ermahnten zu Gott, den Schluß gezogen, der Gegenstand ihrer Verantwortung und die Materie, aus der sie sich Freunde machen sollten, sei die Summe der ihnen von Gott anvertrauten, im Leben der Sünde aber untreu verwalteten Lebensgüter. Das ist kein Allegorisieren mit seinen Willkürlichkeiten, sondern der natürliche Schluß aus den Worten Jesu. In diesen Gütern, nachdem sie durch die Sünde Gott untreu entzogen wurden, den Mammon der Ungerechtigkeit bei den „Jüngern" zu finden, ist daher keineswegs „zu umständlich". Es sollte doch ganz dem Wesen der Parabel entsprechen, wenn das materielle Gut des äußeren Reichtums im Bilde ein analoges, aber keineswegs gleichnamiges und völlig gleichsachliches Gut der Ermahnten darstellt. Geradezu falsch aber

Arbeit der mit Liebe belehrten und zum Heil eingeladenen Bevölkerung geschehen sein. Deshalb sieht man in diesen Parabeln mit Recht das Lob der Arbeit ausgesprochen.

Auch in der Parabel von den Arbeitern im Weinberg ergeht die Botschaft: „Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen." Wir fragen, inwiefern ist das Himmelreich dem Hausvater gleich? Offenbar müssen wir aus der Handlungsweise desselben die Berechtigung des Vergleiches begründen. Die Gleichheit besteht darin, daß der Hausvater in seinem Verhalten die Handlungsweise dessen repräsentiert, der über das Himmelreich herrscht und die Verteilung des himmlischen Lohnes bestimmt und überwacht. Der Hausvater aber sucht Arbeiter, er dingt die müßig auf dem Markte Stehenden um Lohn. So will auch der himmlische Lohn, unbeschadet seines Gnadencharakters, durch Arbeit verdient sein. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und diejenigen, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich." Mit Anstrengung, gleich den Arbeiten in des Tages Last und Hitze, will das Himmelreich errungen sein. Nur eifriger Gebrauch der menschlichen Kräfte, durch Gottes Gnade gestärkt, führt zu diesem Ziele. Arbeiten um des Himmels willen ist vonnöten: „Also ist das Reich Gottes auch eine Gemeinschaft zur Arbeit; die Arbeit wird in das Reich Gottes eingereiht, es gehört zu seinem Begriff, daß wir als Glieder des Gottesreiches arbeiten." [1] Es folgt aus diesem Gleichnis, daß es recht und billig ist, dem Arbeiter seinen Lohn zu geben, und desgleichen, daß es den Unbeschäftigten geziemt, sich Arbeit zu suchen — womit das Lob der Arbeit deutlich ausgesprochen wurde. Ist es recht, um das Himmel-

---

ist es, daß nur die Klugheit und Entschlossenheit in der Sorge um die Zukunft den Angeredeten als Vorbild vorgestellt werde, wie Rücker sagt. Das ist solange eine oberflächliche Deutung, als bei Luk. 16, 9 f. steht: „aus dem Mammon der Ungerechtigkeit". Diesen Worten wird erst gerecht, wer im Bild vom Verwalter den Zustand der Ermahnten vor Gott versinnbildet findet, wie ich es tat.

[1] Uhlhorn, Die Arbeit im Lichte des Evangeliums (Bonn 1977) 9. Vgl. auch Mausbach, Christentum und Weltmoral [2] (Münster 1905) 40.

reich zu arbeiten, ja will es durch Arbeit erworben werden, dann ist die Arbeit überhaupt etwas Rechtes und Gutes, sofern ihr Ziel recht und gut ist.

Mit voller Klarheit äußert sich Christus in der Parabel vom verlorenen Sohn[1] über den sittlichen und religiösen Wert der Arbeit, wiewohl wir auch hier das Goldkorn dieser Lehre erst aus der Saat übernatürlicher Wahrheit heraussuchen müssen, in welcher er es gelegentlich ausgestreut hat.

„Ein Mensch hatte zwei Söhne. Und es sprach der jüngere von ihnen zum Vater: Vater, gib mir den Anteil des Vermögens, der mir zukommt. Und er teilte unter sie das Vermögen. Nach wenigen Tagen nun nahm der jüngere Sohn alles zusammen, zog fort in ein fremdes Land und verschwendete daselbst sein Vermögen durch ein schwelgerisches Leben." Das ist mit den Worten des Evangeliums die Geschichte des jüngeren Sohnes bis zum Höhepunkt seines Sündenlebens. Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Rasch waren die reichlichen Mittel des jungen Verschwenders erschöpft. Er war zum Bettler geworden, als eine Hungersnot eintrat und ihn mit bitterem Elend drückte. Der leibliche Jammer aber diente zur Gesundung seiner Seele. Er ging in sich und verdingte sich um Lohn an einen Bürger desselben Landes, der ihn ausschickte, die Schweine zu hüten. Welche Belehrung über die Arbeit knüpft Christus an diese Parabel? Es ist charakteristisch, daß in der Darstellung des Heilandes die Umkehr des Sohnes mit der Hinwendung zur Lohnarbeit beginnt. Wie die Hand, die zuvor nur noch den schäumenden Becher zu ergreifen sich gewöhnt hatte, wiederum in ernster Arbeit ermüdet, da ziehen die edleren Regungen und Gedanken wieder in die Seele ein. Des Lebens Not zwang zur Arbeit, die Arbeit selbst aber wird der rettende Engel, der seine Seele zur Rückkehr zum sittlichen Leben leitet. Arbeit, und zwar geregelte Arbeit, ist der erste Vorsatz des innerlich schon gebesserten Sohnes; geregelte und fleißige Arbeit ist der Titel, auf den hin er die Verzeihung seines im Evangelium so edel gezeichneten Vaters

---

[1] Luk. 15, 11 ff.

erhofft und zu erbitten unternimmt. So entschließt er sich denn: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: ‚Vater, ich habe mich versündigt wider den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen; halte mich wie einen deiner Tagelöhner.'" Schlicht und einfach lauten diese Worte der evangelischen Erzählung, aber sie sind Perlen der sittlichen Wertung der Arbeit durch Christus. Diese Parabel allein hätte einen gewissenhaften Leser des Neuen Testamentes davon abhalten müssen, in Christus einen Feind der Arbeit erblicken zu wollen. Rückkehr zum sittlichen Wandel und Rückkehr zur Arbeit tritt uns hier in so inniger Vermählung entgegen, daß kein Zweifel daran sein kann, daß Christus in der Arbeit (die nähere Beschreibung derselben ist hier nebensächlich) die Erfüllung einer sittlichen Menschenpflicht sieht. Oder ist etwa zu vermuten, daß der verlorene Sohn, weil er sich der Arbeit als Schweinehirt schämte und deshalb sich entschloß, zum Vater zurückzukehren, auch dort keineswegs als Tagelöhner arbeiten wollte, weil er die Arbeit für gut hielt, sondern nur um Buße zu tun?[1] Ist dann etwa auch das Verdingen als Arbeiter bei einem Bürger des Landes nur ein Zeichen, wie tief der Sohn gesunken war? Das letztere zu behaupten wäre ganz ungesund. Es hätte doch nicht ehrenhafter sein können, wenn er Selbstmord begangen hätte oder Straßenräuber geworden wäre oder auch als fauler Landstreicher sich umhergetrieben hätte. Mag er die Art seiner Arbeit als schimpflich empfunden haben — das Evangelium sagt es nicht, sondern gründet seine Klage nur auf den Mangel, den er litt —, die Arbeit selbst hat er nicht als schimpflich empfunden, denn sonst hätte er nicht bei der reuigen Heimkehr dem Vater anbieten können, ihn als Tagelöhner zu halten. Gewiß war das Buße, daß er nur noch Tagelöhner im Vaterhause sein wollte, nicht aber kann er dem Vater bei reuiger Umkehr die Arbeit nur als verhaßten, verachteten Bußgegenstand angeboten haben. Denn der Vater hielt auf Arbeit. Indessen liegt die Entscheidung nicht darin, welche Motive den verlorenen Sohn zur Arbeit getrieben

---

[1] v. Hackelberg-Landau im Lit. Anzeiger für Österreich 1899, Nr. 10.

haben und wie er sich bei ihr fühlte, sondern darin, daß Christus den Gang der Bekehrung mit der Arbeit zusammenlaufen läßt. Der Text bei Lukas beweist keineswegs fast das Gegenteil von Wertschätzung der Arbeit[1]. Aber man muß ihn als Wort Christi und ganz betrachten. Das Arbeitslob dieser Parabel wird noch deutlicher, wenn wir das Auge auf den älteren Sohn des Hausvaters richten. Was tat er, während der jüngere Bruder sein Vermögen in Üppigkeit verschwendete? Kurz und inhaltreich ist die Antwort, welche das Evangelium auf diese Frage uns gibt: „Es war aber sein älterer Sohn auf dem Felde", und zwar um der Arbeit willen. Das folgt aus dem Vorwurf, welchen er in kurzsichtigem, aber begreiflichen Zorn über das dem sündigen Bruder zur Freude veranstaltete Mahl dem Vater machte: „Siehe, ich diene dir so viele Jahre und habe niemals dein Gebot übertreten, aber niemals hast du mir einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden ein Freudenmahl gehalten hätte; nachdem aber dieser dein Sohn, der sein Vermögen mit Huren verschwendet hat, gekommen ist, ließest du ihm das gemästete Kalb schlachten." Nach diesen Worten verstrich das Leben des älteren Bruders in stiller, fleißiger Arbeit auf dem väterlichen Gute. Keine rauschenden Lustbarkeiten unterbrachen die emsige Tätigkeit, die im familiären Glücke, in der Zufriedenheit des Vaters und in dem Reichtum der Erträgnisse ihren Lohn fand. Ein stilles, geschäftiges Arbeitsleben in ehrerbietigem Gehorsam gegen den Vater, das war das Leben des älteren — des guten Sohnes. Oder haben wir vielleicht kein Recht, ihn den guten zu nennen? Dann müßte erst V. 7 und 10 des Kapitels verschwinden. Die Worte: „Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder, der Buße tut", die Worte: „Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen", sollen durch die Parabel vom verlorenen Sohn dem Verständnis nahegebracht werden. Der Gegensatz vom Sünder und Gerechten muß demgemäß in der Parabel sein Spiegelbild finden.

[1] Ebd.

Das ist aber nur der Fall, wenn die beiden Söhne in ihrem sittlichen Verhältnis zum Vater, das zudem im göttlichen Rechte gründet, den Gegensatz des Guten und Bösen repräsentieren[1]. Die Parabel vom verlorenen Sohn ist der ausdrückliche Beweis, daß auch im Evangelium die Arbeit eine sittliche Pflicht des Menschen ist.

Im Alten Bunde war das sittliche Gebot der Arbeit durch das Gesetz der Buße verschärft worden. Im Schweiße der Arbeit sollte die Sünde gesühnt werden. War dadurch die Verpflichtung zu arbeitsamer Tätigkeit erhöht, so ward doch gleichzeitig die Last der Mühen durch diese heiligen Zwecke versüßt. In noch reichlicherem Maße wurde diese Erleichterung mit dem neutestamentlichen Arbeitsgebot verbunden. Der Sohn Adams soll bei der Erfüllung der Arbeitspflicht im Zeitalter der Erlösung durch das Bewußtsein erquickt werden, daß der Schuldbrief der Sünde zerrissen ist. Deshalb hat es Christus nicht unterlassen, den Sonnenstrahl der göttlichen Liebe mit seiner vollen Glut und Wärme gerade in die Herzen des arbeitenden Volkes hineinzusenden.

„Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie?" Tausenden hat dieses Wort Christi die sorgenschwere Brust erleichtert. Tausenden hat ein Blick auf die frohe Blütenwelt der Gottesflur zu neuem Vertrauen die heiligen Worte ins Gedächtnis zurückgerufen: „Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht; und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen." So reichlich fließt der Trost dieser Gottesworte in das sorgende Herz, daß man gerade aus ihnen den Antrieb zur Arbeitsflucht lesen wollte[2]. Mit größtem Unrecht. Sehr zutreffend macht

---

[1] So Hieronymus, Jansenius, Maldonat, F. Lukas, Silvanus, Euthymius insbesondere und Schegg. Die andern Deutungen, welche die Söhne auf Judentum und Heidentum deuten, müssen immerhin den Wortsinn der Parabel mit der Unterscheidung des guten und des bösen Sohnes und allen ihren Konsequenzen zur Voraussetzung nehmen.

[2] Matth. 6, 26. Vergleiche die mitgeteilte Stelle aus Salter, Die Religion der Moral, und den Angriff Carneris oben S. 13 19.

zu diesen Worten Thomas von Aquin[1] die Bemerkung: „Er sagt nicht: wollet nicht arbeiten, sondern: wollt nicht bekümmert sein. Das beweist er durch das Geringere, denn wenn durch die göttliche Vorsehung die Vögel und die Lilien erhalten werden, die einer niederen Ordnung angehören und nicht in solchen Werken arbeiten können, mit denen sich die Menschen den Lebensunterhalt erwerben, so wird er viel mehr für die Menschen Fürsorge treffen, die einer höheren Ordnung angehören, und denen er die Befähigung gegeben hat, durch eigene Arbeit den Unterhalt zu erwerben; so daß es nicht nötig ist, mit ängstlicher Sorge für die Bedürfnisse dieses Lebens sich abzuhärmen." Ähnlich erklärte der Protestant Kuinoel[2]: „Gott nährt die Vögelein, welche um ihren Unterhalt keineswegs bekümmert sind; noch viel mehr wird er für euch sorgen, wenn ihr tut, was an euch liegt." Die Vögel, die nicht säen und nicht in die Scheunen sammeln, die Lilien, welche nicht arbeiten und nicht spinnen, sind in diesen Stellen dem Menschen nicht zum Vorbild seines Verhaltens vor Augen geführt, sondern zum Beweise des göttlichen Waltens[3]. Christus will durch diese Beispiele die Wirksamkeit der göttlichen Vorsehung in ihrer allumfassenden Größe und unbegrenzten Liebe schildern. Aus dem reichen Maße liebender Fürsorge[4], welche Gott diesen niederen Lebewesen angedeihen läßt, soll der Hörer erschließen, in welchem Maße Gott sorgend auf das Wohl des Menschen denkt, der in seiner geistigen Hoheit so weit über diese Wesen erhaben ist. Die

---

[1] S. contra gent. l. 3, 136.

[2] Comm. in libr. N. T. hist. I (Leipzig 1837) 191.

[3] So schon Hieronymus, mit ihm Knabenbauer (Comm. in Matth. 290).

[4] „Nicht daß die Jünger dieses (säen und ernten) unterlassen sollten, wird gesagt, sondern daß Gott der Mithilfe seiner Geschöpfe nicht bedarf, wenn er sie ernähren will, so daß letztere sich zwar nicht die Mühe und Arbeit, wohl aber die alles fröhliche und fruchtbare Tun lähmende bange Sorge um den Erfolg sparen können" (Holtzmann, Handkomm. zum Neuen Testamente I [Freiburg 1891] 123). Zu dem Einwand gegen die Lehre von dem Walten der Vorsehung über diese Lebewesen aus Darwins Hypothese vom Kampf ums Dasein vgl. Huber, Die Lehre Darwins krit. bel. (München 1871) 197, und Weber, Christl. Apologetik (Freiburg 1907) 51 ff. 69 f.; Bosen, Das Christentum und die Einsprüche seiner Gegner (Freiburg 1905) 448.

Beispiele müssen demgemäß ex opposito auf den Menschen angewandt werden. Den Vögeln, die nicht säen, den Lilien, die nicht arbeiten, steht der Mensch gegenüber, der seine Saat auf die Erde streut, der emsig seine Hand und seinen Fuß regt, um sich zu nähren und zu kleiden. Wenn Gott jener Wesen sich huldreich erbarmt, wieviel mehr des Menschen in seinen Mühen[1]. Darum, so lautet die auf den Grund einer vorurteilsfreien Exegese gebaute Nutzanwendung, arbeite der Mensch mit Fleiß und Eifer. Gottes Auge wacht über dem Werke seiner Hand, und seine Liebe wägt die Mühen seiner Kräfte. Die finstere Sorge mit ihren düstern Ahnungen verdunkle den frohen Kindesblick des Christenauges und Christenglaubens nicht, jene Sorge, die allen frohen Mut vertreibt, die Arbeit, sonst des kräftigen Mannes sieghaftes Schwert im Lebenskampfe, zur Sklavenfessel des Gefangenen macht. Wirf auf Gott deine Sorge![2] In seiner Hand ruht der Arbeit Saat und Frucht, und seine Liebe wird deinem Fleiße das Gedeihen nicht versagen. „Wenn Gott die kleinsten Tiere und die Vögel, die überall durch die Luft fliegen, nicht vergessen kann, da dürft ihr, die ihr nach dem Ebenbild des Schöpfers geschaffen seid, nicht vor denen fürchten, die den Leib töten; denn er, der die unvernünftigen Tiere leitet, hört nicht auf, für die vernünftigen Wesen Sorge zu tragen."[3] Indem Christus den Blick des arbeitenden Menschen zum Himmel lenkt mit der Verheißung göttlicher Fürsorge über die Arbeit, versüßt er die Pflicht derselben, befreit den Arbeitsgeist und stärkt die Unternehmungs- und Schaffenslust. Arm und Hand sind die Werkzeuge der Arbeit. Ein froher Mut und ein festes Vertrauen aber sind ihre Seele. In Christi Liebe hat auch die Arbeit das Blut der Erlösung getrunken.

Der hl. Bonaventura[4] berücksichtigt einen Versuch, die Worte Jesu: „Bemühet euch nicht um vergängliche Speise, sondern um die, welche bleibet zum ewigen Leben, die der Menschensohn euch geben wird"[5], als Abmahnung von der Arbeit für die irdischen Bedürfnisse

---

[1] Vgl. Knabenbauer, Comm. in Matth. I 290. [2] Ps. 54, 23.
[3] Beda Venerabilis, Hom. ad Luc. 12 (s. lib. IV, c. 52).
[4] Op. omn. ed. c. VI, 327. [5] Joh. 6, 27.

hinzustellen, und weist ihn mit Recht zurück. Die genannte Schriftstelle ist nicht geeignet, die gegebene Auslegung von Matth. 6, 26 zu entkräften. Die Abmahnung gilt nur jenen Bemühungen um das irdische Gut, welche, wie aus der positiven Aufforderung des Adversativsatzes ersichtlich ist, mit Ausschluß des ernstlichen Strebens nach den bleibenden Gütern des ewigen Lebens aufgeboten werden. Die Warnung muß notwendig auf eine bei Veranlassung dieser Rede geoffenbarte Gesinnung bezogen werden. Da die Angeredeten durch nichts die Absicht verraten, sich mit besonderem Eifer der Erwerbsarbeit hinzugeben, viel eher den Verdacht erwecken, auf leichte Art Brot gesucht zu haben, so fehlt der exegetische Grund, Jesu Worte überhaupt als Warnung vor der Arbeit an sich zu deuten.

Auch der Zusammenhang von Matth. 6, 26 beugt einer arbeitsfeindlichen Auslegung vor.

Wie wenig Christus durch seinen Hinweis auf die Vögel des Himmels und die Blumen des Feldes von der Arbeit zurückhalten will, zeigt der Gegensatz, der nie lautet: Arbeitet nicht! sondern nur: „Seid nicht bekümmert, ängstigt euch nicht!" „Sorget nicht ängstlich für den morgigen Tag."[1] Jene unnatürlichen Sorgen sind hier gemeint, die sich auf fernliegende, der Macht des Menschen entzogene Dinge und Möglichkeiten erstrecken, nicht jene Sorge, welche einfach eine natürliche Vorsicht und vernünftige Berechnung des Nötigen und Erreichbaren darstellt. Das geht aus der Bemerkung Matth. 6, 27 hervor: „Wer aus euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge[2] eine Elle hinzusetzen?" Man kann dagegen nicht aus Matth. 6, 34 den Einwand erheben, daß selbst die Sorge für den morgigen Tag

---

[1] Matth. 6, 34.

[2] H. W. Meyer und andere wollen das ἡλικία mit Lebenslänge übersetzen, da das Hinzusetzen einer Elle zur Leibeslänge eine verhältnismäßig große Vermehrung derselben wäre, Christus aber offenbar die Nutzlosigkeit der Sorge an der Unmöglichkeit, selbst kleine Wirkungen hervorzubringen, wirkungsvoll zeigen will. Es steht aber entgegen, daß die Elle kein Zeitmaß ist, sowie daß die Fälle sehr wohl denkbar sind, daß jemand um die Vermehrung seiner Leibesgröße im gedachten Maße besorgt ist (Krit.-exeget. Handbuch [Göttingen 1853] 156).

verworfen sei und damit auch die Arbeit falle. Der Ausdruck „morgige Tag" ist metonymisch für die unsichere Zukunft gebraucht, welcher die sichere Gegenwart im „heute" entgegensteht. Die Stelle darf nicht im Widerspruch zur sonstigen Denk- und Handlungsweise Christi aufgefaßt werden. Wenn wir auch nicht mit Maldonat an die Vorsorge des ägyptischen Joseph erinnern wollen, so ist doch gewiß die Bemerkung am Platze, daß auch Christus und sein Jüngerkreis eine Kasse für die kommenden Bedürfnisse mit sich führten[1], daß die Jünger vorausgingen, um Speise zu kaufen, daß sie auf Reisen gewohnt waren, sich mit Vorräten Brotes zu versehen. Der Ausdruck „morgige Tag" ist demgemäß im weiteren Sinne zu fassen[2], in welchem er sich auch 1 Mos. 30, 33 und Jak. 4, 13 f. findet.

Mit dem Verbot der Sorge für den morgigen Tag ist eben die Erlaubnis der Sorge für den heutigen Tag, d. h. die unmittelbare Gegenwart, die erreichbare Zeit (Maldonat) und damit auch die Arbeit gegeben. Daß die Beschränkung des Sorgens und Kümmerns nicht eine Mißachtung der Arbeit bedeuten kann, das ist durch die Fortsetzung des Verses 34 gewährleistet: „Der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jedem Tage genügt seine Plage"[3], d. h. das

---

[1] Nach Joh. 6, 7 scheint diese Kasse gelegentlich den Betrag von 200 Denaren in sich geborgen zu haben. Der Denar betrug 67½ Pfennig.

[2] Recht deutlich wird dies durch den Wortlaut bei Lukas, worauf schon Maldonat hingewiesen hat. Er schreibt: „Laßt euch nicht durch Besorgnisse drängen oder laßt euch von keinen Befürchtungen gefangennehmen." Mit Hilarius und Hieronymus bemerkt dann Maldonat, daß der Ausdruck „der morgige Tag" im Sinne der Hebräer einfach die Zukunft bedeute. „Mit μὴ μεριμνᾶτε Luk. 12, 22 verbietet Jesus nicht das Tätigsein für die Erwerbung des Lebensunterhaltes, aber auch nicht bloß ein ängstliches Besorgtsein, die durch Sorge für Nahrung und Kleidung gewirkte Beunruhigung des Gemütes, sondern überhaupt eine ein höheres Streben ausschließende Hinrichtung der Gedanken auf das Irdische" (Hahn, Evang. des Lukas II (Breslau 1892) 168 f. Matth. 6, 24 (Knabenbauer, Comm. in Matth. I 295).

[3] Zum Ausdruck „Plage" ist hier Matth. 6, 34; Amos 3, 6; Pred. 7, 15; 12, 1; Sir. 19, 6; 1 Makk. 7, 23 zu vergleichen. Vgl. Wilkii Clavis N. T. phil. (Leipzig 1888) 222.

Maß der an ihm zu leistenden Arbeit, die also direkt vorausgesetzt wird[1].

Den gleichen am Los der mit mühseliger Arbeit beladenen Menschheit teilnehmenden Geist atmen die Worte: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."[2] Wiederum ist der Arbeit in Mühe und Beschwerlichkeit der Segen Christi verheißen. Eine doppelte Bürde[3] lastet auf der Menschheit: die eine ist die Notwendigkeit des tätigen Handelns mit seinen Anstrengungen und Opfern, die andere ist die Unvermeidbarkeit des Leidens im Leben der Sterblichen. Schwer empfindet der natürliche Mensch ihren Druck. Sie erfüllen ihn mit bitterer Verdrossenheit, mit trostloser Verzweiflung, bis die Wahrheitssonne des Evangeliums ihr lebenswarmes Licht über ihn ergießt. Wohl nimmt es weder der Arbeit ihre Mühe noch dem Leiden seine Schmerzen, aber es stellt beiden ein preiswürdiges, ja überwürdiges Ziel vor und verklärt Arbeit und Leiden durch den Glanz der persönlichen Würde und Freiheit. Arbeit und Leiden werden die Wege zur Verbindung mit Christus. Das ist der Segen der Arbeit, darin liegt auch eine freundliche und dringliche Einladung, die Arbeit mutig zu pflegen[4].

Durch die hoffnungsreiche Versüßung der Arbeitslast im Neuen Testament soll ihr aber der Bußcharakter nicht genommen werden. Die Notwendigkeit der Bußleistung bleibt wie im Alten Testament bestehen und wird für den nach dem Heile Verlangenden ein scharfer

---

[1] Knabenbauer a. a. O. I 285. Siehe auch Kuinoel, Comm. in lib. N. T. hist. I 197. Meyer, Krit.-exeget. Handbuch 187. Maldonat, In Luc. (ed. Raich) II 151.

[2] Matth. 11, 28; nach dem griechischen Text eigentlich: die ihr müde werdet, die ihr euch abarbeitet. Nach Ratzinger (Volkswirtschaft[2] 186) ist die oben angegebene Übersetzung der Stelle Matth. 11, 28 durch Luther erst aufgekommen, nach Tauler übersetzt: „Kommet zu mir, die ihr arbeitet und beschweret seid." Ähnlich Mader: die ihr euch abmühet.

[3] Vgl. Knabenbauer a. a. O. 461 f.; Ferus, In sacr. Iesu Christi Ev. sec. Matth. comm. (Antwerpen 1559) l. IV, fol. 272.

[4] Vgl. Stöckl, Das Christentum und die großen Fragen der Gegenwart auf dem Gebiete des geistigen, sittlichen und sozialen Lebens I (Mainz 1879) 179 ff.

Sporn zur Tätigkeit. Der Einladung der göttlichen Liebe verleiht der Arbeitsruf der göttlichen Gerechtigkeit den Charakter der Verpflichtung.

Gemäß der Erhabenheit des Neuen Bundes über den Alten ist aber die Wirkung dieser sühnenden Tätigkeit eine höhere. Sie wird zum Mittel, die Verdienste des einen großen nunmehr vollbrachten Sühnopfers voll unendlichen Wertes sich anzueignen, das Christus am Kreuze vollendet hat. Die Begründung der Arbeitspflicht kehrt nicht mehr zum Ausgangspunkt der Sünde zurück, sondern schaut voll froher Hoffnung auf den Zeitpunkt, der ihre Schuld tilgte. Die Herrlichkeit der Arbeit im Paradies, Mittel zur Ausübung der genußreichen Herrschaft über die Geschöpfe der Erde zu sein, ist der Arbeit im Zeitalter der Erlösung in ihrer natürlichen Vollkommenheit nicht zurückgegeben worden. Die Aufgabe des Menschen, die Früchte der Erlösung sich selbsttätig für den Genuß im jenseitigen Leben in Gemeinschaft mit dem Erlöser zu erwerben, forderte es so. Wohl aber wurde der Arbeit diese Weihe in einem höheren Sinne wieder verliehen. Sie ist erhoben worden auf den Herrschaftsthron des Kreuzes Christi, dem durch den Erlösungssieg alle Mächte untertan geworden sind, sei es in der freien Untertänigkeit der Liebe, sei es in der gewaltsamen Unterwerfung der knirschenden Ohnmacht der Verdammten. Sie ist für die Christen der Weg geworden, zur Vollherrschaft der Kinder Gottes zurückzukehren durch die Vereinigung mit dem Kreuze des Erlösers. Wir müssen arbeiten, weil Arbeit und Leiden Mittel sind, dem gekreuzigten Erlöser uns gleichförmig zu machen und durch Verbindung mit ihm aus dem Gnadenquell zu schöpfen, den sein Leiden erschaffen hat. „Die Teilnahme an der Erlösung bedingt notwendig eine Teilnahme am Erlösungsleiden, die Lebensgemeinschaft mit Christus wird zu einer Leidensgemeinschaft, zu einer Verähnlichung mit seinem Tode.“[1] Die Pflicht der Arbeit gründet religiös in der Notwendigkeit, die Früchte der Erlösung durch die Vereinigung mit Christus sich anzueignen, welche die Verähnlichung

---

[1] v. Keppler, Das Problem des Leidens in der Moral[6. u. 7.] (Freiburg 1915) 24.

des Charakters und des Lebens, der Seele und des Leibes, des Denkens und Handelns, des Strebens und Besitzens mit Jesus zur Voraussetzung hat und in der Notwendigkeit, an das entsagungsreichste Opfer Jesu uns durch das Opfer eigener Mühen und Schmerzen anzuschließen, um der Teilnahme an der Siegesherrschaft des Auferstandenen in erhabener Verklärung der Menschenwürde wert zu werden.

Die ausdrückliche Erklärung dieser Notwendigkeit ist in den Worten des Matthäusevangeliums enthalten: „Wenn mir jemand nachfolgen will, so verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach.“ [1] „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolget, ist meiner nicht wert.“ [2]

Scheint nicht dieser Begründung entgegengehalten werden zu können, daß in keiner dieser Stellen von der Arbeit die Rede ist? „Wer ein wahrer Jünger Jesu sein will, der muß zuerst das eigene natürliche Selbst verleugnen, die Eigenliebe und die sinnlichen Triebe in sich bekämpfen, der muß ferner das Kreuz, d. i. die Leiden, welche ihm auferlegt werden (vgl. Matth. 10, 38), und wenn es sein muß, selbst den Tod geduldig übernehmen.“ [3] Das auferlegte Kreuz sind die Leiden des Lebens, so erklärt auch die ältere Exegese den Begriff [4].

Wir antworten: Ebendeshalb weil der Ausdruck eine figürliche Bezeichnung für Leiden ist, gehört zur Nachfolge des Heilandes das Arbeiten.

Im Paradiese wäre die Arbeit eine reine Freude gewesen. Naturgemäß ist auch im gegenwärtigen Zustand die Arbeit als die Aktualisierung der menschlichen Potenzen von Vergnügen begleitet. Aber es hat sich nunmehr durch die Verderbnis der Natur, die Entfesselung der bösen Begierde an die Arbeit wie ein Schatten das Leiden geheftet. Die Arbeit wird zum Leiden, weil sie in der Regel nur unter Verzicht auf Vergnügungen geleistet werden kann, weil sie ferner im systematischen Betrieb zur Ermüdung und Erschöpfung des Körpers führt,

[1] Matth. 16, 24. [2] Matth. 10, 38.
[3] Bisping, Erklärung der Evangelien nach Matth. 355.
[4] Corn. a Lap., Comm. in Matth. 376, nach Hieronymus.

die als Leiden empfunden wird, endlich weil die Arbeit unter Überwindung von äußeren Widerständen vollbracht wird, deren Einwirkung auf den Arbeitenden als äußerer Druck und hemmende Behinderung die Natur des Leidens für Geist und Körper trägt. Weil arbeiten leiden ist, floh die Menschheit dieselbe, deshalb wurde sie zur Sklavenlast. Aber nur wenige vermochten die Last abzuschütteln, die Mehrheit mußte sich ihrem Gewichte beugen.

Das Leiden der Arbeit ist das allgemeinste Leiden unter den Menschen. Die Allgemeinheit des Leidens der Arbeit ist der Grund, weshalb wir dieselbe in den Begriff „Kreuz" einschließen[1]. Der zweite Grund ist der, daß das Gebot des Kreuztragens mit Christus ein allgemeines ist, und zwar in zweifacher Beziehung: es ist an alle Menschen gerichtet und verpflichtet diese zu allen Zeiten. Das letztere geht aus Lukas[2] hervor, wo es heißt: „Er nahm täglich sein Kreuz auf sich." Das Arbeitsleiden ermöglicht diese tägliche Übernahme eines wirklichen Kreuzes zur Nachfolge Christi[3]. Mit dieser Auffassung befinden wir uns auf dem Boden jener, welche den Anspruch erheben dürfen, die Worte des Herrn mit voller Verläßlichkeit zu erklären. Im Barnabasbriefe lesen wir die in der Frage bedeutsame Ermahnung: „Arbeite mit deinen Händen zur

---

[1] Vgl. Knabenbauer, Comm. in Matth. 407.

[2] 9, 23. Die Lesart καθ' ἡμέραν = täglich hat unter den Majuskeln A. B. K. L. M. R Ξ Π für sich (sie steht in der Vulgata der sahidischen, koptischen, syrischen und griechischen Übersetzung und in älteren lateinischen Textzeugen. Von den neuern Textausgaben führen sie Lachmann, Tischendorf, Westkott, Brandscheid, Hetzenauer, Baljon, Nestle, v. Soden), scheint aber in den andern bloß deshalb ausgefallen zu sein, weil es in unserer (des Matthäus) Stelle fehlt (Arnoldi, Komm. über Matthäus [Trier 1856] 249). Die armenische Übersetzung hat für καθ' ἡμέραν den Ausdruck hanapaz = immer. Siehe Nor Ketakaran (Neues Testament), Venedig 1877. Schanz sagt (Komm. über das Evangelium des hl. Lukas S. 275): „Lukas fügt noch καθ' ἡμέραν hinzu, um den geistigen Charakter des Kreuztragens anzudeuten (1 Kor 15, 31. Röm. 8, 36. 2 Kor. 4, 16)." Wie aber dieses geistige Kreuztragen nur im Anschluß an die realen Verhältnisse des Lebens geschehen kann, so zeigt eben die letztgenannte Stelle, daß die mühereiche Arbeit ein Gegenstand des geistigen Kreuztragens ist.

[3] Vgl. Stöckl, Lehrbuch der Apologetik II (Mainz 1895) 222 f.

Erlösung von deinen Sünden." Trage das Kreuz der Arbeit, um der Früchte des Kreuzes Christi teilhaftig zu werden[1]. Den dritten Grund liefert uns die Tätigkeit des Heilandes in Werken der Barmherzigkeit.

Nur das Leiden des Kreuztragens ist die Straße der Nachfolge Christi. Dieses Kreuz bringt das Heil. Wäre es nicht sonderbar, daß wir von Christus lesen: „Alles macht er gut, Lahme macht er gehend, Blinde sehend" usw., wenn nicht den Geheilten eben im Kreuz der Arbeit, der mühseligen Erwerbstätigkeit ein neuer Weg seiner Nachfolge wäre eröffnet gewesen? Gewiß ist nicht anzunehmen, daß Christus bei seinen Krankenheilungen einfachhin beabsichtigt habe, die Behaglichkeiten des Lebens zu vermehren oder wiederherzustellen. Wenn auch der für seinen kranken Knecht bittende Hauptmann, um Jesu Milde zum Erbarmen zu bewegen, darauf hinweist, daß der Knecht vom Fieber stark gequält werde; wenn auch Jesus nicht will, daß seine Jünger fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist; wenn er die Fortbelebung heiterer Fröhlichkeit und die Bewahrung des armen Bräutigams auf der Hochzeit zu Kana vor Beschämung auch eines Wunders wert hält: so verbietet doch die ausgesprochene aszetische Richtung der Lebenslehren Jesu[2] die Ansicht, daß Jesus in seinen Wundern nur der Lebensbehaglichkeit dienen wollte. Es stand ihm ein sittlicher und mit seinen aszetischen Lebensvorschriften

---

[1] Ep. Barnab. c. 19 (Funk, Opp. patr. apost. 1 [Tübingen 1878] 54); auch Makarius, Homilien (s. Migne 34, 883).

[2] Matth. 10, 38; 16, 24. Dabei darf man unter Aszese nicht die absolute Weltflucht im Sinne gnostischer Sekten verstehen, sondern „das geordnete, beharrliche Ringen des von der Gnade getragenen, freipersönlichen Willens gegen alle Hindernisse der sittlichen Vollkommenheit, welche in der Konkupiszenz, in der Welt und in der dämonischen Versuchung ihm entgegentreten, in Verbindung mit dem rechten Gebrauch der Heiligungsmittel und der Übung der Tugend" (Mayer, Die christliche Aszese [Freiburg 1894] 3). Sie bedingt den Gebrauch der irdischen Mittel zur Erreichung des überirdischen Lebenszieles und schließt den Genuß geordneter Lebensfreude nicht aus. Über die einander widersprechenden extremen Auffassungen der Lehren und des Verhaltens Jesu vgl. die Darlegung von Mausbach, Christentum und Weltmoral (Münster 1897) 38 ff.

harmonierender Zweck vor Augen, und ein solcher ist zu finden, wenn die Heilwunder dazu gewirkt wurden, die Leidenden nicht nur gesund, sondern auch arbeitsfähig zu machen. Diese Ansicht will durch eine alte Tradition gestützt werden, welche zwar nicht als authentische Quelle betrachtet werden soll, dennoch aber als Reflex dessen gelten kann, was, wenn nicht Augenzeugen bei Christi Heilungen beobachtet haben, so doch die ältere Anschauung für zutreffend hielt. Das Evangelium der Nazarener erzählt nämlich beim Bericht von der Heilung des an der Hand Gelähmten, daß derselbe den Heiland mit folgenden Worten um Heilung gebeten habe: „Ich war Maurer und nährte mich mit meiner Arbeit. Ich bitte dich, o Jesus, gib mir die Gesundheit wieder, damit ich nicht elend betteln muß." [1]

Nach dem Wortlaut des evangelischen Berichtes hat der Heiland den Kranken geheilt in erster Linie, um der abergläubischen Auslegung des Sabbatgebotes entgegenzutreten. Es springt aber in die Augen, daß die Lebensumstände des Mannes ganz dazu angetan waren, sowohl die Torheit der pharisäischen Auslegung als die Absicht des Heilandes in das rechte Licht zu stellen. Der Mann litt an Muskelschwund oder einer ähnlichen Erkrankung der rechten Hand, und deshalb war seine ganze Existenz aufs ernsteste bedroht. Sein Zustand gab dadurch Gelegenheit, die rechte Heiligung des Sabbats gegenüber den Widersachern öffentlich festzustellen, wenn vorausgesetzt wird, daß die Heilung dem Manne die Möglichkeit verschaffte, wiederum sein Brot zu verdienen [2].

Kehren wir von der Digression zum eigentlichen Gegenstand zurück. Die angeführten Gründe zeigen, daß unter dem Kreuz, das jeder Christ tragen muß, will er dem Heiland nachfolgen, vorzüglich

---

[1] Vgl. Matth. 12, 10. Hieronymus, Comm. in Ev. Matth. l. 2 (Migne, 26, 78).

[2] Vgl. Chable, Die Wunder Jesu in ihrem innern Zusammenhang (Straßburg 1897) 28. Auch Knabenbauer muß diesem Wunder den Zweck zuerkennen, den Mann der Arbeit zurückzugeben: Man könne in dieser Heilung wie an einem Vorbild oder Beispiel erkennen, wie durch das Wort Christi und seine Gnade das, was früher ganz erstorben war, wiederhergestellt und gekräftigt werde zu fruchtbarer Arbeit für die Ewigkeit (Knabenbauer, Comm. in Matth. I 489). Denn der Antitypus muß im Typus vorgebildet sein.

die mit der Arbeit verbundenen Leiden und Mühseligkeiten zu denken sind. Wie die Strafsentenz Gottes der Menschheit nach dem Fall die Arbeit in Schweiß und Mühseligkeit auflud, so soll im neutestamentlichen Gottesbund die Arbeit das Kreuz sein, das der Sühnung und Erlösung Christi teilhaftig macht. Durch ihren Ernst bereitete sie die Menschheit auf den Erlöser vor, durch ihren Ernst soll sie dieselbe auch am Erlöser festhalten. Eine erhabene Aufgabe ist ihr in der christlichen Religion gestellt. Sie ist ein Opferaltar, auf welchem die heiligsten Gefühle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gleich frommer Priesterschaft ihre Opfer entzünden. Sie ist mit der christlichen Religion tiefinnerlichst verbunden, so daß Christ und Arbeitsfeind in einer Person nicht zu denken sind[1].

Kein Wunder, daß die letzte Verheißung der christlichen Religion ausklingt in den Preis der werktätigen Liebe und die Notwendigkeit der Arbeit nochmals in die Erinnerung zurückruft. Es ist die Verheißung vom letzten Gericht. An jenem Tage, so wird uns verkündet, wird Christus den Menschen richten nach den Werken frommer Mildtätigkeit gegen Arme, Fremde und Notleidende. Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit werden als Maßstab des religiösen Verhaltens angenommen, Werke, die zu üben nur der vermag, der durch seine Arbeit sich Mittel schafft, die selbst den nächsten eigenen Bedarf übersteigen. Man vergesse nicht: der göttliche Meister, der das Scherflein der Witwe so hoch wertete im Hinblick auf ihr Können und ihren guten Willen, wird auch die andern Werke wägen nach dem Maße, wie ihr guter Wille das Können zur Tat gemacht hat. Wer sein Talent zur Arbeit vergraben hat, anstatt es reichlich auszunützen, der ist in seinem Leben der Idee des Christentums nicht gerecht geworden. Das Christentum ist die Religion der Arbeit, der Arbeit im Geiste der Buße, der Liebe, des Kreuzes, in der Hoffnung des

[1] Bei diesem Standpunkt der Evangelien bedarf es nicht erst des Hinweises auf die „Sprüche Jesu", welche auf einem bei Behnesa entdeckten Papyrusblatt enthalten sind und von welchen der fünfte Spruch zum Protest gegen eine angenommene Geringschätzung christlicher Berufsarbeit gestempelt wird. Siehe Katholik XVII (Mainz 1898) 36 ff. Vgl. Klostermann, Apocrypha III (Bonn 1911), Nr. 78.

ewigen Lebens. Nicht wer nur „Herr, Herr" sagt, sondern wer den Willen des Vaters tut, der im Himmel ist, wird in das Himmelreich eingehen.

d) Das Evangelium und die materielle Arbeitsfrucht.

Die Arbeit ist eine sittliche Betätigung. Sie beruht auf dem tiefsten Grunde aller sittlichen Verpflichtung, dem Gotteswillen. Entsprechend dieser Eigenart der Arbeit wird es niemals möglich sein, eine völlig gedeihliche Lösung des Problems zu finden, wenn man die religiöse Bedeutung desselben unbeachtet und die religiösen Mittel zu seiner Erledigung unbenutzt läßt. Die Offenbarung ist berufen, für die menschliche Arbeitsordnung die tiefste Grundlage zu schaffen; in ihr allein gelangt die Religion als Schützerin der Arbeit bei der tatsächlichen Beschaffenheit des menschlichen Geistes zur vollen Entfaltung ihrer Kraft.

So verfehlt es aber wäre, in der Frage der Arbeit von den religiösen Prinzipien zu abstrahieren, ebenso verfehlt wäre es anderseits, von der wirtschaftlichen Bedeutung und den physischen Bedingungen der Arbeit abzusehen und dieselbe nur nach ihrer religiösen Seite zu würdigen. Nur eine Theorie, die auch der Physik, den wirtschaftlichen Verhältnissen der Arbeit und dem natürlichen Zweck gerecht wird, darf vertrauen, die Frage richtig zu beantworten. Der Prediger im Alten Testament sagt: „Alle Arbeit des Menschen ist für seinen Mund, aber seine Seele wird nicht gesättigt." Das ist ein tiefsinniges Wort, geschöpft aus der Erfahrung des Lebens. Führt gleich die christliche Gedankenwelt durch den Ausblick auf Übernatürlichkeit und Unsterblichkeit viel weiter, was die Frucht der Arbeit für die Seele angeht, so kann das Wort des Kohelet doch zeigen, wie verhängnisvoll es wäre, bei der religiösen Stellungnahme zur Arbeit von der Bestimmung derselben für den „Mund" des Menschen abzusehen. Aus dieser Sachlage ergibt sich für den Apologeten die Aufgabe, nachzuweisen, daß das Evangelium auch den materiellen Verhältnissen der Arbeit gerecht geworden ist. Eine religiöse Behandlung des Arbeitsproblems, welche die materiellen Grundlagen und Ziele der Arbeit entwertete, wäre tatsächlich eine Benachteiligung

der Arbeit und ein Hemmschuh des Arbeitslebens. Wir haben gesehen, daß eben von diesem Standpunkte aus die Würdigung der Arbeit durch Christus schwer angegriffen wird[1]. Wie stellt sich, fragen wir daher, das Evangelium zu den materiellen Bedingungen und Zielen der Arbeit?

Zum Begriffe der Arbeit gehört es, daß sie direkt oder indirekt der Produktion von materiellen bzw. zeitlichen Gütern durch Kraftentwicklung diene. Aber es wäre irrig, die Gütererzeugung als den letzten Zweck der Arbeit zu betrachten. Dieser ist vielmehr der Mensch selbst und all das, was die teleologische Bestimmung des Menschen umfaßt. Da der Mensch eine Person, ein für sich seiendes vernünftiges, mit Freiheit und Selbstbestimmungsfähigkeit begabtes Wesen ist, muß die Arbeit seiner persönlichen Würde angemessen sein.

Auf jeder wahrhaft menschlichen Arbeit ruht die Weihe des Geistes. Mag sie gleich dem äußeren Anscheine nach ein rein materielles Produkt schaffen, ein Akt des Willens, ein Gedanke der Seele sind die letzten feinen Würzlein derselben, mit denen sie hinabreicht in die geheimnisvollen Tiefen übermaterieller Reiche der Geister. Das Unsterbliche im Menschen drückt sich jeder Arbeit ein. Deshalb strebt sie auch nach übermaterieller Frucht. Die christliche Religion hat das tiefste Wesen der Arbeit erfaßt, als sie ihr mit der Eingliederung in die gottesdienstlichen Akte menschlichen Opferlebens auch die Krone himmlischen Verdienstes zum Preis setzte. Man braucht den Vorwurf nicht zu fürchten, daß die Verheißung himmlischen Lohnes für irdische Leistung die Lohnsucht in den Seelen züchte und sie auf eine niedere Stufe sittlicher Lebensauffassung stelle. Was der gute Mensch und Christ als Lohn erhofft, ist nichts anderes als jene edle Vollendung natürlicher und übernatürlicher Menschlichkeit, für die uns Gott Veranlagung und Hoffnung gegeben hat. Das von Gott zu erwarten, kann weder für Gott noch für den Menschen ungeziemend sein. Diese Hoffnung auf göttlichen Lohn ist das Bekenntnis zum Glauben an die Gerechtigkeit Gottes und an den Beruf des Menschen, zu seiner Heiligung und Ver-

[1] So von Überweg, Strauß, Wahrendorp (s. S. 10 f. 18).

edlung mitzuwirken. Sie kann nur sittlich edel erscheinen. Gibt sie in religiösem Geist der Überzeugung Ausdruck, daß der göttliche Lohn eine Gnade dessen ist, von dem wir im vollsten und tiefsten Maße abhängig sind, so kann diese Wahrheit den sittlichen Wert der Lohnhoffnung nicht mindern. Es gibt allerdings eine Lohnsucht, die unedel ist und unsittlich erscheinen kann. Es ist diese die Lohnsucht jener, die nur des äußeren Lohnes wegen arbeiten, ohne den Inhalt der Arbeit, die sie leisten, zu lieben oder wertzuschätzen und ohne den zu ehren, dem sie nur um Lohnes wegen die Arbeit leisten. Mit der religiösen Hoffnung auf den jenseitigen göttlichen Lohn wird sich eine solche Lohnsucht nicht verbinden. Das religiöse Recht des Menschen, für seine Gott erzeigte Dienstleistung Lohn erwarten zu dürfen, hat nun auch für die irdische Arbeit Bedeutung. Das Verdienst der Arbeit im jenseitigen Leben ist die religiöse Anerkennung der Würde der arbeitenden Persönlichkeit. Soll dieselbe Würde mißachtet werden in der materiellen Ordnung? Soll die freie Persönlichkeit zum gütererzeugenden Instrumente herabgewürdigt werden? Soll in dieser Hinsicht auf die materielle Produktion, dem Für-sich-sein des Menschen nicht auch das Für-sich-handeln folgen? Ohne Zweifel wäre es ein Widerspruch zur persönlichen Würde des Menschen, wenn derselbe bei der Arbeit nur als Mittel zur Gütererzeugung behandelt und nicht als Zweck der Arbeit angesehen würde. Die natürliche Erwägung fordert, daß die Frucht der Arbeit — die mit dem Erzeugnis des Arbeitenden nicht zu verwechseln ist — dem Arbeiter zuteil werde. Die natürliche Anschauung will der Arbeit einen angemessenen Lohn zugeteilt wissen. Die tätige Kraft ist von Natur Eigentum des Arbeiters, dementsprechend soll er am Erträgnis der Arbeit mit den andern zu seiner Erzielung tätigen Faktoren gemäß dem Umfang Anteil haben, in dem er zur Erzeugung des Produktes und zur Bereitstellung desselben zur Verwendung mit ihnen beigetragen hat, mag nun das Erträgnis selbst zum Teile, mag ein Äquivalent in Geld oder Waren oder andern Nutznießungen als Lohn dem Arbeiter zufallen. So verlangt es die natürliche Gerechtigkeit. Die Sklaverei ist ein abnormer Zustand. Die Arbeit strebt nach Erwerb. Er ist das materielle Motiv der freien Arbeit. „Die

Annehmlichkeit der erstrebten und erlangten Sache erleichtert die Arbeit."[1] Wo kein Erwerb ist, fehlt dem Arbeiter der treibende Beweggrund. Die Arbeit wird Zwangsarbeit, Sklavenwerk.

Die Sprache hat sich gewöhnt, die vom Arbeiter selbst durch seine Tätigkeit erworbene Frucht, deren Gewinnung die freie Arbeit vom Sklavendienst prinzipiell unterscheidet, Lohn zu nennen. Das Motiv zur Arbeit ist also der Lohn. Seine Größe ist von wesentlicher Bedeutung für den Arbeitseifer. Diese Tatsache verleiht der moralischen Begründung die psychologische Bestätigung. „Der Arbeitslohn", sagt A. Smith[2], „ist die Aufmunterung zum Fleiße, der wie jede andere menschliche Eigenschaft in dem Grade zunimmt, wie er Aufmunterung erfährt. Reichliche Nahrung stärkt die Körperkräfte des Arbeiters, und die wohltuende Hoffnung, seine Lage zu verbessern und seine Tage vielleicht in Ruhe und Fülle zu beschließen, feuert ihn an, seine Kraft aufs äußerste anzustrengen. Wo der Arbeitslohn hoch ist, finden wir demnach stets die Arbeiter tätiger, fleißiger und flinker, als wo er niedrig ist, in der Umgegend großer Städte mehr als an entlegenen Orten des platten Landes."

Was hier vom Lohn als Beweggrund zur Erwerbstätigkeit gesagt ist, darf nicht so verstanden werden, als ob dieser Beweggrund der einzige sein soll. Die Arbeit für andere setzt als Bedingung der persönlichen Würde des Arbeitenden das Recht auf Lohn voraus. Innerhalb der Geltendmachung des Rechtes auf Lohn findet aber auch die sittliche Forderung ihre Stelle, welche verlangt, daß der Arbeiter seinen Lohn nur durch solche Arbeit anstrebe, deren Inhalt und Form seiner Überzeugung und den Geboten Gottes und der guten Sitte nicht widerspricht. Würde der Arbeitende die Rücksicht auf seine Überzeugung und die sittlichen Gebote außer acht lassen und nur auf Lohn sehen, so würde er sein Recht vor dem Arbeitgeber wohl gewahrt haben, vor seinem Gewissen aber und vor dem Urteil des sittlichen Denkens der Menschen hätte er seine persönliche

[1] Bonaventura, Comm. in Sap. c. 6 (Opp. omn. ad. ed. c. VI, 148).

[2] Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes I (Breslau-Leipzig 1810) 127, Kap. 8. Stimmen aus Maria-Laach LII (1897) 258.

Würde vergessen. Wie der Lohn nicht um seiner selbst willen, sondern um des Arbeitenden willen im Dienste der physischen und moralischen Selbsterhaltung zu erstreben ist, so ist er auch in engstem Anschluß an das Sittengesetz zu erstreben, ohne dessen Beobachtung von moralischer Selbsterhaltung keine Rede sein kann. In dieser Verbindung mit dem sittlichen Streben bleibt er aber der natürliche Beweggrund der Arbeit, den achten die Arbeit selbst achten heißt.

Was lehrt, müssen wir also fragen, das Evangelium über Erwerb und Lohn? Gestattet es das Streben nach beiden? Stimmt seine Stellung mit den Forderungen der natürlichen Gerechtigkeit und der psychologischen Veranlagung des Menschen überein?

Das Evangelium gestattet den Erwerb zeitlicher Güter durch die Arbeit als deren Lohn. Das Wort des Heilandes von den unnützen Knechten [1] nimmt das Verhältnis des leibeigenen Knechtes zum Herrn als Vergleich für das Verhältnis, in dem die Apostel zu Christus, der Mensch zu Gott steht. Indem aber Jesus lehrt, daß wir Gott dem Allmächtigen gegenüber uns als unnütze Knechte betrachten müssen, die Gott nichts leisten, was er nicht auch ohne sie haben könnte, und die deshalb wie ein leibeigener Knecht keine Forderungen stellen dürfen, so spricht er damit keine Anweisungen aus, wie der freie Arbeiter sich zum Herrn in Hinsicht auf die Lohnforderung zu verhalten habe. Will man aber Folgerungen ziehen, so können sie nur für den gerechten Lohn lauten. Denn Jesus verwehrt es, daß wir uns Gott gegenüber für wichtig und notwendig halten und Forderungen an ihn stellen, dieweil wir doch nur taten, was wir der Abhängigkeit von Gott gemäß tun mußten. Also würde er doch auf die Frage, was der zu beanspruchen habe, der für einen andern arbeitet, ohne ihm zu gehören und deshalb zur Arbeit für ihn verpflichtet zu sein, geantwortet haben: Einen der geleisteten Arbeit entsprechenden Lohn, einen Lohn gemäß dem durch die Arbeit bewirkten Nutzen.

Man könnte auch hier auf jene Wunder hinweisen, durch welche Christus so manchen in der Befähigung zur Arbeit die Quellen

[1] Luk. 17, 10.

ihres Lebensunterhaltes wieder eröffnete, ergrauten Müttern die Stütze ihres Alters aus den Armen des Todes ins Leben zurückrief [1] oder seinerseits den Dienst der Apostel reichlich belohnte. Wie wir oben auf Parabeln hingedeutet haben, in denen die Arbeit zum Typus höherer, religiöser Lebensäußerungen gebraucht und aus dem Gesetze der Arbeit mit folgerichtiger Billigung derselben die Gesetze des göttlichen Gnadenwaltens erklärt wurden, so könnten wir auch hier auf die Parabel von den fünf Talenten verweisen [2]. So wie es in dieser Parabel den getreuen Knechten und dem bösen Knechte erging, so wird es nach Matth. 25, 14 am Tage des Gerichtes, wann der Herr kommt, gehen. Diese Vergleichung hat zur unerläßlichen Voraussetzung, daß jene Handlungsweise gerecht war, denn sonst könnte das Vorgehen des Richters am Ende der Welt nicht damit in Vergleich gezogen werden. Ist um des Erwerbes willen der Handel erlaubt, dann ist um so mehr die Arbeit zu gleichem Ziele gutgeheißen; es ist ja doch der Handel in gewissem Sinn eine besondere Art der Arbeit im allgemeinen, die Arbeit allerdings nicht zur Produktion, aber zur Vermittlung der Anwendung der Arbeitsprodukte. Man darf auch nicht vergessen, wie sehr die Entwicklung des Handels die Ergiebigkeit der Arbeit fördert. Der Herr übergab seine Besitztümer den Dienern in unterschiedlichem Betrage, damit sie damit arbeiteten [3] und Gewinn erzielten. Zwei derselben taten, was der Herr befohlen, und erhielten dafür nicht nur aufrichtige, wohlwollende Anerkennung, sondern auch einen verdienten Lohn in Verbesserung ihrer Lebenslage. Der dritte Knecht unterließ es, das anvertraute Gut durch gewinnreiche Arbeit zu vermehren. Sein Urteil ist die Verwerfung. Die eine Parabel liefert den Beweis sowohl für die Erlaubtheit des Gewinnes als auch für die Angemessenheit der Belohnung für die Arbeit. Dulk [4] findet allerdings in der Parabel von den Talenten oder „Zentnern", wie er es nennt, nur die Brutalität und Gewaltsamkeit des in seiner Selbstsucht gestörten Machthabers. Er gründet

---

[1] Luk. 7, 11 f. [2] Matth. 25, 14 ff.

[3] εἰργάσατο = er arbeitete, bei Matth., πραγματεύω bei Luk. 19, 13 = Geschäfte haben, sich bemühen um etwas.

[4] Der Irrgang des Lebens Jesu II 60 ff.

seine Auffassung auf den Schlußsatz: „Wer hat, dem wird gegeben, daß er in Überfluß habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das, was er hat, genommen werden.“ Mit Recht hat ihm ein christlicher Apologet[1] entgegengehalten, daß Jesus hier nichts anderes tut, als die Lehre verkünden, daß die Vervollkommnung und Mehrung der Kräfte und Vorzüge, die uns Gott verliehen hat, durch Arbeit und Anstrengung bedingt ist. Diese Forderung stellen heißt nicht Brutalität und Gewaltsamkeit verherrlichen, sondern von Gott als Geber aller Gaben und Kräfte so denken, wie Ehrfurcht, Vernunft und Gerechtigkeit denken müssen; denn es ist eine lästerliche Mißachtung Gottes, wenn man die von ihm verliehenen Gaben ihrer Zweckbestimmung entzieht, vernichtet und vergeudet. Selbstverständlich trifft das harte Urteil am Schlusse nur den, der dies mit voller Schuld und Freiheit tat. Für die andern Fälle des Lebens ist eben zu bedenken, daß diese Parabel nicht das ganze Evangelium ist, sondern nur ein Stück, das im Einklang mit dem Ganzen, auch im Einklang mit dem Evangelium der Barmherzigkeit und Versöhnlichkeit verstanden werden will.

Christus wollte indes auch direkt mit eigenen Worten das Recht des Arbeitslohnes, das Recht des Arbeitsverdienstes aussprechen. Er verweist seine Apostel bei der Belehrung über das von ihnen im Missionsberuf zu beobachtende Verhalten eigens auf den Rechtsanspruch des Arbeiters auf Lohn. „Der Arbeiter“, sagt er, „ist seines Lohnes wert.“[2] Es ist ein kurzer Satz. Aber jedes Wort desselben ist ein wahrer Lichtstern für die Lösung unserer Frage. Und es darf wohl bemerkt werden, daß wir es in diesem Satze mit einem freien, durch keine Anlehnung an bestehende Volksgebräuche der Abschwächung fähigen Worte zu tun haben. Der Satz hat seine Quelle in Jesu Geist und Herz und will nur in Harmonie mit diesen ausgelegt werden. Umsonst hat man versucht[3], den Satz als

---

[1] Hennemann, Die Heiligkeit Jesu (Würzburg 1898) 139 f.

[2] Luk. 10, 7; vgl. zum Lohnrecht Röm. 4, 4.

[3] Calvin: proverbium vulgare; sententia inter Hebraeos trita et omnum consensu approbata. Siehe Kölling, Der erste Brief Pauli an Timotheus (Berlin 1887) 336 ff. — Man wollte auch deshalb bestreiten, daß

eine den jüdischen Volksanschauungen entlehnte Sentenz hinzustellen. Die Stelle findet sich weder im Alten Testament[1], noch gibt es ein altsynagogales Sprichwort, welches so oder ähnlich gelautet hätte, noch ist der Satz als Sentenz der jüdischen Literatur zu belegen. Es geht deshalb nicht an, den Sinn des Wortes „Lohn" (μισθός) im Anschluß an einen zur Zeit Christi vielleicht gangbaren Lohn verhältnismäßig zu bestimmen und etwaige drückende Lohnsätze damaliger Zeit durch dieses Wort als sanktioniert zu betrachten.

Was lehrt uns also die Stelle? Sie will unstreitig das Recht des Arbeiters auf Lohn betonen. Daran knüpft sich aber eine weitgehende Folgerung. So wie der Lohn als ein Recht des Arbeiters anerkannt ist, muß auch ein Rechtstitel auf Lohn vorhanden sein. Derselbe kann in letzter Linie nur in der Arbeit selbst entdeckt werden. Indem dieser Satz behauptet wird, soll keineswegs der Vertrag zwischen Arbeiter und Arbeitgeber als rechtsgültige und gerechte Form der Lohnbestimmung geleugnet werden. Da aber auch bei einem solchen Vertrag die Grundlage für den Anspruch auf Lohn die Arbeit ist, so bedeutet der Vertrag nur eine Form, vermittelst welcher der Rechtstitel auf Lohn für die Arbeit geltend gemacht und für den einzelnen Fall seine Wirkung begrenzt wird.

---

dieser Satz ein ursprüngliches „Herrenwort" sei, weil Paulus die Urheberschaft Christi nicht hervorhebt. Kölling bemerkt dagegen zutreffend: „Wir unserseits bleiben bei der fixierten Stellung zur Sache, indem wir mit Wieseler, Hofmann und Steinmeyer in dem Satze ἄξιος κτλ. nicht die Anführung einer kanonischen γραφή, sondern Erinnerung an ein bekanntes Herrenwort sehen, und finden den Mangel einer Bemerkung, wie ὅτι αὐτὸς εἶπεν (Apg. 20, 36), oder οὕτως καὶ ὁ κύριος διέταξεν (1 Kor. 9, 14) in keiner Weise auffallend, denn Paulus schreibt hier nicht an die ephesinischen Ältesten oder für die korinthische Gemeinde, sondern für den Timotheus. Dieser mußte ein Wort kennen, welches der Herr in der Instruktion an die XII und in der Abordnungsrede an die LXX ausgesprochen hat, dessen Kenntnis also notwendig zur Ausrüstung seiner Knechte gehörte."

[1] Das καὶ in 1 Tim. 5, 18, welches unsern Satz mit einem Zitat aus dem Alten Testamente verbindet, heißt nicht „und", sondern ist mit „und auch" oder „und übrigens" oder „kurz" zu übersetzen. Eben das καὶ bezeugt auch die Ursprünglichkeit des Satzes als Herrenwort, weil es denselben dem geoffenbarten alttestamentlichen Gottesworte gleichsetzt.

Der Vertrag ist ein Weg, in gegenseitigem Übereinkommen den Preis der Arbeit nach den Verhältnissen für eine Zeit festzustellen und den Schwankungen des Warenpreises gegenüber dem Arbeiter die Wohltat eines sichern Lohnes zu bieten. Der Arbeiter käme nie in die Lage, einen Arbeitsvertrag zu schließen, wenn er in der Arbeit dem Arbeitgeber nicht etwas zu bieten hätte; der Arbeitgeber wieder wird beim Abschluß des Vertrags das erstreben, daß er der Arbeit des Arbeiters sich versichert. So viele Umstände nun auch den Arbeiter und Arbeitgeber bei der Preisfestsetzung nebenher beeinflussen können, so bleibt doch die Arbeit das Ausschlaggebende, und wo sie nicht geleistet werden könnte, würden alle andern Punkte, die die Lohnbemessung mitbeeinflußt haben, es nicht hindern oder verbieten können, daß der Vertrag aufgelöst wird. Demgemäß gelangen wir zu dem Satz, daß der Lohn den Preis der Arbeit innerhalb der gegebenen Verhältnisse darstellen soll. Will die Arbeit nicht Ausbeutung sein, dann muß derselbe das Äquivalent der Darbietung des Arbeiters darstellen. Nicht das konkrete Arbeitsprodukt, sondern der am Verkaufswerte des Produktes der Arbeit ausschließlich verdankte Anteil ist nach Christi Wort der Lohn der Arbeit[1], wie es auch Joh. 4, 36 ausgesprochen ist: „Wer erntet, bekommt Lohn."[2]

Gegen diese Auslegung des Wortes Christi zur Aufstellung einer Lohnregel läßt sich weder der Arbeitsvertrag in der Parabel vom Weinberg verwenden noch der Umstand vorschützen, daß die natürlichen Veranlassungen und Umstände bei Vergebung der Arbeitskräfte ein anderes Lohnprinzip als das aus Luk. 10, 7 erschlossene fordern.

Wir lesen wohl die Bemerkung des Hausvaters in der Parabel vom Weinberg, mit welcher er die murrenden Arbeiter zurückweist: „Freund", lautet sie, „bist du nicht um einen Zehner mit mir übereingekommen?" Aber hier ist nur die Tatsache der Übereinkunft angegeben, nicht auch ein Maßstab der Lohnberechnung bezeichnet.

---

[1] Mit der Arbeit nehmen das Kapital und die Leitung der Produktion am Ertrag der Produktion nach Maßgabe ihrer Leistung teil. Vgl. Devas-Kämpfe, Grundsätze der Volkswirtschaft 375; Pesch, Lohnvertrag und gerechter Lohn, in Stimmen aus Maria-Laach LII (1897) 498.

[2] Vgl. auch Matth. 20, 4 und Weiß, Apologie des Christentums IV 368.

Die Benutzung dieser Stelle für den Beweis biblischer Lohnbemessung nach den Lebensbedürfnissen für die Erhaltung der Arbeitskraft versagt also gerade im entscheidenden Punkte. Dagegen vermögen wir für die andere Ansicht den Ausspruch Christi anzuführen: „Wer einen Propheten aufnimmt im Namen eines Propheten, wird Prophetenlohn empfangen; wer einen Gerechten aufnimmt im Namen eines Gerechten, wird des Gerechten Lohn empfangen“ [1], wo offenbar nach Art und Größe der Leistung die Höhe des Lohnes bemessen wird.

Mit gleicher Klarheit ist dieser Grundsatz bei Matth. 16, 27 [2] angewandt, wo vom Menschensohn als Richter der Welt verheißen wird, daß er einem jeden nach seinen Werken vergelten wird. Beschaffenheit und Maß der Werke sind hier die Richtschnur für die Vergeltung des höchsten Richters. Der Grundsatz, der von Christus als Maßstab der Vergeltung beim göttlichen Gericht gilt, ist ohne Zweifel in seinem Sinne auch als gerechter Maßstab der irdischen Vergeltung anzusehen. Man darf vermuten, daß Christus vorausgesetzt hat, daß seine Zuhörer diesen Maßstab selbst als den für alle Verhältnisse gerechten ansehen.

Was die natürlichen Umstände und die Veranlassung des Arbeitsvertrages angeht, so ist richtig, daß der Arbeiter ohne den Unternehmer und Arbeitgeber überhaupt nicht arbeiten kann. Diese erst eröffnen ihm die Gelegenheit zur Arbeit. Der Arbeiter kann also nicht ein fertiges Produkt auf den Markt bringen, vielmehr muß die Verbindung des Arbeiters mit dem Unternehmer der Produktion voraufgehen. Der Arbeiter muß, um produzieren zu können, bereits in das Dienstverhältnis zum Arbeitgeber eingetreten sein. Was also der Arbeiter im Arbeitsvertrag dem Arbeitgeber überträgt, ist nicht das fertige Arbeitsprodukt, das er noch gar nicht hat, sondern nur die Arbeitskraft, die er besitzt und demgemäß verkaufen kann [3]. Das ist aber durchaus kein Grund, zu verlangen, daß nun auch der Grundsatz der Preisbestimmung ein anderer werde, daß nicht die geleistete Arbeit, sondern das Verhältnis des Angebotes zur Nachfrage

[1] Matth. 10, 41. [2] Vgl. Offb. 20, 12 f.

[3] Vgl. Thornton, Die Arbeit, deutsch von Schramm (Leipzig 1870) 130 ff. 135 ff.

den Preis bestimme, und der feste Punkt, um den die Schwingungen der Lohnbewegung naturgemäß verlaufen, das zur Existenz des Arbeiters Notwendige sei. Auch beim Arbeitsvertrag ist für den Arbeitgeber die Arbeitsleistung das, was ihn zur Anstellung des Arbeiters antreibt. An ihr bemißt er den Wert des Arbeiters für seinen Betrieb. Dieser Wert des Arbeiters ist für ihn sicherlich die oberste Grenze der eigentlichen Lohnbemessung. Er kann also bei der letzteren gar nicht außer acht gelassen werden. Er wird eingesetzt in die Gewinnberechnung des Arbeitgebers und bei Berechnung der zu wagenden Herstellungskosten. Er ist also auch geeignet, als Maß der Lohnberechnung zu dienen, und fordert hier im Namen der Gerechtigkeit seine Berücksichtigung wie für den Arbeitgeber so für den Arbeitnehmer. Der aus dem Mißverhältnis des Angebotes zur Nachfrage sich ergebende Marktpreis der Arbeit kann durch die Zwangslage, in welcher die Arbeiterschaft in Hinsicht auf den Broterwerb sich befindet, und durch die Übermacht des kapitalkräftigen Arbeitgebers zum herrschenden werden: ein stets notwendiger ist er dadurch noch nicht.

Notwendig kann er erst dann werden, wenn die Absatzmöglichkeit der zu erzeugenden Waren eine so geringe ist, daß ein höherer Lohn ohne Aufwand aus andern Quellen als aus den der Arbeitserträgnisse nicht erzielt werden kann, oder auch dann, wenn es gilt, die Arbeitsmöglichkeit zur Stillung der Not im Volke nach Maßgabe der Zahl der arbeitsuchenden Kräfte zu erweitern, ohne daß dabei der Absatz der Arbeitsprodukte gesteigert werden kann.

Das zur Existenz Notwendige bezeichnet daher die unterste Grenze, zu welcher der Arbeiter im Lohnvertrag herabsteigen kann, es bezeichnet die unterste Grenze des Lohnes, bis zu welcher der Arbeitgeber bei Einstellung von Arbeitern herabgehen kann, wenn eine ungünstige Geschäftslage den Preis der Arbeitsprodukte so herabgedrückt hat, daß die reine Arbeitsleistung keinen höheren Preis erzielt; aber die Norm des Lohnes in Zeiten gesunder wirtschaftlicher Entwicklung ist dieser durch künstlich erzeugte oder gesteigerte Arbeitsnot geschaffene Marktpreis der Arbeit nicht. Man kann den Preis der Arbeitsprodukte in Zeiten einer wirtschaftlichen Notlage nicht zum Wertmaß der Arbeit in Zeiten regen Absatzes und reichen Gewinnes

machen, denn nicht die kranken, sondern die gesunden Verhältnisse des Arbeitserträgnisses und des Produktenabsatzes müssen zur Regel der Preisbestimmung gemacht werden.

Wer den Marktpreis der Arbeit zum Maßstab der Entlohnung macht, wird nicht hindern können, daß die Arbeitnehmer ihrerseits den Preis zu beeinflussen suchen, wenn sie in ihm nicht mehr die gerechte Bezahlung ihrer Arbeitsleistung erkennen. Dabei wird sie dieselbe Rücksicht auf die Arbeitsleistung leiten, die den Arbeitgeber zur Einstellung der Arbeiter antreibt und die er in seine Gewinnrechnung einstellt. Gegenseitige Vereinbarungen der Arbeiter zur Erzwingung des Lohnes, der gerecht scheint, setzen ein und führen die Bestimmung des Arbeitslohnes vom Marktpreis der Arbeit als Maßstab wieder zum Prinzip des Tauschwertes der Arbeit als Maßstab des Lohnes zurück. Die Reaktion von seiten der Arbeiter im Lohnkampf drängt so auf das Gerechtigkeitsprinzip zurück, die Arbeitsleistung zum Rechtstitel und Maßstab des Lohnes zu machen, wie es der Ausspruch Christi tut.

Auch ohne daß solche Vereinbarungen die Hebung des Lohnes über das Existenzminimum erzwingen, ist es keine Rechtfertigung des Lohndruckes, daß man sich auf das reichliche Angebot von Arbeitskräften beruft, die einander selbst herunterbieten. Ohne petitio principii kann auch dieser Umstand den Lohn nicht notwendigerweise auf das Existenzminimum als Norm herabdrücken. Ein Herabbieten im Lohn durch die Arbeitsuchenden hat seinen letzten Grund nicht in der Konkurrenz der Arbeitskräfte, sondern in der erprobten oder doch vermuteten Gewinnsucht der Arbeitgeber. Er mag berechtigterweise aus dem reichlichen Angebot die besten Kräfte herauswählen: in die Lage, die billigsten zu wählen, wird er nicht kommen, außer wenn er selbst die Einstellung von der Niedrigkeit des Preises abhängig macht. „Die Hilflosigkeit des Arbeiters ist es, die, in ihren wirklichen Ursachen nicht erkannt, (endlich) zur Aufstellung des Satzes geführt hat, daß die Verarmung eines Teiles des Menschengeschlechtes auf dem Wallen eines Naturgesetzes beruhe."[1] Diese Hilflosigkeit

[1] Siehe Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung 96 ff.

gibt dem Arbeitgeber Gelegenheit, seine Macht unumschränkt zu gebrauchen, eine Nötigung übt sie aber nicht. Auch der größte Überfluß an Arbeitskräften zwingt den Arbeitgeber nicht zur Herabsetzung des Lohnes. Im Gegenteil wird gerade der höhere Lohn durch Vermehrung der Konsumfähigkeit der Arbeiter die Produktion heben, dem Unternehmer weiteren Absatz eröffnen und auch den brachliegenden Arbeitskräften Verwendung schaffen[1].

Die Ansicht, daß vermehrtes Arbeitsangebot mit Notwendigkeit zur Herabsetzung der Löhne treibe, weil der Anteil des einzelnen an dem zur Lohnzahlung verfügbaren Kapital entsprechend der wachsenden Anzahl der Arbeiter in umgekehrtem Verhältnis sinken und steigen müsse, ist, abgesehen von Zeiten großer Arbeitsnot und Mangel an Gelegenheit zu Absatz, hinfällig, weil der Arbeitslohn nicht aus einem für bestimmte Zeit festgesetzten Fonds, sondern aus den Erträgnissen der Arbeit bezahlt wird[2]. Es kann deshalb nicht als ein unabänderliches Naturgesetz gelten, daß Löhne im Existenzminimum der Arbeiter ihren natürlichen Ruhepunkt finden, unter den sie nicht dauernd sinken, über den sie sich aber auch nicht dauernd erheben können. Diese Bewegung des Lohnes ist keine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern gründet im Willen und der Leidenschaft des Menschen, welche durch dieselbe das wirtschaftliche Leben der Gesellschaft oft empfindlich schädigen. Das wird auch sofort zugestanden, wenn sich Vertreter dieser Lohntheorie, um ihr den Schein der Gerechtigkeit zu wahren, auf die freie Vereinbarung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber hinsichtlich des Lohnes berufen.

Sind nun aber die tatsächlichen Verhältnisse nicht derart, daß das Existenzminimum notwendig die Norm des Arbeitslohnes werden müßte, dann kann man sich auch nicht auf die freie Vereinbarung im Arbeitsvertrag stützen, um einen auf das zur Existenz Notwendige herabgedrückten Lohn als gerecht erscheinen zu lassen. Man sagt wohl: „Jemand nötigen, Arbeiten teurer zu bezahlen, als sie angeboten werden, wäre eine Verletzung des Eigentums und eine An-

---

[1] Siehe Henry-George, Nationalökonomie 42 ff. Rausch, Das Problem der Armut (Berlin 1891) 39. [2] Ebd. 31.

tastung der Handelsfreiheit." Das sind blendende Worte, die aber sofort als trügerisch erkannt werden, wenn wir bedenken, daß das billige Arbeitsangebot infolge einer durch das Kapital geförderten Zwangslage der Arbeiter gemacht wird. Der Arbeitsvertrag richtet sich nach den Verhältnissen und ist bei der Zwangslage der Arbeiter nur scheinbar frei. Übrigens könnte die Freiheit der Vereinbarung, auch wenn sie beiderseits real eine volle wäre, vom sittlichen Standpunkt nicht für unbeschränkt gelten. Es steht dem unbemittelten Arbeiter nicht frei, sich seiner Vorteile unbekümmert um die Zukunft zu begeben, noch dem Lohnherrn, einen solchen Vertrag kurzerhand anzunehmen. Es steht vom sittlichen Standpunkte auch dem Arbeitgeber nicht zu, unter Ausnützung der Arbeiterkonkurrenz den Lohn auf das Existenzminimum herabzudrücken[1]. Eine solche Freiheit hätte zur Voraussetzung, daß das Eigentumsrecht des einzelnen ein absolutes ist, welchem das gesellschaftliche Wohl keinerlei Schranken zieht. Ein Eigentumsrecht des einzelnen, dessen Ausnützung ohne Rücksicht auf Bedürfnis und Wohl der Mitmenschen geschehen dürfte, existiert aber nicht[2]. Deshalb steht es dem Besitzenden nicht zu, sein Eigentum als ein Mittel zu verwenden, den Nebenmenschen niederzudrücken, der Not und dem Elend preiszugeben und ihn in dieser hilflosen Lage zu eigenen Zwecken auszubeuten. Beim Abschluß des Arbeitsvertrages muß der Grundsatz zur Geltung kommen, daß der Mensch ein Recht darauf hat, zu existieren und durch Anwendung seiner von Gott ihm verliehenen Kräfte in arbeitsamer Tätigkeit jene Vorteile sich zu erwerben, welche er durch seinen Fleiß

---

[1] Vgl. über die Untergrenze des Lohnes: Devas-Kämpfe, Grundsätze der Volkswirtschaft 374 f. Ratzinger, Die Volkswirtschaft 18 ff. bzw. 224 ff.

[2] Bona quidem temporalia, quae homini divinitus conferuntur, eius quidem sunt quantum ad proprietatem, sed quantum ad usum non solum debent esse eius, sed etiam aliorum, qui ex eis sustentari possunt, ex eo quod ei superfluit (S. Thom., S. th. 2, 2, q. 32, a. 5 ad 2). Treffend sagt Hitze (Kapital und Arbeit [Paderborn 1880] 48): „Das konkrete Eigentum darf nicht mit der Idee des Eigentums in absoluten Widerspruch treten, sie nicht einfachhin annullieren. Der Mensch, die Persönlichkeit, bleibt doch immer (im wirtschaftlichen Leben) das Ziel der Schöpfung, und das positive Eigentum soll dieses Ziel realisieren, nicht vereiteln."

ohne Schädigung fremder Rechte erreichen kann. Der Mensch hat die Pflicht zu arbeiten, er hat aber auch ein Recht auf Arbeit[1]. Das Recht gründet auf dem unbestreitbaren Eigentum, das er an seiner Arbeitskraft hat, und auf dem Recht und der Pflicht, sich in dem von Gott geschenkten Dasein zu erhalten. Diesem Recht entspricht auf seiten der Besitzenden die Pflicht, die Arbeitsgelegenheit nicht nur mit Rücksicht auf den eigenen Nutzen, sondern nach dem Gesichtspunkte des Nächstenwohles und des Gemeinwohles zu eröffnen. Das Recht auf Arbeit ist keine inhaltlose Formel, wie es mitunter gedeutet zu werden scheint, weil der Arbeiter doch das Recht nicht durchsetzen könne, ebenso ist die Pflicht, Arbeit zu geben, nicht eine praktisch bedeutungslose Forderung. Das Recht auf Arbeit verleiht der arbeitenden Bevölkerung das Recht, sich gegenseitig beizustehen und mit *gutem Gewissen* innerhalb der Gesellschaft auf Maßnahmen hinzuarbeiten, die dem einzelnen Arbeiter die Möglichkeit des Arbeitens unter gesunden Lohnverhältnissen zusichern. Die Pflicht, Arbeit zu geben, gebietet der Gesellschaft, die Bestrebungen der Arbeitenden zur Sicherung der Arbeitsgelegenheit unter gesunden Bedingungen nicht zu stören, sondern der Entwicklung der Arbeitsbedingungen Vorschub zu leisten und den Widerstand der einzelnen gegen sie in Schranken zu halten. Wenn auch der einzelne Arbeiter nicht beanspruchen kann, das Recht auf Arbeit gegenüber einem

---

[1] „Recht auf Arbeit“ kann heißen: Jeder Mensch hat ein Recht darauf, daß ihm Arbeit gegeben werde, um seinen Unterhalt verdienen zu können. In diesem Sinne ist es berechtigt. Dieses Recht auf Arbeit ist notwendiger Ausfluß des Rechtes der Persönlichkeit, des Rechtes, zu leben. Das Recht, zu leben, ist ein höheres Recht als das Recht, sorgenlos und in Überfluß zu leben (Hitze a. a. O. 148). „Das Recht, zu arbeiten, besonders das Recht, seine Tätigkeit zur Erwerbung von Geld und Gütern zu verwenden, steht ohne Zweifel jedem Menschen zu“ (Schulze, Nationalökonomie [Leipzig 1855] 360). Über das Recht auf Arbeit siehe auch das Rundschreiben Leos XIII. über die Arbeiterfrage (Ausg. Freiburg 1891) 34 48, bes. 63: „Hat jeder ein *natürliches Recht*, den Lebensunterhalt zu finden, so ist hinwieder der Dürftige hierzu auf die Händearbeit notwendig angewiesen.“ Vgl. Hoppe, Das Recht auf Arbeit und die leitende Genossenschaft (Frankfurt 1884.)

bestimmten Einzelunternehmer geltend machen zu dürfen, so kann es doch den Arbeitsherren insgesamt nicht gestattet sein, die Arbeitsgelegenheit zur Erzwingung niedrigster Löhne einfach zu versagen. Der Hochhaltung des Rechtes auf Arbeit aber entspricht es, daß der Lohnherr die Entgeltung nach dem Arbeitsgebrauchswert bemesse, der sein Maß am Arbeitsertrag, der Produktivität der Arbeit für den Lohngeber hat. Denn der Arbeitsgebrauchswert bestimmt die Grenze, bis zu welcher der Arbeitgeber wirtschaftlicherweise Lohn bezahlen kann. Den Kostenwert der Arbeit zum alleinigen Lohnprinzip zu machen ist kein gerechter Standpunkt.

Die Festsetzung des Lohnes unter dem Drucke des Angebotes auf die Nachfrage und umgekehrt beruht zuletzt immer auf einem gewissen Grad von Vergewaltigung, die mehr oder weniger empfunden wird, je nachdem der Kontrast zwischen Arbeitsvergütung und Gewinn zum Bewußtsein kommt, während die Lebensverhältnisse auf der einen Seite als drückend erscheinen. Der Teil, welcher sich vergewaltigt fühlt, wird selbst auch zur gewaltsamen Gegenwehr getrieben. Welches im einzelnen die Mittel sein mögen, gegen den Druck sich zu wehren — und es bedarf niemals ungesetzlicher —, es entbrennt ein Kampf um Lohn und Gewinn, der um so rücksichtsloser geführt wird, je mehr die Übermacht die Bahn des Rechtes verläßt und ihre Kraft zur Geltung bringt. In diesem Kampfe aber verleugnet die menschliche Seele ihre Natur nicht. Sie fühlt sich gedrungen, den Kampf zu rechtfertigen. Gerechtigkeit wird zur Parole. Das Ziel der sozialen Entwicklung, welche den steilen Pfad dieser Kämpfe hinanschreitet, ist die wirtschaftliche Gerechtigkeit. Do ut des, lautet der Grundsatz, Leistung soll gewogen werden mit Leistung. Da die zur Arbeit hingegebene Arbeitskraft erst durch die Arbeitsleistung bestimmbar wird, muß bei der Entlohnung nach dem Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit, nach dem Maße der Arbeit sich das Maß des Lohnes richten, so daß der Lohn das reine Erträgnis der reinen Arbeit darstellt [1].

[1] „Denn das heißt Lohn, was jemand als Vergeltung der Arbeit oder Mühe wie ein gewisser Preis derselben ersetzt wird. Wie daher die Bezahlung des gerechten Preises für die von jemand empfangene Sache eine

Es nimmt der Wohltätigkeit des Lohngesetzes Christi für die Arbeiter nichts von ihrem Werte, daß es mit Aufstellung des Grundsatzes der Gerechtigkeit in der Lohnbemessung auch die Lust des Arbeiters zu fordern einschränkt. Wie den Arbeitgeber, so weist es auch den Arbeitnehmer auf die Forderung der Gerechtigkeit hin. Darin ist das Verbot enthalten, mehr zu verlangen, als durch den Wert der Arbeitsleistung gerechtfertigt ist, soweit das Mehr nicht durch andere Titel, welche die Arbeitsleistung begleiten, begründet ist. Diese Beschränkung auf das durch die Gerechtigkeit bestimmte Maß des Lohnes verpflichtet wie den einzelnen, so auch die Vereinigungen bei ihren Vereinbarungen. Sie läßt das durch Vereinbarungen mögliche Hinauftreiben des Lohnes auf ein über den Wert der Arbeitsleistung hinausgehendes Maximum für ebenso unerlaubt erscheinen als die Herabdrückung des Lohnes auf ein hinter dem Wert der Arbeitsleistung zurückbleibendes Existenzminimum.

Christus hat auch diese natürliche Pflicht der Arbeitsherren, Arbeit zu geben, mit dem Siegel übernatürlicher Bestätigung bekräftigt. Der Hausvater in der Parabel vom Weinberg geht zu den verschiedenen Stunden des Tages aus, um Arbeiter zu suchen, und ladet freundlich die Arbeitslosen auf dem Markte, die niemand gedungen hat, ein, in seinen Weinberg zu gehen, damit er ihnen gebe, was recht ist. Das Charakterbild dieses Hausvaters, wie Jesus es zeichnet, läßt die Annahme nicht aufkommen, daß er aus eigen-

---

Tat der Gerechtigkeit ist, so ist die Bezahlung des Lohnes für Arbeit oder Mühe eine Tat der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist aber eine gewisse Gleichheit" (S. Thom., S. th. 1, 2, q. 114, a. 1). Inwiefern Leo XIII. in seinem Rundschreiben über die Arbeiterfrage die ausgleichende Gerechtigkeit als Lohnregel erklärt hat, siehe bei H. Pesch, Lohnvertrag und gerechter Lohn 500 f. Vgl. dazu Rundschreiben 28 50 60. Die Frage nach der Art und Weise der Lohnbezahlung, ob es zweckmäßig ist, dem Arbeiter den Lohn ganz in Geld auszuzahlen oder ob ein Teil nicht auch in Form von Wohlfahrtseinrichtungen und dergleichen dem Arbeiter zuzuwenden ist, das Recht der Gesellschaft bzw. des Staates, den Arbeiter zur Alters- und Unfallversicherung zu zwingen, kann hier nicht erörtert werden. Jedenfalls muß gesagt werden, daß die kommutative Gerechtigkeit bei Entlohnung als solche bei Anwendung dieser Formen nicht aufgehoben wird.

nützigen Absichten zu den spätern Tagesstunden noch ausging, Arbeiter zu suchen, sondern er war geleitet vom Geiste der Gemeinnützigkeit. Von diesem Hausvater aber lesen wir, daß ihm gleich ist das Himmelreich; sein Verfahren spiegelt die Gesetze des Gottesreiches wider.

Das Lohngesetz Christi befindet sich demgemäß mit den Forderungen des natürlichen Rechtsbewußtseins und dem natürlichen Verhältnis, in welchem Arbeiter und Arbeitgeber zueinander stehen, ganz im Einklang, wenn es die Arbeitsleistung zum Titel des Lohnes macht und damit die iustitia commutativa zur Lohnregel erklärt. „Ist nirgends schöner und eindringlicher als im Neuen Testament der Heiligen Schrift", wie Rausch[1] bemerkt, „der Grundsatz der Verteilung der Güter nach dem Standpunkt der Gleichberechtigung als entscheidende Idee, als Leitmotiv alles Fühlens und Denkens ausgesprochen worden, so blitzt diese Idee mit hellem Schein auch aus der Lohnregel des Evangeliums hervor."

Selbst die Versuche, die Vereinbarung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern unter dem Druck der Konkurrenz des Angebotes im Verhältnis zur Nachfrage zur Regelung des Lohnes zu machen, führen zuletzt zur Anerkennung des Prinzips der Gerechtigkeit in der Entlohnung geleisteter Arbeit. Die traurigen praktischen Folgen der vom Prinzip der Gerechtigkeit losgelösten Lohntheorien zwingen die Wissenschaft, aber auch die Praxis zur Umkehr.

Durch die Erhebung der ausgleichenden Gerechtigkeit zum Lohnprinzip hat Christus die Arbeit auf das entschiedenste gefördert[2]. Ist Eigentum zu erlangen einer der nachhaltigsten Triebe zur fleißigen Arbeit, so muß hervorgehoben werden, daß die Entwicklung des individuellen Eigentums erst mit der christlichen Lehre der Freiheit und Gleichheit und gegenseitigen Gerechtigkeit ein größeres Maß der Ausgestaltung annimmt. „Im Brief an Philemon", so wird mit Recht

---

[1] Das Problem der Armut 14.

[2] Man vergleiche hierzu die Worte Wundts (Ethik [Stuttgart 1914] 173): „Die Verallgemeinerung des Lohnprinzips hat mit dem Lohn auch die Arbeit geadelt, und indem sie die Schranke zwischen dem freien und nichtarbeitenden Herrn beseitigt, ist sie eines der mächtigsten Beförderungsmittel der menschlichen Gleichheit geworden."

betont, „sehen wir die theoretische Grundlage für die Anerkennung des Rechtes der Persönlichkeit eines Sklaven in christlicher Familie. Von dieser theoretischen Anerkennung bis zur praktischen Ausstattung der Persönlichkeit des Sklaven mit Eigentum in Form eines Dienstbotenlohnes ist allerdings ein langer Weg, durch die Entwicklung der Jahrhunderte bezeichnet, aber diese Entwicklung war eine logische Notwendigkeit der christlichen Grundsätze.“ [1]

Fragt man, welches diese Grundsätze näherhin seien, so dürfte auf dem breiten Hintergrund der christlichen Gerechtigkeitsidee und Liebe vor allem das Lohngesetz Christi zu nennen sein, welches die geleistete Arbeit zum Maß des Lohnes erhebt.

Der Ausdruck des Rechtsanspruches auf Lohn als Vergütung für den reinen Arbeitsertrag der Mühen des Arbeiters erhält übrigens noch eine merkliche Verschärfung dadurch, daß Jesus das rückbezügliche Fürwort „seines“ in seinen Ausspruch einfügte. Wenn der Arbeiter Lohn einnimmt, so tritt er nur in den Genuß einer Sache ein, die schon sein Eigentum ist. Der Lohn ist nur die schuldige Gegengabe der aufgebrachten Arbeitsleistung. Die Lohnbezahlung ist nicht die durch einen Herrn bewilligte Einführung in die Nutznießung der Arbeitsfrucht, sondern die Rückbezahlung eines zuvor dahingegebenen Eigentums in andern Gütern. Sein rechtlich Eigen ist es, was der Arbeiter in der Entlohnung empfängt; der Arbeitgeber ist sein Schuldner, der die Arbeitskraft und deren Reinertrag vom Arbeiter zum Darlehen genommen hat. Der Arbeiter steht nach seiner persönlichen Menschenwürde dem Lohnherrn gleich gegenüber. Die Ehre der freien Arbeit und des freien Arbeiters ist anerkannt und findet im Lohnmaß ihren ebenmäßigen Ausdruck.

Der heidnische Philosoph [2] hatte die Arbeit um Erwerb verachten gelehrt, weil der Lohn ihm als ein Haftgeld der Sklaverei erschien. In Christus ist das Prinzip überwunden, die persönliche Würde durch das Prinzip des Lohnrechtes gewahrt.

---

[1] Ratzinger, Volkswirtschaft 105 bzw. 127.

[2] Cicero, De off. 1, 42 (ed. Heine c. 98): Es ist nämlich bei jenen (d. h. beim Erwerb der Lohnarbeiter) der Lohn selbst ein Haftgeld der Sklaverei.

Nun dürfen wir auch im Worte ἄξιος („würdig") dieses Verses eine Ermunterung zum Lohnerwerb finden. Nachdem Christus es für geziemend erachtet hat, daß dem Arbeiter sein Lohn werde, kann es nicht mehr schimpflich sein, mit seiner Leibesarbeit zu erwerben. Derselbe Grundsatz, der dem Arbeiter das Recht gibt, Lohn zu beanspruchen und zu empfangen, verleiht ihm auch das Recht, nach Lohn zu streben. Es ist im Geiste Christi gehandelt, wenn der Fähige seine Arbeitskraft nicht brachliegen läßt, sondern sie fleißig ausnützt, für sich und andere zu erwerben. Die Arbeit zum Erwerb hat den Beifall Jesu.

Es ist wie ein Echo des Wortes Christi von der Ehrbarkeit des Arbeitslohnes, wenn auf den christlichen Grabinschriften der Katakomben nunmehr dem Namen auch Stand und Gewerbe des Dahingeschiedenen hinzugefügt werden. Nicht mehr bloß die geistlichen und weltlichen Dignitäten verkündet der rühmende Stein. Auch Bäcker, Gärtner, Soldat usw. kommen vor[1]. Die einst verachtete Arbeit im Gewerbe erscheint jetzt selbst als Zierde des Grabes.

Heißt es aber nicht Matth. 10, 10 „der Arbeiter ist seiner Nahrung wert", so daß wir genötigt sind, die Lukanische Stelle in Harmonie mit dieser zu verstehen, und unter dem schuldigen Arbeitslohn in Jesu Erklärung nur das zur Erhaltung des Arbeiters Nötige begreifen dürfen? Keinesfalls. Luk. 10, 7 enthält eine Argumentation a fortiore, bei Matthäus findet sich die Anwendung des Grundsatzes auf den einzelnen Fall. Matth. 10, 8 befiehlt der Herr den Jüngern: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es hin." Demzufolge kann die Matth. 10, 10 beanspruchte gastliche Aufnahme, obwohl sie als Recht erklärt wird, nicht eine erschöpfende Gegenleistung der Dienste darstellen, welche die Apostel ihren Mitmenschen durch die Mission leisten. Der Satz: „Jeder Arbeiter ist seiner Nahrung wert", ist nur eine Folgerung aus dem umfassenden Grundsatz: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert." Demgemäß muß das Wort Lohn umfassender sein als das Wort Nahrung. „Da die Predigt und Missionstätigkeit", bemerkt Schanz, „überhaupt einen

---

[1] Kraus, Roma sotterranea[2] (Freiburg 1879) 455.

viel höheren Wert hat, als daß der leibliche Unterhalt als Belohnung derselben bezeichnet werden könnte, so ist diese Stelle im Zusammenhang mit der vorhergehenden als Mahnung zu fassen, nicht mehr, als was zum Unterhalt notwendig ist, anzunehmen." Ist nach demselben Exegeten in dem Ausdruck „würdig" (ἄξιος κτλ.) vollends die Ermahnung enthalten, alles irdische, unnötige Sorgen zu unterlassen und sich der Führung der göttlichen Vorsehung anzuvertrauen, welche dafür sorgen wird, daß es dem Arbeiter nicht an dem nötigen Unterhalt gebricht, dann wird der Satz in erhöhtem Sinne ein Ausdruck erhabener Lohngerechtigkeit, der im göttlichen Willen seine tiefste Begründung hat. Sein Wert als Folgerung aus dem allgemeineren Grundsatz bei Lukas ist damit noch mehr gekennzeichnet.

Es wurde im vorstehenden darauf hingewiesen, daß es auch eine sittlich unerlaubte Lohnsucht geben kann, die, um Lohn zu gewinnen, alles übernimmt, selbst gegen Überzeugung und Verbot. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß der im Evangelium Jesu gebilligte Lohnerwerb nicht der einer solchen verwerflichen Lohnsucht sein kann. Soll das noch begründet werden, so sei auf die Erklärung Jesu hingewiesen, daß beim göttlichen Gericht die Vergeltung nach Maßgabe der Werke erfolgt. Daraus folgt, daß nicht das bloße Tun, sondern der Inhalt des Tuns der Gegenstand der Vergeltung ist. Demgemäß macht Gott den Arbeitenden für den Inhalt der Arbeit verantwortlich, um für guten ihn zu belohnen, für bösen ihn zu bestrafen. Da der Heiland den Urheber böser Werke in seinem Gerichte bestraft, sind sie in seinem Sinne unerlaubt, daher auch nicht Gegenstand der Lohnforderung, die er im Evangelium als Recht des Menschen erklärt hat. Die sittlich verwerfliche Lohnsucht scheidet aus dem vom Heiland gebilligten Streben nach Lohnerwerb aus. So wohltätig und menschlich das Lohngesetz Christi ist, geeignet, die Arbeit zu ehren und zu ihr zu ermutigen, bleibt es doch dabei stehen, dem Arbeitenden seinen Lohn zuzuerkennen. Das Erzeugnis der Arbeit, das vom Material eines andern als Eigentümers hervorgebracht wurde, ist nach dem Lohngesetz Christi als Eigentum dieses Eigentümers der Rohstoffe und des Arbeiters, der Arbeitsgelegenheit und der Arbeitsmittel zu betrachten. Dieses Lohngesetz spricht den Grund-

satz nicht aus, daß die Arbeit allein Quelle des Reichtums an den Erzeugnissen sei, diese also schlechtweg an den Erzeugnissen das Eigentum zu beanspruchen hätte. Die Arbeit ist dem Evangelium unzweifelhaft ein Weg, zu Eigentum rechtmäßig zu gelangen, aber sie ist ihm nicht der alleinige Weg dazu. Es schützt diesen Weg als geheiligtes Recht, aber den andern zu Christi Zeit vorhandenen Wegen zur Erlangung von Eigentum spricht es das Recht nicht ab. Auch jene Wege sind ihm heilig.

Eine Bemerkung drängt sich in diesem Zusammenhang dem Leser des Evangeliums auf.

Das Alte Testament duldete, wie bekannt, die Sklaverei, wenigstens in sehr gemilderter Form. Immerhin brachte sie die Unfähigkeit, Eigentum zu erwerben und zu besitzen, für den heidnischen Knecht mit sich[1]. Wie stimmt damit, daß die geleistete Arbeit nach Christi Gesetz Rechtstitel auf Lohn sein soll, daß Christus dennoch die bei den Juden bestehende Sklaverei nicht angriff und verdammte und somit beim Sklaven den Anspruch auf Lohn stillschweigend verleugnete?

Der Einwand setzt voraus, daß Christus die Sklaverei in seiner Religion als Rechtsinstitut geduldet wissen wollte. In diesem Falle bestünde er auch zu Recht. Davon aber, daß das Evangelium Jesu Christi in seiner Tiefe den Zwang der Sklaverei als Recht anerkenne, kann keine Rede sein. Wenn wir in die Behandlung der Frage eintreten, muß eine zweifache Stellungnahme Christi zur Sklaverei unterschieden werden, nämlich die Stellungnahme zur Sklaverei seiner Zeit und der nächstfolgenden Jahrzehnte, und seine Stellungnahme zur Sklaverei überhaupt.

Man wird aus keiner Stelle des Evangeliums[2] entnehmen können, daß Christus die Sklaverei ausdrücklich gebilligt habe. Dagegen hat

---

[1] Schegg, Biblische Archäologie 656.

[2] Es ist in diesem Zusammenhange auch angezeigt, auf die Stelle 1 Kor. 7, 20 f. einzugehen, die vielleicht jemand in berechtigter Voraussetzung ihrer Übereinstimmung mit der Lehre Christi zugunsten der Sklaverei auslegen und gegen die Abschaffung der Sklaverei durch den Geist des Evangeliums verwenden möchte. Sie lautet: „20. Ein jeder bleibe in dem Berufe, in welchem er berufen ward. 21. Bist du als Knecht berufen,

Christus das im Judenland bestehende Institut der Sklaverei in seinem damaligen Rechtsbestand stillschweigend geduldet. Darin liegt ein Beweis, daß er die Notwendigkeit der Arbeit und deren Würdigkeit anerkannt hat. Man kann daraus aber keinen Widerspruch

---

so laß dich's nicht kümmern; aber auch wenn du frei werden kannst, so mache es dir um so mehr zunutze." In der Bestimmung dessen, was man sich zunutze machen soll (μᾶλλον χρῆσαι), gehen die Ansichten auseinander. Einige Exegeten ergänzen: die Freiheit (ἐλευθερίᾳ), andere: die Knechtschaft (δουλείᾳ). Im Falle der Zuständigkeit der letzteren Ergänzung enthielte die Stelle die Aufforderung, in der Knechtschaft selbst dann zu bleiben, wenn es möglich ist, frei zu werden. So entsteht die Frage, welche Ergänzung richtig ist, und ob in letzterem Falle die Stelle für den Fortbestand der Sklaverei spricht. Für die Ergänzung δουλείᾳ treten namhafte und alte Autoren ein: Chrysostomus, Severianus, Theodoret, Cyrill Alexand., Ökumenios, Theophylakt, Photius, Thomas, Lyra, Estius, Meyer, A. Maier, Heinrici, Weizsäcker, De Wette, Osiander, Cornely, Keppler. Die Gründe sind folgende: Die Gnade kennt den Unterschied zwischen der Knechtschaft und der Herrschaft nicht; also fliehe die Sklaverei nicht als einen des Glaubens unwürdigen Zustand (Severianus). Die bei neueren Auslegern gewöhnliche Ergänzung der Worte μᾶλλον χρῆσαι mit τῇ ἐλευθερίᾳ erschwert sowohl das vorangehende εἰ καὶ als auch den Zusammenhang des folgenden Verses. Es kann nur „die Knechtschaft" (τῇ δουλείᾳ) oder „deinen Beruf" (τῇ κλήσει σου) mit Beziehung auf den Stand der Sklaverei (δουλεία) suppliert werden, und der Sinn ist also: statt die Freiheit zu nehmen, benutze vielmehr deine Lage als Sklave, d. h. verbleibe in derselben und suche sie zu deinem Heile zu verwenden (A. Maier, Komm. über den ersten Korintherbrief 156). Auch widerstrebt χρῆσαι selbst dieser Fassung, welches hier im Gegensatz zu κτᾶσθαι steht, wie Arist., Polit. 1, 8. Es heißt das Vorhandene, also hier die bisherige Lage, zweckentsprechend benutzen (Heinrici, Das erste Sendschr. des Apostels Paulus an die Korinther I 201). „Dazu kommt, daß Paulus sich selbst zu widersprechen schiene, wenn er diejenigen zur Erlangung der Freiheit aufforderte, welche er gelehrt hatte, daß alle Lagen des Lebens in Beziehung auf das christliche Leben gleichgültig seien. Auch der Grund schließlich, welchen er alsbald beifügt, paßt mehr zur zweiten als zur ersten Erklärung" (Cornely, Comm. in S. Pauli ep. 2 [Paris 1890] 193). Bleiben wir bei der zweiten Deutung stehen, obwohl die Berufung Cornelys auf das Widerspruchsvolle der andern verfehlt ist — eben aus der Indifferenz der ökonomischen Stellung für das christliche Leben folgt, daß man aus religiösen Gründen nicht Sklave zu bleiben braucht —; obwohl die Zusammenstellung des χρῆσαι zu κτᾶσθαι durch Heinrici eine petitio ist; obwohl z. B. die ar-

seines Verhaltens zu seinen die Befreiung der Sklaven erzielenden Lehrsätzen folgern; denn diese Duldung der Sklaverei zu seiner Lebenszeit und im Beginn seiner Kirche entsprang nicht einer zwiespältigen Auffassung der Arbeitsverhältnisse, sondern sie war durch die Zeitumstände veranlaßt worden. In den Tagen, da Christus als Lehrer auftrat, war die Menschheit, Herr und Knecht, für die Abschaffung der Sklaverei noch nicht vorbereitet, wie es unerläßlich nötig war. Abschaffung der Sklaverei ohne vorhergehende entsprechende sittliche Veredelung und Hebung des menschlichen Geistes wäre ein revolutio-

---

menische Übersetzung die Fassung hat: aber wenn du vermagst, auch frei zu werden, so wird es dir besser sein, wo das „so" mit dem Determinativum der dritten Person übersetzt ist, nicht mit dem der zweiten, wie es hätte geschehen müssen, wenn der vorliegende Zustand oder die tatsächliche Lage der Angeredeten verstanden wäre; obwohl auch Paulus in Vers 33 in anderer Lage den Stand des Freien vorzieht; obwohl ferner die adversative Fassung des εἰ καὶ nicht notwendig ist, da ja das negative Verhältnis des μᾶλλον χρῆσαι zum Inhalt des Bedingungssatzes erst zu beweisen ist, sondern auch die rein hypothetische mit Beziehung des καὶ auf den Inhalt der Bedingung möglich ist; obwohl zuletzt die Ergänzung durch „Freiheit" von namhaften Autoren vertreten wird. Dennoch ist damit nicht dem Fortbestand der Sklaverei das Wort geredet (gegen Ziegler, Gesch. d. christl. Ethik 88 f.). Denn Paulus appelliert weder an die Notwendigkeit der Sklaverei noch an das Recht des Herrn, sondern an das freie Ermessen des Sklaven. Er soll im Dienstverhältnis bleiben, aber freiwillig, wodurch er sich eben vom Sklaven unterscheidet. „Die Vorschrift erklärt sich auch nach allgemeiner Auffassung aus der Tendenz des Apostels, die Freiheitsgelüste möglichst daniederzuhalten, und man hat nicht notwendig, darin für alle Fälle, wo die rechtliche Möglichkeit der Freiheitserlangung wirklich eintritt, ein eigentliches Verbot anzunehmen." Vgl. Theodoret: „Diese außerordentliche Forderung hat (Paulus) nicht schlechthin aufgestellt, sondern begleitet von der Ermahnung: fliehe nicht die Sklaverei unter dem Vorwande der Gottesfurcht." Vgl. A. Maier a. a. O. Ein solches Verbot der Freiheit durch Paulus hier anzunehmen, ist durch 1 Kor. 7, 23, was Ziegler übersieht, ausgeschlossen. Ebenso widerspräche es Philem. 16 f. Wir haben es, falls „in der Knechtschaft" (τῇ δουλείᾳ) zu ergänzen ist, mit einer den Verhältnissen der Adressaten angepaßten Pastoralvorschrift zu tun, die nur diese im Auge hat. Mit Rücksicht auf die Gefahren, welche dem freigelassenen, aber mittellosen Sklaven damals drohten, mahnt Paulus, im Dienstverhältnis auszuharren. Siehe dazu Steinmann, Sklavenlos und alte Kirche (1910).

näres, die bestehenden Verhältnisse ohne Ausgleich der Rechte und ohne sichern Erfolg der Besserung umstürzendes Unternehmen gewesen. Gewalt hätte gegen Gewalt sich auflehnen müssen. Der Erfolg wäre unter freier Waltung der menschlichen Neigungen und Kräfte eine Reaktion der Gewalthaber gewesen, um so eher, je weniger der durch revolutionäres Vorgehen errungenen rechtlichen Freiheit die reale, auf solider ökonomischer Grundlage basierte Freiheit entsprochen hätte. „Das Christentum mußte zuerst durch seine Lehren und Wahrheiten eine andere geistige Grundlage schaffen, ehe zur tatsächlichen Beseitigung der Sklaverei geschritten werden konnte und durfte. Die christlichen Ideen mußten erst einen geistigen Umschwung vorbereiten, um die Mittel zu einer Neugestaltung der Gesellschaft zu gewinnen."[1] Es war deshalb nur ein höchst planvolles, vom Geiste tiefster Weisheit eingegebenes Vorgehen, daß Christus, ohne die aktuell bestehende Sklaverei anzutasten, die Saatkörner erhabener Sittlichkeit ausstreute, welche rasch aufwuchsen zu starken Bäumen, so daß unter ihrem Schatten jene die Sklaverei begünstigenden Ranken sittlicher Anschauung verkümmern und absterben mußten[2]. Mag die Sklaverei, soweit sie das Recht auf die Arbeit fremder Personen ohne weitere, die Unterhaltungskosten übersteigende Entlohnung bedeutet, im natürlichen Rechtsbewußtsein des Menschen Verteidigungsgründe finden können[3], das Evangelium strebt als Erlösungslehre über diese durch die Sünde bewirkte Konsequenz der natürlichen Verhältnisse[4] hinaus, nicht im Widerspruch zur Natur, sondern in entsprechender Fortspinnung ihrer natürlichen edlen Anlagen. Das Übernatürliche ist der oberste bestimmende Faktor für die menschlichen Verhältnisse geworden. Allen Menschen stellt das Evangelium das rein übernatürliche Ziel der Vereinigung mit Gott vor Augen. Alle Menschen sind mit der Würde eines Bruders des Sohnes Gottes bekleidet.

---

[1] Ratzinger, Volkswirtschaft 136 bzw. 163.

[2] Vgl. Keppler, Die Sklavenfrage im Neuen Testamente 233 f.

[3] S. Thom., S. th. 1, 2, q. 94, 5, 3; 2, 2, q. 57, 3, 2. Lehmkuhl, Theologia moralis I (Freiburg 1890) n. 760, 2.

[4] S. Thom., S. th. 1, 2, q. 94, 5, 3. Vgl. auch Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung 34. Lange, Die Arbeiterfrage (Winterthur 1894) 61 ff.

Aller Seelen tragen das natürliche Ebenbild Gottes in erneuter, übernatürlicher Verklärung. Alle sollen diese Würde in Freiheit bewahren, in Freiheit sollen sie ihrem Ziele zustreben. Diese Berufung wird das Prinzip der gegenseitigen Schätzung, des gegenseitigen tätigen Benehmens unter den Menschen. Und kein sittlicher Dualismus soll das natürliche und übernatürliche Tatleben auseinanderreißen. Das übernatürliche baut sich auf dem natürlichen auf. Eine durchdringende Harmonie verbindet beide zum höheren Ganzen. Auf diesem Boden ist für den Geist, der die Sklaverei geschaffen und gehütet hat, kein Raum mehr. Wer aber den Geist der Sklaverei aus den Herzen verscheuchte, der hat auch die Sklavenketten gebrochen, auch wenn er die Verbindung der Sklaven mit dem Herrn nicht ganz aufhob, sondern durch das milde Band des Gehorsams, der Liebe und Fürsorge ersetzte. Bei alledem ist nicht zu übersehen, daß der Apostel Paulus im Briefe an Philemon bezüglich der Behandlung des Sklaven Onesimus die Worte schrieb: „Obschon ich große Zuversicht habe in Christus Jesus, dir zu gebieten, was sich gehört" usw.

Die Briefe der Apostel handeln über die Sklavenfrage so ausführlich und eingehend, daß über ihre Grundanschauung und praktische Maßnahme kein Zweifel herrschen kann. Diese sind aber reine Reflexe christlicher Grundideen und die notwendigen Konsequenzen aus Lehre und Beispiel des Herrn. Trotz augenblicklicher Anpassung an die sozialen Verhältnisse[1] (1 Petri 2, 18 f. 1 Kor. 7, 20—24) führten sie (gegen Weiß[2] und Salter[3]) zur prinzipiellen und tatsächlichen Aufhebung der Sklaverei, zunächst durch Aufhebung derselben auf dem ureigensten Gebiete der Kirche (Kol. 3, 11. Gal. 3, 27), der sie in der christlichen Familie folgte (Brief an Philem. Kol. 4, 1. Eph. 6, 9), unter gleichzeitiger sittlicher Hebung der Sklaven.

Die Geschichte der christlichen Kirche und Kultur zeigt, mit welcher Herrschergewalt der Ruf des Evangeliums nach Freiheit in den Herzen der Christen widerhallte. Eine bestimmte Vorsicht hat die Kirche in ihren Anfängen beobachtet, um nicht von den Sklaven

[1] Vgl. Keppler a. a. O. 235 ff.
[2] Lehrbuch der biblischen Theologie[5] 382.
[3] Die Religion der Moral 166.

mißbraucht zu werden und dadurch ihrer religiösen Aufgabe Hemmnisse zu bereiten. Ihre religiöse Aufgabe mußte naturgemäß das erste bleiben. Dieser Vorsicht entsprang das Verhalten, welches sich in den Regeln ausspricht[1]: „Tritt jemand herzu, das Wort zu hören, so soll er auch gefragt werden, ob er Sklave sei oder frei; ob er Sklave eines gläubigen Herrn sei, und ob sein Herr ihm das Hören des Wortes gestatte. Wenn aber der Herr nicht gläubig ist und es ihm nicht gestattet, soll er erst bitten, daß es ihm gestattet werde. Wenn aber der Herr der Wahrheit gemäß erklärt, der Sklave wolle Christ werden aus Haß gegen seinen Herrn, so soll ein solcher Sklave abgewiesen werden. Kann jedoch der Haß des Sklaven gegen den Herrn gar nicht bewiesen werden, und der Sklave will Christ werden, so soll man ihn zum Hören zulassen. — Ein Sklave, zu dessen Gunsten der christliche Herr kein Zeugnis abgibt, soll abgewiesen werden." Wo jedoch solche Vorsicht nicht nötig war, da hat das Evangelium in der Kirche den Geist der Freiheit vorbereitet und für ihre Verwirklichung sich eingesetzt. Zuerst sandte es als Boten und Bringer der Freiheit die Liebe aus, die mit süßer Gewalt ihr die Herzen gewann. „Knechte und Mägde oder Kinder", bezeugt die Geschichte, „soweit einzelne von ihnen solche haben, bereden sie [die Gläubigen], Christen zu werden, aus Liebe gegen dieselben. Sind sie's geworden, so nennen sie dieselben Brüder ohne Unterschied." „Hören sie aber, daß einer aus ihnen gefangen oder bedrückt ist ob des Namens ihres Messias, so sorgen alle um das ihm Nötige, und kann er befreit werden, so befreien sie ihn."[2] Nach-

---

[1] Rahmani Ephraim Testamentum D. N. I. Chr. (Mainz 1899) 113.

[2] Aristides, Apologie Kap. 15. Siehe Theologische Quartalschrift (Tübingen 1892) 553 f. Zahlreiche patristische Belege siehe außerdem bei Ratzinger, Volkswirtschaft 137 f. u. a. O.; auch bei Röttscher, Die Aufhebung der Sklaverei durch das Christentum im ost- und weströmischen Reiche (Frankfurt und Luzern 1887) 315 ff. Weitere Literatur bei Kraus, Kirchengeschichte § 47, 6 u. a. O., und Real-Enzyklopädie: Das christliche Altertum und die Sklaverei. Die sklavereifeindliche Tendenz der Kirche bestreiten Overbeck (Studien zur Geschichte der alten Kirche I [Chemnitz 1875] 164 f.), Uhlhorn (Real-Enzyklopädie[3], Art. „Sklaverei"). Dagegen siehe Hettinger, Apologie des Christentums[9] II 3 379 ff. die Beispiele der kirchlichen Tätigkeit für die

dem die Liebe ihren Garten bebaut, sandte es auch das schwer gewappnete Recht zum Hort der Freiheit aus. Christus überließ es den folgenden Zeiten, unter seiner höheren Leitung die ökonomischen Verhältnisse des Menschengeschlechtes in natürlicher Entwicklung in jene Zustände abzuführen, welche den Ideen des Evangeliums entsprachen. Dieses aber hatte innerlich mit der Sklaverei gebrochen. Sie war zum Erlöschen verurteilt und mußte in dem Maße aus der christlichen Welt schwinden, als der Gedanke des Evangeliums über Sinnen und Handeln der Menschen die Herrschaft gewann. „Was ihr einem dieser geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ [1], hatte Jesus gesprochen. Nun mußte der Arm sinken, der zuvor sich erhoben, um den Sklaven, diesen ärmsten der Menschen, zu peitschen. Die Gier, welche zuvor aus den Leiden und Mühen der Sklaven die Mittel des Wohllebens erhastet hatte, verbarg sich beschämt und floh. Wer der Leiden des Erlösers gedachte und in Liebe und Reue zum Dienste des leidenden Erlösers sich getrieben fühlte, wußte, daß er im Sklaven das Medium fand, durch Wohltun den Herrn zu erfreuen. Gerechtigkeit gegen die Sklaven war zur Gerechtigkeit gegen Christus geworden. Dieser Geist der Barmherzigkeit und Nächstenliebe mußte im gleichen Maße zur Besserstellung der arbeitenden Volksklasse drängen, wie jene tieferen Wahrheiten es verboten, den Mitmenschen zu knechten.

Mit der Erhebung des Sklaven zur Höhe des freien Menschen wurde die Arbeit zur freien Tat, die Recht brachte.

Duldete also Christus stillschweigend, daß das zu seiner Zeit bestehende Institut der Sklaverei einem großen Teil der Arbeiter den verdienten Lohn vorenthielt, so war das keine prinzipielle Beschränkung seines Ausspruches, daß der Arbeiter seines Lohnes wert

---

Befreiung der Sklaven, welche ohne das von den wirtschaftlichen Verhältnissen allerdings gehemmte, auf Überwindung der Skaverei gehende Bestreben der Kirche nicht verständlich sind. Allerdings wollte die Kirche zur Freiheit durch Freiheit (s. Philem. 14) führen. Die errungene Freiheit stand unter dem Schutze des Rechtszwanges. Kiefl, Die Theorien des mod. Sozialismus über den Ursprung des Christentums (Kempten 1915) 186 ff.

[1] Matth. 25, 40.

ist, etwa auf die freien Arbeiter. Keinerlei positive Erklärung, wie sie gegenüber der entschiedenen Aussprache des Lohngesetzes der Gerechtigkeit notwendig wäre, berechtigt, das Verhalten Jesu gegen die bestehende Sklaverei als Anerkennung derselben zu deuten. Sie war bloß eine Konzession an die Zeitverhältnisse, die nur gemacht wurde, um den Sieg des Gesetzes der Liebe und der Gerechtigkeit in der Arbeit anzubahnen und im Rahmen der geschichtlichen Entwicklung zu sichern; die gemacht werden konnte, weil das Institut der Sklaverei bei den Israeliten, dem Jesus direkt gegenüberstand, nicht jene harten und unwürdigen Formen angenommen hatte, welche das Heidentum schändeten.

Stimmen wir daher ruhig den Worten bei: „Ohne Eigentum ermattet die Arbeit, weil der Arbeiter nicht mehr auf den Ertrag seines Fleißes rechnen darf. Je mehr der Arbeiter fühlt, daß er seinen Schweiß nicht für Fremde vergießen müsse, desto mehr Beharrlichkeit und Kraft wendet er seinem Unternehmen zu. (Das ist auch der Grund, warum bei Arbeitern auf Stücklohn mehr geleistet wird als bei Arbeit auf Tagelohn.) Man benehme der Mehrzahl der Menschen die Aussicht, unter dem Schutze eines unverletzbaren Eigentumsrechtes durch redliche Strebsamkeit das Leben gegen die Wechselfälle der Zukunft schützen zu können, man mache es uns unmöglich, noch über das Grab hinaus für diejenigen, deren Wohl uns mehr als das eigene am Herzen liegt, durch unsere Hände eine feste Existenz zu begründen, und es wird sich zeigen, daß die Arbeit ihr Augenmerk alsbald nur mehr auf den gegenwärtigen Augenblick richtet, über kurz oder lang erschlafft und zuletzt gänzlich erlöscht. Es ist ein großer Irrtum, wenn manche glauben, der immer neue Stachel des momentanen Bedürfnisses könne die Menschen dazu vermögen, die Mühsal einer ausdauernden Arbeit auf sich zu nehmen. Wenn die Armut einmal einen gewissen Grad erreicht hat, so ist sie nicht mehr der Sporn zur Arbeit, sondern der Tod derselben."[1] Die Beförderung der Arbeit durch Christus wird durch die betonten psychologischen Gesetze nicht im mindesten in Frage gestellt. Er hat

---

[1] Périn, Über den Reichtum in der christl. Gesellschaft I 272 f.

mit Nachdruck das Recht der Arbeit auf Lohn vertreten; er hat dadurch zur Arbeit um des Erwerbes willen aufgemuntert, indem er über die verachteten Lohnarbeiter die Sonne seines beifälligen Wohlwollens aufgehen ließ. Gründlich und vollkommen spiegelten sich im Geiste Christi die Gesetze des Arbeitsgedeihens. Nicht nur durch die Heiligkeit seines Beispiels wollte er die Arbeit ehren. Er wollte nicht nur durch religiöse Gründe zu ihr verpflichten. Das Aufblühen der Religion findet an den kulturellen Segnungen eines Volkes einen dankbaren Schutz. Deshalb sollen und dürfen im Christentum die materiellen Bedingungen des kulturellen Fortschrittes nicht vernachlässigt werden. Je mehr wir unser katholisches Christentum lieben, desto mehr müssen wir dafür Sorge tragen, daß es nicht nur seinen religiösen Einfluß auf die Kultur in segensreicher Weise äußere, sondern müssen Anteil nehmen an der Entfaltung auch der rein irdischen und materiellen Kräfte zur Pflege der Zivilisation. Christus ist uns darin als Beispiel vorangegangen, indem er den rein irdischen Bedingungen fortschrittlichen Arbeitslebens zum Rechte verhalf, indem er den Erwerb durch Arbeit wieder zu Ehren erhob, dadurch der Freiheit der Arbeit Bahn brach und die reichen Arbeitskräfte der freien Armen in segensreichster Weise in den Dienst der Kultur zurückrief. Wenn wir das Lob der freien Arbeit in ihrem Segen für den Fortschritt der Kultur dankbar aussprechen, in Christus müssen wir den Regenerator der in Verachtung gesunkenen freien Arbeit preisen.

e) Das Evangelium und die sozialen Voraussetzungen der Arbeit.

Die Entwicklung der menschlichen Lebensverhältnisse, die ohne die Führung der göttlichen Offenbarung zum Ablauf gekommen war, hatte die Arbeit in Mißachtung und Knechtschaft gestürzt, weil sie mit einer Minderung der persönlichen Freiheit und Bildung, einer Minderung der sozialen Stellung und des sittlichen Charakters und Wertes, auch mit einer Minderung des Lebensgenusses und der Möglichkeit höherer Erfolge verbunden schien.

Da diese Erfahrung der heidnischen Welt das allermeiste zur Herabwürdigung der Arbeit beitrug, kann von einer vollkommenen

Zurückführung der Arbeit zu der ihr schuldigen sittlichen Wertschätzung erst dort die Rede sein, wo diese Erfahrungen überwunden sind oder ihre Quelle verstopft ist.

Es entsteht demgemäß die Frage: Was haben Christus und sein Evangelium getan, um diese arbeitsfeindlichen Erfahrungen abzuwehren und ihre schon gegebenen Wirkungen zu beseitigen?

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, daß diese Leistung nicht allzu hoch einzuschätzen sei, wie denn überhaupt die Natur der Arbeit einer tiefgreifenden Änderung dieser Lage widerstreite. Abhängigkeit und Zwang scheinen mit jeder tiefergreifenden und durch Organisation zu großen Erfolgen berufenen systematischen Arbeit verbunden zu sein. Auch heute scheint der Arbeiter an persönlichem Bildungswert die höheren Stufen in der Regel nicht erreichen zu können. Ebensowenig erhebt ihn die Entlohnung, welche die Arbeit gewöhnlich erfahren kann, über die unteren Stufen der sozialen Stellung hinaus.

Schaut man jedoch schärfer zu, so kann man nicht verkennen, daß trotz vieler Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung in unserem Arbeitsleben mit dem der heidnischen Vorzeit das erstere innerlich aufs tiefste von letzterem unterschieden ist. Der Unterschied ist so sicher, daß bei Schilderung des heidnischen Arbeitslebens der christliche Arbeiter ohne weiteres sich vom heidnischen verschieden dünken und das Herabsteigen in die Lage des letzteren als einen großen Verlust, als eine grundstürzende Änderung seiner Verhältnisse ansehen wird.

Unsere Anschauungen von den sozialen Verhältnissen sind vielfach ganz andere geworden, als die der heidnischen Vorzeit waren, und mit der Änderung der Anschauungen haben sich auch die Wertschätzungen und mit ihnen die menschlichen Beziehungen zwischen den sozialen Ständen und Klassen geändert, gehoben und veredelt. Was das für das Leben heißen will, versteht jeder, der ermessen hat, was für eine große Summe von Glück und Unglück, Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Freudigkeit und Verdrossenheit, Lebensmut und dumpfen Druckes sich aus den Wertschätzungen und den daraus entstehenden wirklichen oder auch nur möglichen Beziehungen in der Gesellschaft ergeben. Auch unsere Gesellschaft kennt den Armen, den Kleinen, den von Müh' und Not Gedrückten. Aber sie alle schätzen

sich als Menschen nicht geringer ein, als der Reiche, der Große und Sorgenfreie es zu tun berechtigt ist. Sie bewegen sich auf dem Boden desselben Menschenrechts miteinander und sehen die wesentlichen Werte des Lebens nicht in den mehr oder minder günstig verteilten materiellen Besitztümern, sondern in höheren, geistig-idealen Gütern. Nicht selten kann es beobachtet werden, daß der Arme und Kleine an idealem Sinne reicher ist und sich edler finden kann und findet als der Reiche und Große, der von seinen materiellen Gütern und den ihn von dorther reizenden Genüssen mehr besessen ist, als er sie besitzt. Unter diesen Umständen wird die Lage der Armut und geschäftlichen Abhängigkeit um so leichter als eine augenblickliche, zufällige, das innere Wesen des Lebens nicht ändernde hingenommen, als die äußeren Verhältnisse einen Fluß und Wechsel zeigen, der die Vertreter aller Schichten durcheinanderführt, was heute oben war, morgen unten zeigt, und was unten ist, zur mutigen Hoffnung auf den Aufstieg nach oben ladet. In den Stürmen und Kämpfen, welche die Umwälzungen herbeiführen und ihre kräftigste Wucht den höheren Lagen zu fühlen geben, erscheint dann leicht die bescheidene Lage des Kleinen in seinem ruhigen Glück, seiner menschlichen Würde annehmlicher als die aufregenden Spannungen der Verhältnisse des Großen.

Wie ist die Änderung der sozialen Anschauungen in die Welt gekommen? Wer war jener, welcher in jedem Menschenkind auf Erden ein Gotteskind achten lehrte? Wer war es, der alle lehrte aufzuschauen zum einen Himmel eines ewigen Gottes und zu ihm zu beten: Vater unser? Nennst du ihn Jesus Christus und siehst du sein Evangelium als die Botschaft an, die diese Lehre von der Würde des Gotteskindes in jedem Menschen durch die Welt getragen hat und die Reichen und die Armen sich als Kinder des einen Vaters im Himmel und vor dieser höchsten Instanz sich gegenseitig als Brüder zu betrachten gelehrt hat, dann hast du auch Christus als den Schöpfer der neuen sozialen Anschauung bekannt[1].

[1] Vgl. zum geschichtlichen Nachweis, wie diese Ideen die christlichen Theologen über die Auffassung der heidnischen Wissenschaft hinausgeführt haben, Kostanecki, Arbeit und Armut 18 ff.

Ihm verdankt es die Menschheit, wenn alle auf dem Boden eines Menschenrechtes sich bewegen und in glücklicher Geistesstimmung den Hauptwert des Lebens im geistigen Gut der Gotteskindschaft und all den großen Hoffnungen, die dieses Wort umschließt, finden.

Durch diese Lehre war der Bann der Verachtung gebrochen, den eine einseitige Wertschätzung der materiellen irdischen Güter und der mit ihnen möglichen Vornehmheit der Lebensführung und Reichlichkeit des Lebensgenusses über jene gebracht hatte, die ohne Reichtum in Mühe und Arbeit lebten und sich die Abhängigkeit des Armen gefallen lassen mußten. Wo der Gedanke von der Gotteskindschaft aller Menschen siegreich geworden war, mußte jeder in seiner Gotteskindschaft auch sein Bestes finden. Er konnte nun auch den Armen und geschäftlich Abhängigen nicht mehr geringschätzen, da er dasselbe hohe Gut sein eigen nannte. Das sittliche Ringen nach der Vollkommenheit des Gotteskindes, zur Hauptaufgabe des Lebens geworden, ersparte dem Reichen die Demütigungen seiner Selbsterkenntnis sowenig als dem Armen und verstopfte fast die Quelle der Selbstüberhebung. Der Sinn des Lebens war nun nicht mehr das irdische Leben selbst mit seinen Genüssen, und nicht das materiell genußreichste irdische Leben war das vornehmste Leben. Der Adel des Leidens um der Vollkommenheit des höheren Lebens willen ließ die Arbeit des Armen im Gotteskinde in einem ganz andern Licht sehen als zuvor.

Der Gedanke von der Gotteskindschaft aller Menschen blieb keineswegs ein bloß spekulativer Gedanke, der auf die Praxis des Lebens den Einfluß vermissen lassen konnte. Ist es überhaupt die Eigenart der Lehre Jesu, daß seine Worte „Geist und Leben" sind, so hatte hier der Herr für die Belebung des Gedankens durch das Gebot gesorgt, das ihm zur Seite ging, das Gebot der allgemeinen Nächstenliebe.

Dieses Gebot war die Kehrseite der Lehre von der allgemeinen Gotteskindeswürde des Menschen, die notwendige Begleitung derselben. Es wendet sich an alle Menschen ohne Ausnahme und unter allen Umständen. Daher ist es wie das unbedingt verpflichtende Gebot der Gottesliebe einfach eingeleitet durch das entschiedene: Du

sollst! Der Arme und der Reiche, der junge Mensch wie der Greis, der Fremde wie der Einheimische, der Gerechte wie der Sünder, der Heilige wie der Büßer, Freund und Feind sind durch diese Anrede gleichermaßen zur Beobachtung verpflichtet. Wer die Tragweite dieses Gebotes für das soziale Leben erkennen will, darf diese Allgemeinheit, die ausnahmslos ist, nicht außer acht lassen. Alle in allen Lagen sind durch es zusammen verbunden zu einem gleichmäßigen gegenseitigen Verhalten. Das ganze Leben soll von diesem beherrscht werden. Keiner soll je glauben, er bedürfe der Erfüllung dieses Gebotes durch die andern nicht, keiner soll je meinen, die Mitwelt habe kein Interesse an der Erfüllung des Gebotes durch ihn. Der höchste Wille hat eine unverbrüchliche Solidarität hergestellt. Wer aus ihr heraustritt, durchbricht auch damit die heiligsten Lebensbeziehungen zum Höchsten.

Der Inhalt des Gebotes ist durch drei Punkte charakterisiert. Es fordert Liebe, und zwar zum Nächsten als solchem und nach dem Maß der Selbstliebe. Liebe, nicht bloß frostige Achtung, nicht bloß herablassende Hilfe, nicht bloß bevormundende Zurechtweisung und rechthaberische Führung. Liebe heißt doch Anerkennung des Guten, Freude am Guten, Teilnahme um des Guten willen, Schätzung desselben, Willenseinigung mit demselben, bewußte und gewollte Gemeinsamkeit mit ihm. Liebe ist dort, wo man das Gute im andern so als sein Gut erkennt, daß man das eigene Gute zu verlieren fürchtete, wenn man am Gute des andern nicht Anteil hätte. Das allgemeine Gebot der Liebe befiehlt jedem Menschen, an das Gute im Mitmenschen zu glauben, das Gott ihm ins Herz gelegt hat, an diesem Guten sich neidlos zu freuen und es anzuerkennen, bereit zu sein, mit ihm im Dienste des Guten zusammenzuwirken und sich der Gemeinsamkeit der Aufgabe und Würde mit dem Mitmenschen bewußt zu bleiben; es gebietet, festzuhalten, daß man das Gute in sich nicht bewahren könnte ohne aufrichtige Liebe zum Mitmenschen um des Guten willen, das ihm Gott gegeben hat.

So die Liebe befehlen bedeutet wahrhaftig einen engen Zusammenschluß der Menschen durch ein Band der Wertschätzung, das mit sklavischer Unterdrückung des Nebenmenschen und Verkennung seiner

Menschenrechte unvereinbar ist. Ein Gebot von solcher Eindringlichkeit wird nicht leicht allerorts und jederzeit seine volle Erfüllung finden. Wenn es schon in seiner teilweisen und annähernden Erfüllung die sozialen Anschauungen und Verhältnisse umgestaltet hat, so erkennt man nur um so klarer, wie hoch das Gebot der Nächstenliebe für die Läuterung der sozialen Beziehungen der Menschheit im Sinne der Hebung und Achtung zuvor mißachteter Klassen und Berufe zu bewerten ist.

Als Gegenstand dieser Liebe ist der Nächste bezeichnet. Wer ist darunter zu verstehen? Man antwortet gerne: jeder Mensch oder alle Menschen. Diese Antwort ist nicht unrichtig, aber sie übersieht die praktische Weisheit des Erlösers in der Formulierung des Gebotes. Die Liebe zu allen Menschen bleibt leicht ein bloßer Gedanke und bloße Velleität, und mancher macht sich verdient um fremdes Elend in weiter Ferne, aber seine Lebensgenossen und Nachbarn erfahren wenig von der Nächstenliebe seines Herzens. Die Nächstenliebe darf auch nicht auf das Elend warten, sie ist noch edler in der Freude am fremden Glück. Es ist ein blendender Gedanke, wenn man die Nächstenliebe zur Fernstenliebe macht. Dem Wort des Heilandes in seiner praktischen Weisheit wird man aber erst gerecht, wenn man mit der F e r n s t e n liebe recht innige praktische Nächstenliebe verbindet, d. h. auch den liebt, der wirklich und praktisch unser Nächster ist, den Hausgenossen, den Arbeitsgenossen, den Nachbarn, den Berufsgenossen, den Mitbürger. Dieser Teil der Nächstenliebe wird nicht minder wichtig, weil er der schwerste ist. Paulus hat, von dieser Idee geleitet, den Ausspruch getan: „Lasset uns Gutes tun allen, vorzüglich aber den Glaubensgenossen.“ [1] Auch jenes Wort gehört in gewissem Maße hierher: „Wer seinem eigenen Hause nicht vorzustehen weiß, wie wird er für die Kirche Gottes Sorge tragen?“ [2]

Ist nun der, der für dich arbeitet und mit dir arbeitet, ohne Zweifel dein Nächster im vorzüglichen Sinne, dann wird der Geist der Nächstenliebe auch die Motive abwehren und entkräften, die sonst

---

[1] Gal. 6, 10. [2] 1 Tim. 3, 5.

den Arbeitenden in Geringschätzung und Verachtung stürzten. Seine Abhängigkeit ist kein Grund mehr zur Mißachtung, sondern ein Erweis der Gemeinsamkeit; seine persönliche Minderung ist kein Grund, die soziale Kluft zu weiten, sondern eine Aufforderung, den Mitmenschen zu heben, und eine Anklage gegen jene, die sich dieser Forderung entziehen. Wirtschaftliche Freiheit, gestützt auf Sklavenarbeit unter Ausbeutung und Unterdrückung des Nächsten, hört auf, Ehre zu sein, und verliert den Anspruch, auf den abhängigen Arbeiter mit Geringschätzung herabzusehen.

Das Maß der Nächstenliebe ist ja die Selbstliebe. Der Maßstab ist im Geiste der Wahrheit anzuwenden. Das Gute am Nebenmenschen hat man mit der Sorgfalt zu erkennen, mit der man wünscht, das eigene Gute nicht verkannt zu sehen. Man soll dem Nächsten in Wohlwollen das Gute wünschen, gönnen und, wo man es kann, bereiten, das man in seiner Lage für sich selbst vernünftigermaßen beanspruchen würde. Kein Vornehmer, der sich in die Lage des Arbeiters versetzt denkt, wird wünschen, als Sklave behandelt zu werden, er wird nicht geneigt sein, seine Menschenwürde in diesem Falle mißachten zu lassen, und es nicht dulden wollen, daß seine Rechte als Mensch durchbrochen und die Forderungen der Gerechtigkeit ihm gegenüber außer Geltung gesetzt werden. Vielmehr wird er Milde, Schonung, Achtung, Recht und Billigkeit fordern. In all dem schreibt er sich selbst vor, wie er dem Nächsten im Arbeiter zu begegnen hat.

Denken wir uns, daß derjenige, der das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen sucht, zugleich in jedem Menschen das Gotteskind sieht, dann erkennen wir, daß dieses Gebot die sozialen Anschauungen mit gewaltiger Kraft umzugestalten berufen war und aus neuen Anschauungen auch neue Verhältnisse mit Sicherheit hervorrief.

Es war ja nicht das Gebot eines Philosophen, eines Menschen unter Menschen. Es trat auf mit der Macht eines Gebotes Gottes, weil es vom Sohne Gottes verkündigt und als Hauptgebot neben dem Gebot der Gottesliebe aufgestellt war. Ein solches Gebot mußte Leben werden, wenn es auch, von Menschen durchgeführt, nicht überall sofort volles Leben wurde.

Für alle Zeiten wird das christliche Gebot der Nächstenliebe die Magna Charta sein, auf Grund deren das Recht des Arbeiters seine Stimme erhebt und Erfolge erringt. „Der eine Satz", sagt der gefeierte Rechtslehrer Jhering[1], „daß der Mensch als solcher Rechtssubjekt ist, ein Satz, zu dem das römische Recht sich praktisch niemals erhoben hat, wiegt für die Menschheit mehr als alle Triumphe der Industrie."

In der Forderung, den Mitmenschen zu lieben wie sich selbst, waren die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in das Denken und Wollen der Menschheit eingeführt worden, die für die Gesundung des Arbeitslebens nach den Verirrungen der Sklaverei ein durchgreifendes Heilmittel bildeten[2].

Die Sanktion fehlte nicht, welche den Gedanken in die Tat umzusetzen nötigte. Das Leben im christlichen Glauben ist der Kampfplatz zur Erlangung des himmlischen Lebens. Die Gebote beobachten heißt Jesus lieben, Gott dienen, zum Leben eingehen. Daher konnte das Gebot von der Nächstenliebe nicht dabei stehenbleiben, die sozialen Anschauungen umzugestalten, es drängte mit gleicher verheißungssicherer Gewalt dazu, daß auch die sozialen Verhältnisse selbst umgestaltet wurden. Was die Arbeit in Unehre gesetzt hatte, wurde in seiner nackten materiellen Gestaltung selbst Unehre, die Vergewaltigung des Mitmenschen zur Ersättigung des Eigennutzens mußte aufhören, vornehm und recht zu sein. Was insbesondere dem Gebot der Nächstenliebe zugunsten des arbeitenden Menschen im Christentum Nachdruck gab, war dabei die geistliche Gleichsetzung Christi mit dem Geringsten: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." Wenn dies Wort in gläubige Ohren erschallte, war es noch möglich, den Geringen wegen seiner Geringheit herabzusetzen, war es noch erlaubt, ihn zu mißachten, noch vornehm, von seiner unbezahlten Arbeit die Üppigkeit zu befriedigen? Das war eine Umwälzung der Anschauung von ganz durchgreifender Kraft und wieder eine Umwälzung der Anschauung, die auch eine Umwälzung der sozialen Verhältnisse herbeiführte. Nicht so, daß Arbeit und Armut aufhörten, aber doch so, daß

[1] Der Geist des röm. Rechtes I[3] § 9, S. 100.

[2] Hertzka, Die Gesetze der soz. Entwicklung 142 f.

die Armen und Arbeitenden nicht mehr minderen Rechtes und mit ihrem Talent und Geschick nicht mehr in minderer Hoffnung in der menschlichen Gesellschaft waren. Den Kern der Umwälzung in den sozialen Verhältnissen wird man vielleicht damit benennen können: Jesus stellte der Herrschaft des Geldes gleichberechtigt die Herrschaft des Geistes zur Seite.

Ein Weiteres, was die sozialen Verhältnisse umgestaltete, war die Wertung der Armut durch Christus. Er erklärte selbst, daß im Gottesreiche die Armut nicht aufhören werde. Aber er erlöste sie, indem er die Armut zu einem vornehmen, unentbehrlichen Amt in seinem Reiche berief. Sie sollte ein besonders heiliger Pfad seiner Nachfolge werden. In diesem Sinne sagte er zum „reichen Jüngling": „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen." Die Apostel können erklären: „Herr, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt." Die Auserwählung der Armut zu einem besonders wichtigen Dienst im Reiche Gottes gab ihr eine ganz andere Stellung in der menschlichen Gesellschaft, und wo die Arbeit als Broterwerb des Armen mißachtet worden war, mußte sie künftig Anteil an der Ehre nehmen, mit der der Herr die Armut umkleidete.

Gleichwohl trug diese Umwälzung in der Gesellschaft nicht die Früchte ungesunder Überhebung der dienenden Organe über die leitenden. Alle diese Segnungen erforderten auch in dem, der sie genießen wollte, jene sittliche Erhebung, die der Heiland gepredigt hatte, die dem Gotteskinde angemessen war und die der Ewigkeitshoffnung entsprach. Der Geringste war Jesus gleichgestellt, nicht nur um sich durch Jesus in seinen Menschenrechten geschützt zu sehen, sondern auch um Jesus selbst in sittlich-religiösem Wandel nachzufolgen und das Gebot der Nächstenliebe ebenso nach oben zu üben, wie er es sich gegenüber geübt sehen wollte.

4. Das Evangelium der Arbeit und die Briefe der Apostel.

Die göttliche Offenbarung muß ihrer Idee zufolge eine einheitliche sein. Das Alte und das Neue Testament, die einzelnen Bücher der beiden muß das gemeinsame Band der inneren Widerspruchslosigkeit,

der Gotteswahrheit umschließen. In der Arbeitslehre ist das Alte Testament mit dem Evangelium aufs engste verbunden. Wenden wir uns zur Arbeitslehre der apostolischen Predigt, besonders der Apostelbriefe, so geschieht es nicht nur, um aus diesen Blüten am Baume des Christentums die Art des Stammes genauer zu erkennen. Der Apologet hat das weitere Interesse, die Behauptung[1] zu entkräften, daß zwischen Paulus und dem Herrn ein Widerspruch hinsichtlich der Arbeitslehre sich bemerkbar mache. Was lehren diese Quellen des Evangeliums von der Arbeit?

Kennen auch die Apostel in ihren Briefen — von Johannes kann hier füglich abgesehen werden, weil seine Auffassung im Evangelium zum Ausdruck gelangt — den Herrn als Freund und Lehrer der Arbeit?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus dem allgemeinen Verhältnis, in welchem die in den Apostelbriefen vorgetragenen Lehren zum Evangelium Jesu Christi stehen, sowie aus ausdrücklicher Beziehung der apostolischen Arbeitslehre insbesondere zur Heilsbotschaft Christi.

Dieses Verhältnis ist das einer bewußten, das Ganze beherrschenden Abhängigkeit.

Die Briefe aller Apostel stehen im Dienste des Auftrages Christi: „Gehet hinaus in alle Welt, lehret alle Völker, lehret sie alles halten, was immer ich euch befohlen habe." Wiederholt gelangt dieses Bewußtsein zum Ausdruck. Ihm entspringen die Worte: „So halte uns jedermann für Diener und Ausspender der Geheimnisse Gottes."[2] Kraftvoll pflegt der hl. Paulus im Beginn seiner Briefe an die Berufung durch Christus zu erinnern und damit seine Worte in den Schatten der Autorität seines Meisters zu stellen. „Paulus, ein Diener Jesu Christi, berufener Apostel, auserwählt für das Evan-

---

[1] Siehe Lange, Geschichte des Materialismus II (Iserlohn 1875) 528. Vgl. Ziegler, Gesch. d. christl. Ethik 90.

[2] 1 Kor. 4, 1. [7] Vgl. hierzu Bugge, Das Christentum als Religion des Fortschritts. Zwei Abhandl.: 1. Das soziale Programm des Apostels Paulus; 2. Die Inspiration der Heiligen Schrift (norwegisch). Deutsch von O. v. Harling (Gießen 1900).

gelium Gottes", hebt der Römerbrief an, damit der Leser wisse, daß er es im Briefe mit der Wahrheit Christi zu tun hat. Denn eben als Apostel der Verkündigung des Evangeliums will der Heilige für einen Diener Christi gehalten werden [1]. Er hat seine Sendung „nicht von Menschen, noch durch einen Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott den Vater" [2] und gründet auf diese unmittelbar göttliche Erwählung seine Autorität als Lehrer des Glaubens und der Sitte. Seine Tätigkeit galt der Ausbreitung des Evangeliums Christi, zu dessen Teilnahme er die Adressaten seiner Briefe einlud [3], dessen Fortschritt in der Annahme der Herzen den Trost seiner Gefangenschaft bildete [4]. Das Vollmaß der Erkenntnis des Willens Jesu Christi in aller Weisheit und geistigem Verständnis ist der Gegenstand seines Lebens und Strebens für die Gläubigen [5]. Um dieses Zieles willen duldet er Schmach und Leiden [6]. Diese Berufung stärkt im Vertrauen auf Gott seinen Mut; sie legt ihm die peinlichste Sorgfalt auf: „denn unsere Ermahnung kommt nicht vom Irrtum, noch aus Unlauterkeit, noch mit List, sondern, wie wir von Gott bewährt erfunden wurden, daß uns das Evangelium anvertraut worden, so reden wir, nicht um Menschen zu gefallen, sondern Gott, der unsere Herzen prüfet." [7] Darum empfängt Timotheus die eindringliche Ermahnung, in Ephesus zu bleiben und einigen einzuschärfen, daß sie keine andere Lehre vorbringen [8]. Das ist Ziel und Grenze der Lehrtätigkeit, was „gut und wohlgefällig vor Gott unserem Heiland" [9]. Er soll mit Paulus mitarbeiten am Evangelium vermöge der Kraft Gottes [10]. Er selbst ist „Apostel Jesu Christi, gemäß des Glaubens der Auserwählten Gottes und der Erkenntnis der Wahrheit, welche der Gottseligkeit angemessen ist, zur Hoffnung des ewigen Lebens, welches Gott, der nicht lügt, vor ewigen Zeiten verheißen, aber geoffenbart hat zu seiner Zeit,

---

[1] Siehe A. Maier, Komm. über den Brief Pauli an die Römer 29 f.
[2] Gal. 1, 1. [3] Phil. 1, 5 7.
[4] Phil. 1, 12. [5] Kol. 1, 4 5 7 9.
[6] 1 Theff. 2, 2. [7] 1 Theff. 2, 3 4.
[8] 1 Tim. 1, 3. [9] 1 Tim. 2, 3.
[10] 2 Tim. 1, 8.

(nämlich) sein Wort durch die Verkündigung, welche mir [Paulus] anvertraut worden auf Befehl Gottes, unseres Erretters"[1].

Diese Erklärungen des Apostels berechtigen uns zum Schlusse, daß seine Lehre über die Arbeit dem Evangelium Jesu Christi entstammt und von seinem Geiste erfüllt ist. Man kann dies um so weniger bestreiten, als uns mehrere Stellen des Neuen Testamentes zu Gebote stehen, in welchen der Apostel sich für seine Arbeitslehre direkt auf Christus beruft. „Wir haben gehört", so schreibt er[2], „daß einige unter euch unruhig leben, nicht arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben. Solchen aber entbieten wir und beschwören sie im Herrn Jesus Christus, daß sie in der Stille arbeiten und ihr eigenes Brot essen." Wenn Paulus sich eines Gegensatzes dieser Forderung zur Lehre Christi bewußt gewesen wäre, hätte er diese Beschwörung der Angeredeten im Namen Jesu nicht anwenden können. Er wußte sich demgemäß in seiner Arbeitslehre im Einklang mit dem göttlichen Meister.

Gleiches bezeugen seine Abschiedsworte an die Gemeinde von Ephesus[3]. Denn als er dort die Gemeindeglieder an das Beispiel emsiger Arbeit erinnerte, welches er während seines Aufenthaltes in der Stadt gegeben hatte, berief er sich wiederum ausdrücklich auf die Lehre Christi: „In allem habe ich euch gezeigt, daß man so durch eigene Arbeit die Schwachen vor dem Fall bewahren und eingedenk sein müsse des Wortes des Herrn Jesu, der da sprach: Seliger ist geben als empfangen." Zuletzt wiederholt er, nicht ohne seine Stellung zur Arbeitslehre des Alten Testamentes derjenigen Christi gleichförmig zu gestalten, den Ausspruch des Herrn: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert."[4]

Auch die andern Apostel, welche in ihren Briefen von der Arbeit handeln, verleugnen jene Abhängigkeit von Christus nicht, welche uns ihre Arbeitslehre als eine nach den vorliegenden Bedürfnissen eingerichtete Fortspinnung des evangelischen Fadens schätzen läßt.

---

[1] Tit. 1, 1—4. [2] 2 Thess. 3, 11 f. [3] Apg. 20, 35. [4] 1 Tim. 5, 18.

Als Knecht Christi schreibt Jakobus [1] seinen Brief. Der Glaube an Jesus Christus ist das Formalprinzip, auf das er sich ausdrücklich stützt. Ebenso führt der hl. Petrus [2] seine Briefe ein und legt am Schlusse derselben seine Darlegungen zu den Füßen des Oberhirten Christus nieder, den er als Vorbild der Hirten und Lehrer aller darstellt. „Gnade und Frieden sei euch in Fülle in der Erkenntnis Gottes und Jesu Christi", lautet der Eingang des zweiten Briefes. Seinen Schluß bildet eine Berufung auf die Sendung durch Christus. Am feierlichsten betont Johannes die Gleichheit seiner Lehre mit der Lehre Christi [3]. Denn „jeder Geist, der Jesum aufhebt, ist nicht aus Gott" [4] — „Wer den Sohn hat, der hat das ewige Leben" [5], so daß seine Absicht darauf allein hinausgeht, durch die Kenntnis Christi zum ewigen Leben zu führen.

Wir müssen also, um das volle Arbeitsevangelium Christi zu vernehmen, auch die Briefe der Apostel und die Berichte über ihre

---

[1] 1, 1. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß auch Jakobus in Hinsicht auf sein apostolisches Amt, in dessen Verwaltung er gerade beim Briefschreiben beschäftigt war, die Selbstbezeichnung δοῦλος = Knecht gebraucht (Trenkle, Der Brief des hl. Jakobus [Freiburg 1894] 62). Dazu Jak. 2, 1: „Durch das beigefügte Fürwort (ἡμῶν) ist insbesondere das eigentümliche Verhältnis angedeutet, worin die erwähnte Persönlichkeit zum Briefschreiber und den Lesern steht.... Zwischen dem Inhalte desselben (des Glaubens an unsern Herrn 2c.) und dem äußeren Wirken oder Handeln der Gläubigen einen unversöhnlichen Widerspruch nachzuweisen, ist des Apostels Absicht" (Trenkle a. a. O. 155).

[2] 1 Petri 1, 1. „Apostel ist also dasselbe wie Gesandter Christi. Höre Klemens, der in den Rekognitionen (2. Buch) spricht: ... Als Apostel sind wir ausgesandt, die Worte dessen auszulegen, der uns gesandt hat. Wir sind nicht beauftragt, etwas Eigenes zu lehren, sondern die Wahrheit der Worte jenes zu erschließen" (Corn. a Lap., Comm. 20, 237). Es mag hierbei angemerkt sein, daß die Worte, in welche der Exeget seine Ansicht kleidet, nicht dem hl. Klemens zugehören, was aber nicht hindern kann, die berechtigte Deutung des Autors zu erkennen.

[3] 1 Joh. Kap. 1. Crampon bemerkt mit gutem Grunde zu Cornelius a Lap. an dieser Stelle: „Das Präsens ‚Wir verkündigen' bezieht sich nicht allein, wie Allioli richtig erinnert, auf diesen Brief, sondern entweder auf das ganze Predigtamt oder doch insbesondere auf die Lehre, die er im Evangelium dargelegt hatte" (Corn. a Lap. a. a. O. 20, 520).

[4] 1 Joh. 4, 3. [5] 1 Joh. 5, 12.

Tätigkeit in der Apostelgeschichte aufschlagen und ihre Lehre über die Ehre der Arbeit, die Arbeitspflicht, die religiöse Weihe der Arbeit und die materiellen Arbeitsfrüchte auf die Wagschale der kritischen Würdigung des wirtschaftlichen Standpunktes Christi legen. Es ist Jesu Lehre, was sie verkünden, auch wenn in den Evangelien die Keime apostolischen Predigtgehaltes kaum sichtbar sind, und der Leser muß sich der Verheißung erinnern, die Christus vor dem Kreuzestode seinen Jüngern aussprach: „Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren.“[1]

Am reichlichsten hatte der Völkerapostel Veranlassung, Worte des Heiligen Geistes über diesen Gegenstand in seinen Schriften niederzulegen, die er aufs eindringlichste mit dem Beispiele seiner Tat begleitete[2].

Bei einem Apostel, der sich und der Welt abgestorben war und sagen durfte: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“, und den religiöse Begeisterung zur Ekstase erhob, ist es in erhöhtem Maße beachtenswert, daß er mit aufgeschlossenem Auge das, was in der Welt edel war, sah und anerkannte, ja selbst eindringlich zur Nachahmung empfahl. Das ist sicherlich ein Gradmesser, wie wenig sie von Christus gelernt hatten, das Gute an der Welt und ihre Arbeit geringzuschätzen und ihre Schüler davon zurückzuhalten.

Begeistert hatte Paulus das Vorbild des Lebens in Christus geschaut, der Knechtsgestalt angenommen hatte, und er zögerte nicht, Christus, der sein Leben war, in Demut nachzuahmen und gleich ihm die Stellung des Knechtes zu suchen. So scheute er sich[3], als er nach

---

[1] Joh. 16, 12 f. Über die Beweiskraft dieser Stelle für die apostolische Tradition s. Schanz, Komm. über das Evang. des hl. Johannes (Tübingen 1835) 506. Über den Zusammenhang, den diese Worte zwischen den Apostelbriefen ꝛc. im Neuen Testament und den Worten Jesu selbst setzt, siehe Keil, Komm. über Johannes (Leipzig 1881) 494.

[2] Vgl. indes hierzu das abfällige Urteil bei v. Soden in Holtzmanns Neutestamentlicher Theologie und Holtzmanns eigene Ansicht.

[3] Felten bemerkt: „Wir brauchen uns nicht darüber zu wundern, daß ein Mann wie Paulus, der zu den Füßen des Gamaliel gesessen hatte, ein Handwerk trieb“ (Die Apostelgeschichte übersetzt und erklärt [Freiburg 1892]

Thessalonich kam, von jemand Brot umsonst zu essen, sondern er arbeitete mit Mühe und Beschwerde Tag und Nacht[1]. Der Weg führte ihn nach Korinth. Wiederum schaut das Volk den Apostel Christi, des Gottessohnes, das auserwählte Gefäß des Heiligen Geistes, an der Arbeitsstätte mit mühevollem Fleiße tätig. Mit Aquila und Priscilla verdiente er in der Ausübung des Zeltmachergewerbes[2] seinen Lebensunterhalt. Und als er von Ephesus Abschied nahm, konnte er wiederum erklären: „Silber, Gold oder Kleidung habe ich von keinem begehrt, wie ihr selbst wißt, denn was mir und denen, die bei mir sind, nötig war, haben diese Hände dargereicht. In allem habe ich euch gezeigt, daß man so durch eigene Arbeit die Schwachen vor dem Falle bewahren und eingedenk sein müsse des Wortes Jesu, der da sprach: Seliger ist geben als empfangen."[3] Durch dieses Beispiel lehrte der Apostel in Ländern, wo die Arbeit mißachtet und zum größten Teil zur Aufgabe der Sklaven herabgewürdigt war, die Arbeit ehren und achten. Für ihn selbst entsprang daraus die erhöhte Berechtigung, auf die Befolgung seines Beispieles zu dringen und zu mahnen: „Bestrebt euch, ein stilles Leben zu führen, euer eigen Geschäft zu betreiben, mit euern

---

341). Daß er ein Handwerk verstand, erklärt sich gewiß daraus. Der Arbeitseifer aber, den der Apostel mit so großer Selbstaufopferung an den Tag legte inmitten einer die Arbeit verachtenden Heidenwelt, will im Anschluß an 1 Tim. 5, 18 und Apg. 20, 35 aus dem Vorbild und der Lehre Christi erklärt sein.

[1] 1 Theſſ. 2, 9. Dadurch, daß der Apostel sich der körperlichen Arbeit unterzog, obgleich dieselbe als eine gewisse Entwürdigung galt (2 Kor. 11, 7. Phil. 4, 12) und von den Gegnern ihm zum Vorwurf gemacht werden konnte, bewahrte er sich seine Unabhängigkeit, gab er den Gläubigen ein Beispiel zur Nachahmung (2 Theſſ. 3, 8; vgl. Eph. 4, 28); seiner Uneigennützigkeit in Thessalonich aber lag wohl hauptsächlich die Absicht zugrunde, seinerseits der Annahme des Evangeliums kein Hindernis in den Weg zu legen (Röhm, Der erste Brief an die Thessalonicher 47 f.). 2 Theſſ. 3, 6.

[2] Zeltmacher, nicht Zelttuchmacher, wie Hug (Einl. II 328 f.) erklärt; s. Felten, Die Apostelgeschichte 340. Chrysostomus nennt Paulus einen Lederschneider, σκυτοτόμος (In 2 Tim. c. 2 hom. 4, 3 [Migne 62, 622]).

[3] Apg. 20, 33 ff. Die Schwachen sind die Armen, die zu unterstützen sind durch Arbeit. Vgl. Eph. 4, 28.

eigenen Händen zu arbeiten, wie wir es euch befohlen haben, ehrbar zu wandeln vor denen, die draußen sind, und von niemand etwas zu begehren."[1] Wäre sein Beispiel in Widerspruch zur Lehre Christi gestanden, wie Strauß will, dann hätte das arbeitsscheue Heidentum gegen dieses Beispiel an den Meister appellieren müssen, mit dessen Autorität Paulus sich deckte. In Korinth, Ephesus und Thessalonich war man in der Lage, sich unabhängig von Paulus über Lehre und Beispiel Jesu zu unterrichten. Deshalb ist es bedeutsam, daß ein Widerspruch gegen diese Arbeitslehre nicht zu verzeichnen ist. Das Bild des arbeitenden Sendboten des Evangeliums konnte nicht mehr aus dem Gedächtnis schwinden. Die Würde und Göttlichkeit der Religion, die er verkündigte, warf auf die Gestalt des arbeitsamen Missionärs ihre goldenen Strahlen; die Mühen seiner Hände erschienen im Lichte höherer Weihe. Hatte er ausdrücklich sein Arbeitsbeispiel aus dem Bestreben hergeleitet, die Gläubigen damit auf die Wege Christi zu führen, so will eben der wirksame Eindruck des Beispiels zeigen, daß die Gläubigen dasselbe im Einklang mit Jesu Lehre fanden.

Jene Vorfälle[2], welche den Völkerapostel veranlaßten, die Pflicht der Arbeit zu betonen, können gegen diese Folgerung nicht ins Feld geführt werden. In jenem Zeitalter lag es zu nahe, daß einzelne Heiden zum Christentum übertraten, ohne sofort die tief eingesessene Abneigung gegen die ernste Arbeit zu überwinden, als daß solche Vorkommnisse eben aus den Lehren des Christentums erklärt werden müßten. Eine solche Deutung[3] jener Begebenheiten ist auch deshalb unstatthaft, weil wir nirgends lesen, daß Paulus eine diesbezügliche falsche Auffassung der Lehre Christi zu berichtigen hatte; er hätte dies aber ausdrücklich tun müssen, weil im andern Falle seine Berufungen auf die Autorität Christi zur Begründung der Arbeitspflicht wirkungslos geblieben wären. Die Fälle von Arbeitsscheu einzelner Mitglieder der paulinischen Gemeinden können also durch-

[1] 1 Thess. 4, 11. [2] 1 Thess. 2, 9. 2 Thess. 3, 10 f.

[3] Die voraufgehende Ermahnung setzt den tatsächlichen Anfang schwerer Verirrungen in der Haltung der Gemeinden voraus (Schmidt, Der erste Thessalonicherbrief [Basel 1885] 56).

aus nicht als Beweis gelten, daß die Lehren Jesu über Armut, Mäßigkeit und Liebe ursprünglich im arbeitsfeindlichen Sinn verstanden worden seien und erst später eine arbeitsfreundliche Umdeutung erfahren haben.

Im Gegenteil bilden sie die dankenswerte Veranlassung, daß Paulus ebensowohl seine Übereinstimmung mit der Arbeitslehre Christi bekundete als auch insbesondere direkt die Arbeitspflicht im Christentum im Anschluß an die Autorität des Herrn befestigte[1], wie wir es im zweiten Thessalonicherbriefe im Zusammenhange mit der klassischen Stelle Pauli über die Arbeitspflicht lesen. Der Mensch soll arbeiten, weil die Arbeit eine Pflicht der Gerechtigkeit ist. Dem Recht, Güter zu verzehren, steht als Bedingung die Pflicht zur Seite, durch Arbeit Güter hervorzubringen, in dem Maße, in welchem die Kräfte es gestatten. In echt humaner Weise schreibt der Apostel: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Der Unglückliche, dem Krankheit den Gebrauch der Kräfte benommen, darf deshalb von der großen Tafel der Menschheit nicht ausgeschlossen werden[2], ebensowenig jener, dem ohne seine Schuld die Arbeitsgelegenheit versagt wird. Um das Recht auf den Konsum zu verlangen, genügt im Sinne des Christentums der wahre Wille, zu arbeiten, dem im Fähigen von selbst die Tat folgt.

Die Arbeit ist ferner eine Pflicht zur Wahrung der persönlichen Würde. Ruhig arbeitend soll man sein eigenes Brot essen[3]. Da-

---

[1] 2 Thess. 3, 11.

[2] Die Anschauung des Malthus, welche er in seinen Principles of population 1803 ausgesprochen, ist ein Abfall vom christlichen Gedanken: „Ein Mensch hat, wenn seine Familie ihn nicht ernähren noch die Gesellschaft seine Arbeitskraft gebrauchen kann, nicht das mindeste Recht, irgendeinen Teil der Nahrungsmittel zu fordern, und ist überflüssig auf Erden. An dem großen Gastmahle der Natur ist für ihn kein Kuvert gedeckt. Die Natur gebietet ihm, sich wieder zu entfernen, und säumt nicht, das Gebot selbst auszuführen." Siehe Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege (Freiburg 1868) 2. Indes muß angemerkt werden, daß Malthus diesen Satz in den späteren Auflagen seines Werkes gemildert hat. Siehe Pesch, Lohnvertrag und gerechter Lohn 373.

[3] Pesch a. a. O. Vgl. 1 Thess. 4, 11.

mit verbindet sich die Pflicht der Selbsterhaltung als Verpflichtung zur Arbeit. Sie ist auch eine Folgerung des Gesetzes der Nächstenliebe. Wenn der Wille zur Arbeit auch den Arbeitsunfähigen das Recht auf den Anteil an den irdischen Gütern wahrt, so soll der Arbeitsfähige von der Nächstenliebe getrieben über den persönlichen Bedarf hinaus Güter hervorbringen. Arbeitend soll man der Schwachen sich annehmen[1]. Die Nächstenliebe verpflichtet alle Menschen. Ein großer Teil der Menschen wird aber ohne Arbeit sich nicht imstande sehen, an der Übung der werktätigen Nächstenliebe sich zu beteiligen. Und doch liegt es im Geiste dieses Gebotes, daß ein jeder bis zu gewissem Grade es auch in dieser Richtung erfülle. Von hier aus mahnt der Apostel zur Arbeit, indem er schreibt: „Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen Gutes, damit er habe, um dem, der Mangel hat, mitzuteilen.“ [2] Das sind zugleich Worte dessen, der ein andermal geschrieben hat: „Geben ist seliger als nehmen.“ Man hört aus ihnen den Pädagogen. An der edlen Freude der Wohltätigkeit, gewonnen durch die Arbeit, soll jener, der so niedrig war, daß er sich am Eigentum anderer vergriff, die Kräftigung seiner im Christentum gewonnenen sittlichen Erneuerung erlangen. Die Arbeit ist in den Augen des Apostels nicht nur Pflicht und Vorteil, sie ist auch ein Tugendpfad, ein Weg zur Veredelung des menschlichen Charakters. Die Notwendigkeit der Arbeit gründet endlich im Einfluß derselben auf die sittliche Lebensführung. Sie beugt der Gefahr eines unordentlichen Wandels, der Verschwendung des Lebens in Verrichtung unnützer Dinge vor. Wer die Parabel vom verlorenen Sohn und die Ankündigung vom Gerichte u. a. mit diesen Vorschriften des hl. Paulus vergleicht, wird nun auch die materiale Einheit seiner Arbeitslehre mit derjenigen des Herrn nicht verkennen können. Die nachfolgenden Aussprüche des Apostels erweisen dieselbe Einheit der religiösen Würdigung der Arbeit. Jedesmal aber bietet der Apostel lichtvolle Erweiterungen der in den Evangelien vorliegenden Angaben und bestätigt jene Auslegung der Worte Jesu von seiner Nachfolge durch

---

[1] Apg. 20, 35. [2] Eph. 4, 28.

das Kreuztragen, von seiner Freundschaft zu den Mühseligen als Empfehlung und Gebot der Arbeit durch seine apostolische, dem Geiste des Herrn entsprungene Arbeitspredigt.

Lassen die Evangelien erschließen, daß die Arbeit ein Mittel zur Erlangung des übernatürlichen Verdienstes ist, so spricht Paulus diese Wahrheit direkt aus: „Ihr Knechte", schreibt er, „gehorchet in allem den leiblichen Herren, nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern mit Aufrichtigkeit des Herzens aus Furcht Gottes. Was ihr immer tut, das tuet von Herzen als wie dem Herrn und nicht den Menschen, denn ihr wisset ja, daß ihr vom Herrn den Lohn der Erbschaft erhalten werdet. Christo, dem Herrn, dient!"[1] Und ein anderes Mal fast gleichlautend, aber dennoch mit inhaltsvollen Abänderungen des Wortlautes: „Knechte, gehorchet den leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in der Einfalt eures Herzens, gleichwie Christo, nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes tun von Herzen, und mit gutem Willen dienen, gleichsam dem Herrn und nicht den Menschen, weil ihr wisset, daß jeder, was er Gutes tut, vom Herrn zurückempfängt, sei er Knecht oder Freier."[2] Die Arbeit ist ein Gottesdienst. Niemand sollen wir Anstoß geben, damit ... wir in allen Dingen uns als Gottes Diener erweisen, durch große Geduld in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhr, in Mühen, Nachtwachen, in Fasten. Jenseits der Erde blüht ihr ein Lohn. Das Urteil des wahren und gerechten Richters im Himmel schaut auf die Arbeit des Knechtes wie auf die Werke des Herrn. Ein gleiches Los vergilt beiden das Gute, welches sie auf Erden vollbracht haben.

Diese Hoffnung beseelte den Apostel selbst und hielt ihn aufrecht unter der immer wachsenden Last seiner Arbeiten. Hatte Christus befohlen, daß seine Jünger täglich ihr Kreuz auf sich nehmen und ihm also nachfolgen sollten, so erkannte Paulus eben in der Arbeit das Kreuz, dessen unermüdliches Tragen ihn täglich neu und inniger mit Christus verband[3]. In diesem Geiste vereinigte er mit der Ar-

[1] Kol. 3, 22 ff. [2] Eph. 6, 5 ff. [3] 2 Kor. 4, 16.

beitspredigt sein eigenes Beispiel und lehrte die Gläubigen im engen Anschluß an die Worte des Meisters durch Übernahme von Mühseligkeit und Lasten die Erquickung des Erlösers zu suchen.

Es war nur eine Konsequenz der sittlichen und religiösen Wertschätzung der Arbeit, wenn der Apostel auf dem erhabenen Standpunkt seiner Betrachtung den Unterschied des Knechtes vom Freien verwischte[1]. Alles und in allem ist Christus. In der Erlösung ist die Arbeit befreit, aber mit der Freiheit des im Glauben an Christus geläuterten Geistes. Die Unterordnung im Arbeitsleben hört nicht auf. Aber der Geist der Gerechtigkeit und der Liebe zersprengt ihren Zwang. Es gilt fortan: „Ihr Herren, tuet gegen sie dasselbe (was den Knechten in Christus anbefohlen wurde), lasset ab von Drohungen, denn ihr wisset, daß ihr Herr auch der eurige ist im Himmel, und daß bei ihm kein Ansehen der Person ist.“[2] Aus dieser geistigen, auf Gerechtigkeit, Liebe und Glauben gegründeten Freiheit des Berufslebens ersprießt frohe Arbeits- und Berufsfreude. Die physischen und wirtschaftlichen Unterschiede gleichen in den Wirkungen sich aus, so daß der Apostel mahnen kann: „Ein jeder bleibe in dem Berufe, in welchem er berufen ward. Bist du als Knecht berufen, so laß dich's nicht kümmern, aber wenn du frei werden kannst, so mache dir's um so mehr zunutze. Denn wer im Herrn berufen ward als Knecht, ist ein Freigelassener des Herrn, desgleichen wer als Freier berufen ward, ist ein Knecht Christi.“[3]

Dieser hohe Flug des religiösen Geistes hielt den Apostel nicht ab, das Recht des Arbeiters auf die materielle Arbeitsfrucht in inniger Harmonie mit der Lehre des Evangeliums zu beschützen. „Der arbeitende Ackersmann soll zuerst von seinen Früchten genießen.“[4] „Wer dient je auf eigene Kosten im Kriege? Wer pflanzt einen Weinberg und genießt nicht von seiner Frucht? Wer weidet eine Herde und nährt sich nicht von der Milch der Herde?“[5] Eben um das Recht des Arbeitslohnes zu schützen, schlägt er das Gesetz des Moses auf, das Christus zu erfüllen gekommen war, und be-

---

[1] Kol. 3, 11. [2] Eph. 6, 9 f. [3] 1 Kor. 7, 20 ff.
[4] 2 Tim. 2, 6. [5] 1 Kor. 9, 7.

merkt zu den angeführten Worten: „Rede ich dies (nur) nach Menschenweise? Oder sagt dies nicht auch das Gesetz? Denn es steht geschrieben im Gesetze Moses[1]: Du sollst dem Ochsen, der drischt, das Maul nicht verkörben. Sorget Gott für die Ochsen? Oder sagt er das nicht vielmehr unsertwegen? Ja, unsertwegen steht es geschrieben; denn in Hoffnung soll der Pflüger pflügen und der Drescher (arbeiten) in der Hoffnung, Früchte zu genießen."[2] So gerecht ist es, nach dem Maß der Arbeit Lohn zu erhalten, daß es von Gott heißt: „Ein jeder wird seinen Lohn gemäß seiner Arbeit empfangen."[3] Das Wort Christi ist auch seine Richtschnur: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert."[4] Das Recht des Arbeiters auf seinen Lohn spricht Paulus fast noch schärfer im Römerbrief aus, obwohl er an jener Stelle nicht direkt von der Arbeit handelt. Aber die bedeutsame Lehre von der Rechtfertigung durch Gnade auf Grund des Glaubens wäre schlecht gestützt, wenn Paulus den Hinweis auf das Lohnrechtverhältnis des Arbeiters, auf das er sich zur Erklärung stützt, nicht mit vollem Glauben an die Gerechtigkeit dieser Lohnordnung begleitet hätte. Dort sagt der Apostel: „Dem, der arbeitet, wird der Lohn nicht aus Gnade, sondern aus Schuldigkeit angerechnet."[5] Die Arbeit hat ein Recht auf Lohn; dadurch wirkt sie befreiend und wird Grundlage menschlicher Selbständigkeit. In Hinsicht auf den religiösen Wert des Berufslebens konnte Paulus zum geduldigen Verharren im zugewiesenen Stande mahnen. Das Recht auf die Arbeitsfrucht, welches erst bei der Freiheit der Arbeit zur vollen Geltung gelangt, empfing jedoch auch bei Paulus den Ausblick auf Freiheit infolge des christlichen Geistes.

Die Frage, ob nicht Paulus mit der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben den sittlichen Wert der Arbeit auf-

---

[1] „Der Apostel zeigt nun an einer Bibelstelle, um die Beweiskraft der voraufgehenden Argumente zu befestigen und zu erhöhen, daß die Belohnung der Arbeit jeglicher Art nicht bloß auf hergebrachter menschlicher Sitte und menschlicher Denkungsart beruhe, sondern von Gott selbst angeordnet sei" (Maier, Komm. über den Brief Pauli an die Römer 191 f.).

[2] 1 Kor. 9, 8 ff. [3] 1 Kor. 3, 8. [4] 1 Tim. 5, 18.

[5] Röm. 4, 4.

gehoben habe, braucht man nach dem Hinblick auf seine Worte und sein Verhalten kaum noch zu beantworten. Denn mit dieser Lehre hat Paulus nichts anderes verkündigt, als daß der Sünder nicht durch seine Kraft, sondern durch die Kraft der Gnade Gottes allein wieder zur Gottesgemeinschaft komme, daß aber die Gnade Gottes im Menschen die geistige Anpassung an Gott voraussetze, die eben im Glauben liegt. Der wahrhafte Gott kann einen Menschen nicht rechtfertigen, der in völliger, teilweise bewußter Leugnung Gottes und Ablehnung seiner Verkündigung beharrt. Würde Gott darin nicht seine eigene Verleugnung rechtfertigen? Diese Rechtfertigung bedeutet aber noch nicht unbedingt die Würdigkeit für die Seligkeit. Wer ohne die Möglichkeit weiterer Heiligung und Betätigung im Dienste Gottes stirbt, empfängt allerdings auf Grundlage der Rechtfertigung ohne weitere Verdienste die Seligkeit. Jene aber, denen nach Empfang der Rechtfertigung eine weitere Zeit der sittlichen Entwicklung vergönnt ist, müssen dem Glauben, auf Grund dessen sie die Rechtfertigung empfingen, entsprechend leben, sonst wäre ihr Glaube tatsächlich kein Glaube. Die innere Notwendigkeit, einen wahren Glauben auch zum Lebensgesetz zu machen, führt zur Vollbringung guter Werke. Diese werden, wie durch die Erklärung Jesu, so auch durch ihre innere notwendige Verbindung mit dem Glauben zu Voraussetzungen des Empfangs der Seligkeit. Denn ohne Werke wäre der Glaube tot. Die himmlische Seligkeit ist ein Gnadengeschenk Gottes, das niemand Gott etwa gleichsam abkaufen kann. Wenn Paulus auch das betont, indem er die volle Abhängigkeit des Menschen von der Gnade lehrt, so hat er doch damit die Arbeit nicht für unnötig gehalten. Denn das Verdienst der Werke ist kein Widerspruch zur reinen Gnade der himmlischen Seligkeit, weil das Vermögen zur Werktätigkeit mit sittlichem Verdienst erst durch die Gnade dem Menschen zuteil wird, die Gnade hinwieder vom gläubigen Menschen die tätige freie Mitwirkung zur Erlangung des Lebenszieles fordert.

Wie aus den Briefen des Völkerapostels, so bricht das christliche Evangelium der Arbeit aus den Handlungen und Briefen der andern Apostel hervor. Im vierten und fünften Kapitel der Apostelgeschichte

wird uns allerdings von einem urchristlichen Verfahren berichtet, gemäß welchem die Gläubigen ihre Besitztümer (nach und nach) freiwillig zu verkaufen pflegten und ohne Verlust des Eigentumsrechtes den Erlös den Aposteln zur gemeinnützigen Verwendung übergaben. Da Gütergemeinschaft den Trieb zur Arbeit leicht beeinträchtigt und im Ärmeren die Neigung weckt, seiner Not nicht durch eigene Arbeit, sondern durch die gemeinsame Kasse abzuhelfen, so kann man bei diesem Bericht wohl die Frage erwarten, wie die genannte Einrichtung sich mit dem Verständnis und der Achtung für die Arbeit vereinbaren lasse; ob nicht hier doch eine eschatologische Schwärmerei sich offenbarte, die im Hinblick auf das bald kommende Weltende[1] die Fortführung irdischer Gütererzeugung für eitel ansah. Bei der Kürze der vorliegenden Berichte ist es schwer, über diese Gütergemeinschaft etwas Erschöpfendes zur Erklärung anzuführen. Sicher ist aber vor allem, daß ein bewußt arbeitsfeindlicher Charakter derselben nicht nachgewiesen ist. Die Erwartung der baldigen Wiederkunft des Messias mag mitgewirkt haben, aber die Apostelgeschichte zeigt schon, daß man diese Wiederkunft nicht so nah geglaubt haben kann, um es für zeitgemäß zu betrachten, die vorhandenen Mittel aufzubrauchen[2]. Sodann erscheint die Gütergemeinschaft nicht als eine von den Aposteln auferlegte, sondern vielmehr als eine von der Begeisterung der Gläubigen angeregte freiwillige Leistung, denn sie war keine rechtliche, sondern nur eine praktische und karitative. Die einzelnen blieben Eigentümer ihres Vermögens, und es stand ihnen auch zu, bei Verkäufen frei über die erlösten Summen zu verfügen[3]. Demgemäß scheint die Gütergemeinschaft auch keine durchgreifende gewesen zu sein, jedenfalls ist sie außerhalb Jerusalems nicht durchgeführt worden[4]. Nach Apg. 12, 12 besaß Maria, die Mutter des Johannes Markus, ein Haus, und es wird nicht berichtet, daß sie es verkauft hatte. In der heiligen Stadt selbst aber scheint die Gütergemeinschaft Arbeit und Erwerb aus Geschäftsbetrieb nicht ausgeschaltet zu haben, sondern nur zum Zweck der Armutunterstützung

---

[1] Apg. 2, 17. [2] Apg. 1, 8. [3] Apg. 2, 44; 4, 34 ff.; 5, 4.
[4] Apg. 8, 18; 9, 36; 10, 4.

fortgeführt worden zu sein[1]. Klagen doch die Hellenisten nur darüber, daß bei der Verteilung ihre Witwen übersehen wurden. Sicher ist, daß in dieser Zeit die Schätzung der Arbeit an einem Beispiel erwiesen ist[2], sowie daß einer der an der Gütergemeinschaft in Jerusalem Beteiligten später offen Zeugnis für das Verdienst und die Ehre der Arbeit gibt[3]. Auch im übrigen hat der Geist der Arbeitsamkeit und das Festhalten am privaten Eigentum fortgelebt. Paulus bezeugt es im Hebräerbrief[4]. Es ist jedenfalls aus der „urchristlichen Gütergemeinschaft" im apostolischen Christentum kein arbeitsfeindlicher Geist entsprungen. Sommerlad[5] verzeichnet als Ergebnis, daß von einer Gütergemeinschaft oder richtiger von einer Gemeinsamkeit des Besitzes bei der Jerusalemer Urgemeinde überhaupt keine Rede sein kann. „Nirgends findet sich in dem Bericht der Apostelgeschichte eine Andeutung, daß Hab und Gut oder Grundbesitz im Gesamteigentum irgendeines Verbandes gestanden oder einer gemeinschaftlichen Bewirtung unterstanden hätten. Jeder versilberte seinen überflüssigen Besitz und teilte den Erlös unter die Bedürftigen je nach Bedarf oder gab ihn den Aposteln zur Verteilung. Die Apostelgeschichte berichtet also durchaus nicht von irgendeiner kommunistischen Einrichtung, weder von einem Kommunismus der Produktionsmittel noch von einem Kommunismus des Konsums, sondern lediglich von der Einrichtung einer Armenunterstützung. . . . Mit keinerlei stichhaltigen Gründen vermöchte man die weitverbreitete Annahme zu stützen, wonach eben infolge einer kommunistischen Wirtschaftsordnung die Muttergemeinde zu Jerusalem völlig verarmt und aller Subsistenzmittel entblößt worden wäre."

Enthält die Apostelgeschichte keine positiven Anzeichen der Hochschätzung der Arbeit durch die andern Apostel, insbesondere Petrus? Man darf hierfür wohl auf die Heilung des Lahmgeborenen hinweisen, der bettelnd an der Schwelle des Tempels saß und von den eintretenden Aposteln Petrus und Johannes ein freundliches Almosen

---

[1] Apg. 6, 1. [2] Apg. 9, 36.
[3] 1 Kor. 9, 6; vgl. V. 15. [4] 6, 10 ff.; 10, 34.
[5] Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters (Leipzig 1903) 23.

erwartete. „Siehe her auf uns“, redete der Apostelfürst ihn an, „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi, des Nazaräers, steh auf und wandle!“ [1] Den Apostel dünkte der Zustand des arbeitsfähigen Gesunden, der, ob auch in Armut, durch seine Arbeit nicht nur sein Brot, sondern auch seine Freiheit erringt, besser als das Los des lahmen Bettlers.

Deutlicher spricht die andere Begebenheit, die Erweckung der toten Tabitha in Joppe. Die Apostelgeschichte erzählt von dieser Witwe, daß sie sehr viele gute Werke tat und viele Almosen gab. Was aber ihrer Wohltätigkeit besondern Wert verlieh, war der Umstand, daß die Witwe durch eigene Händearbeit sich die Möglichkeit des Almosengebens bereitete. Als Petrus in Joppe im Hause der Tabitha ankam, lesen wir, da „traten zu ihm alle Witwen und weinten und zeigten ihm die Röcke und Kleider, *welche ihnen Dorkas gemacht hatte*“. Gerührt durch diese Nächstenliebe, welche den Mangel an Reichtum zu Zwecken der Mildtätigkeit durch eigene Arbeit ersetzte und der eigenen Hände nicht schonte, um die armen Nackten zu bekleiden, rief der Apostel in Gotteskraft die Verstorbene ins Leben zurück, der christlichen Nachwelt zum Zeugnis, welchen Wert der sittlich und religiös geheiligten Arbeit im Christentum innewohne [2].

Es ist interessant, dieses Vorkommnis mit der Verwerfung der Saphira zu vergleichen. Letztere naht heuchlerischerweise mit einem Teil des Erlöses, um ihn in die gemeinsame Kasse zu werfen und sich dadurch den Anteil an den Verteilungen aus dem Gemeinschaftseigentum zu sichern. Unlautere Selbstsucht sucht der trägen Genußsucht die Wege zu bahnen. Und das Todesurteil verbannt diesen Geist aus den Anfängen des Christentums. Die fleißige Dorkas aber, die voll Arbeitsamkeit nicht ruht, bis die Blöße der Armen bedeckt ist, das Vorbild für die Arbeit in Liebe und Gemeinschaftsgeist, wird durch den Mund desselben Apostels, der Saphira das Todesurteil sprach, ins Leben zurückgerufen. Welch herrliche Symbolik dieser Begebenheiten für die Aufgabe des Christentums zur Erneuerung der Welt!

---

[1] Apg. 3, 1 ff. [2] Apg. 9, 36 f.

Endlich wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß Petrus in Joppe bei einem Gerber wohnte[1]. Dies Gewerbe sei nicht in Ansehen gestanden und Petrus habe große Unbefangenheit bewiesen gegen dieses Handwerk, als er bei Simon Wohnung bezog. Sowie seine Hoheit bekannt wurde, ward auch sein Gastwirt geehrt und von diesem Gewerbe der Bann der Geringschätzung genommen. Wer diese Schlußfolgerung zieht, kann recht haben. Doch ist es nicht erwiesen, daß dieser Gastwirt nicht in Ansehen stand. Nach Jesu Anweisung[2] an die Apostel möchte man annehmen, daß er des Petrus würdig war. Gleichwohl dürfte das Beispiel bewirkt haben, daß das Ansehen dieses Gewerbes bei den Lesern der Apostelgeschichte stieg.

Schlagen wir die Briefe des Apostels auf. „Führet einen guten Wandel unter den Heiden", so lesen wir, „auf daß die, welche Arges von euch als Übeltäter reden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung."[3] Zu diesen guten Werken, die empfohlen werden, muß man auch die Arbeit zählen. Denn in der Einzelausführung der folgenden Verse wird ausdrücklich gemahnt: „Ihr Knechte, seid untertan mit aller Ehrfurcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den schlimmen; denn das ist Gnade, wenn jemand aus Gewissenhaftigkeit um Gottes willen Widerwärtigkeiten erträgt und Unrecht leidet. Denn was ist es für ein Ruhm, wenn ihr wegen Verbrechen Züchtigungen erduldet? Aber wenn ihr Gutes tut und geduldig leidet, das ist Gnade bei Gott."[4]

Das Gutestun auf seiten der „Knechte" besteht ja gerade in der tätigen Untertänigkeit gegen die Herren bei der Leistung der Arbeit. Daß ihnen dafür von grausamen Herren mit schlimmer Behandlung vergolten wurde, ist das Leiden, von dem der Apostel spricht. Die

---

[1] Grupp in den Hist.-polit. Blättern 1898, 378.

[2] Matth. 10, 11. [3] 1 Petri 2, 12.

[4] 1 Petri 2, 18—20. „Unter οἰκέται (V. 18) kann man mit Calvin und Calov die freigelassenen Diener mitbegreifen, was richtiger erscheint, als es mit Grotius und Knopf für gleichbedeutend mit δοῦλοι zu halten" (Steiger, Der erste Brief Petri [Berlin 1882] 270). Dagegen Usteri (Komm. über den ersten Petrusbrief [Zürich 1887] 110): οἰκέται milderer Ausdruck für δοῦλοι; ähnlich Hundhausen.

Arbeit also ist ein Gutestun, das sogar nachher als Gnade bei Gott bezeichnet wird. Wenn Petrus so zu den Sklaven von der Arbeit sprach, konnte er zu den freien Christen nicht mit Verachtung von ihr sprechen. Der unverblümte Tadel heidnischer Grausamkeit gegen Sklaven war naturgemäß ein Appell an die Gläubigen, ihre Arbeitshelfer mit menschenwürdiger Schonung und Gerechtigkeit zu behandeln und in ihnen Ebenbilder Christi zu sehen, wie die Sklaven an Jesu Vorbild sich trösten sollen. Waren ohne Zweifel unter den freien Gläubigen solche, die sich mit ihrer Arbeit ernährten, so durften sie sich mit ihrer Arbeit ungescheut zu denen zählen, die Petrus zu guten Werken auffordert. Gewiß bedeuten die guten Werke, von denen 1 Petri 2, 12 die Rede ist, das ganze sittlich und humanitär einwandfreie Auftreten des Gläubigen als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Aber die Arbeit ist nicht ausgenommen, sondern eingeschlossen.

Johannes hatte in seinem Briefe keine direkte Veranlassung, die Arbeit zu lehren. Aber das 21. Kapitel seines Evangeliums zeigt schon, wie wenig er durch den Umgang mit Christus die Arbeit mißachten gelernt hatte. Seine feierliche Beteuerung im Briefe, daß nur in Christus das Heil zu finden ist, ist um so mehr als Zustimmung auch zur Arbeitslehre des Herrn anzusehen, als er eben in den Briefen jene werktätige Nächstenliebe zur Pflicht macht, welche ohne Arbeit nur den Reichen möglich oder auch für die Dauer gar nicht möglich ist.

Nur indirekt bezeugt der Apostel Judas die Notwendigkeit der Arbeit im Christentum. Er verurteilt die Gottlosen, welche ihre Tage in Wollust und Unmäßigkeit verprassen, die „den Menschen schmeicheln um des Gewinnes willen“ (V. 16) und so „dem Irrtum Balaams, der Gewinnsucht, ganz hingegeben sind“ (V. 11). Das Verhältnis des Briefes Judas' zum zweiten Petrusbriefe gestattet, diesen Vers in Anlehnung an 2 Petri 2, 15 zu erklären. Diese sündhafte Gewinnsucht, die verdammt wird, ist die Liebe zum Lohne der Ungerechtigkeit. Die Verwerfung der unlautern Gewinnsucht, die auf unredlichen Wegen nach Erwerb trachtet, hat die Unterscheidung von erlaubter und unerlaubter Erwerbstätigkeit zur Voraus-

setzung und klingt in eine Anerkennung der edelsten Erwerbsart, der emsigen Arbeit, aus.

Mit markigen Zügen zeichnet Jakobus der Jüngere das Verhältnis des gottgefälligen Christen zur Arbeit. Konnte der begeisterte Herold und Apologet der Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke die Arbeit geringschätzen? Mit der Lehre des Heiles hatte er von Christus auch jene teilnehmende Liebe in sich aufgenommen, in welcher der Herr das Los der arbeitenden Menschheit betrachtete. In dieser Gesinnung weist er seine Leser auf das schöne Beispiel des arbeitsamen Landmanns hin: „Siehe, der Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde. Er harret geduldig, bis sie den Früh- und Spätregen empfange. So seid auch ihr geduldig!“[1] Doch ist nicht jede Arbeit seines Lobes wert. Sie muß ein Gottesdienst sein, soll sie den Christen zieren; sie muß der Erfüllung des göttlichen Willens geweiht sein und ihre Frucht als Segen Gottes erhoffen. Deshalb schreibt der Apostel: „Ihr saget, heute oder morgen wollen wir in diese Stadt gehen, wollen daselbst ein Jahr zubringen, Handel treiben und gewinnen, ihr, die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dunst ist es, der eine Weile sichtbar ist und dann verschwindet. Dafür sollt ihr sagen: Wenn der Herr will und wir leben, wollen wir dies oder das tun. Nun aber prahlet ihr in eurem Übermut; jede solche Prahlerei ist gottlos.“[2] Wir haben hier eine Aufforderung,

---

[1] Jak. 5, 7 f. „Die Worte καὶ ὑμεῖς insbesondere sind mit Rücksicht auf das mustergültige Verhalten des Landmannes in seinem Stande gesagt. Die Leser des Briefes sollen an Weisheit hinter ihm nicht zurückbleiben“ (Trenkle, Der Brief des hl. Jakobus 368).

[2] Jak. 4, 13 ff. „Dieselbe Handelspraxis, auf die Jakobus hier anspielt, wird noch gegenwärtig im Orient von angesehenen und intelligenten Kaufleuten beobachtet. Sie bringen ihre Waren in eine entfernt liegende Stadt und bleiben dort, bis sie dieselben abgesetzt und neue andere dafür gekauft haben, mit denen sie an einem dritten Orte spekulieren. Dies wiederholen sie so lange, bis sie als reiche Männer in ihre Heimat zurückkehren können“ (Schegg, Jakobus, der Bruder des Herrn und sein Brief [München 1883] 214). Die Frage, ob in V. 14 christliche Gemeindemitglieder unter „ihr“ verstanden seien, wird von manchen, wie Theophylakt, Huther, Langen, ver-

die Erwerbstätigkeit unter den Schutz Gottes zu stellen, mit welcher die Anerkennung der Arbeit und der Antrieb zu ihr als der tiefsten Quelle des Erwerbes untrennbar verbunden ist.

Übrigens hat der Bischof von Jerusalem kräftiger denn irgendwelche andere Stimme das Recht des Arbeitslohnes vertreten und das Bewußtsein des Schutzes göttlicher Gerechtigkeit im Arbeiter mit größter Entschiedenheit wachgerufen. „Wohlan denn, ihr Reichen, weint und heult über euer Elend, das über euch kommen wird. Euer Reichtum verfault, eure Kleider sind mottenfräßig, euer Gold und Silber ist verrostet und der Rost desselben wird ein Zeugnis gegen euch sein und wird euer Fleisch fressen wie Feuer. Ihr habt euch Schätze des Zornes gesammelt für die letzte Zeit. Siehe, der Lohn der Arbeiter, die eure Felder eingeerntet haben, welcher von euch vorenthalten worden, schreit, und ihr Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerscharen gekommen."[1] Wohl zu beachten ist auch, daß Jak. 5, 6 eben die bedrückten Arbeiter unter dem Namen der Gerechten[2] den wegen ihrer Gewinn-

---

neint; Rogge (Der irdische Besitz 83) hält es für zweifelhaft; Schegg läßt es unentschieden. Dagegen bemerkt Trenkle (Der Brief des hl. Jakobus 330) zutreffend: „Wenn das Subjekt des Verbums näher angegeben werden soll, so könnten wir wohl versucht sein, unchristliche, ungläubige Sprecher anzunehmen; allein der in V. 15 erteilte Rat und der in V. 17 verkündete Grundsatz lassen keine andere als die Vorstellung gläubiger, christlicher Angeredeten zu. Überhaupt ist in diesem Abschnitt der Inhalt, obgleich ernst, doch keineswegs derart behandelt und durchgeführt, daß es unmöglich wäre, Gläubige an der Stelle vorauszusetzen." Ähnlich Corn. a Lapide, Hofmann, Erdmann, v. Soden.

[1] Jak. 5, 1 ff. Die zweite Satzhälfte in 5, 4 enthält eine andere Seite der hartherzigen Selbstsucht gegen die Arbeiter: die Belastung derselben mit zu schwerer Arbeit, die selbstsüchtige Ausbeutung der Arbeitskräfte (Erdmann bei Schegg a. a. O. 230).

[2] Jak. 5, 6. „An sie (sc. die bedrückten Arbeiter) zu denken, fordert der Zusammenhang. Denn der Verfasser sprach von einer Ungerechtigkeit und einer Gewalttätigkeit, welche nicht unmittelbar gegen Christus gerichtet werden (den andere unter den Gerechten verstanden wissen wollen). Zudem ist der Gegensatz von arm und reich der an dem Orte noch immer vorherrschende Gedanke. Die von Gott zu Erben des Reiches auserwählten Armen und die

sucht verurteilten Reichen entgegengestellt werden. So hat er mit dem Schutz des Arbeitslohnes durch Gotteshand aufs wirkungsvollste die Ehre der Arbeit verkündet.

Diese Worte haben für das christliche Zeitalter die Vorenthaltung des Lohnes mit der Schmach der himmelschreienden Sünde gebrandmarkt. Zugleich haben sie das Streben, durch seine Arbeit Lohn zu verdienen, geheiligt und damit gegenüber dem Verdikt des Heidentums der Entfaltung der Arbeitskräfte zu segensreichster Tätigkeit die Wege gebahnt und geschützt.

Solange es der Ruhm der freien Arbeit bleibt, daß aus ihrem Schweiße die Kultur emporblüht zur Verschönerung des irdischen Lebens, zur Vertiefung und Verbreitung der geistigen Bildung, zur ausgedehnteren Pflege der Religion und zur leichteren Gewinnung des ewigen Heils der Seele, so lange wird der Brief des hl. Jakobus den Ruhm besitzen, durch seine entschiedene Arbeitspredigt diese geistigen Güter der Menschheit aufs kräftigste gefördert zu haben.

Der Apostel beansprucht diesen wohlverdienten Ruhm nicht für seine Person. Wir haben es gesehen, daß er, wie die andern Apostel, aus deren Briefen wir die Stellen über die Arbeit herausgehoben haben, die Ehrenkrone für den Dienst der Wahrheit in seinem Briefe seinem göttlichen Meister Christus zu Füßen legte. Seine Wahrheit ist auch das Evangelium der Arbeit, welches die Apostel den Armen verkündigt haben. Aber das Samenkorn der Arbeitspredigt Jesu tritt uns in der apostolischen Lehrverkündigung bereits als kräftig aufsprossende Pflanze entgegen. Aus festem Wurzelstock treibt sie ihre Blätter empor, die Art des Saatkerns allen zu enthüllen. Zum Erweise dessen sei noch auf eines hingewiesen. Wenn es wahr wäre, daß Christus als Lehrer der Arbeit gleichgültig, ja feindselig gegenübergestanden ist, daß er, wie Strauß

---

ihres Unglaubens, ihrer Verstockung wegen von der Gnade ausgeschlossenen Reichen sind einander gegenübergestellt. Auf jeder Seite findet sich eine Mehrheit von Personen. Daß die Einzahl hier gebraucht ist, zeigt uns bloß, wie die Vielheit zusammengefaßt, als zusammengehöriges Ganzes betrachtet wird. Der Singular steht in kollektivem Sinne" (Trenkle, Der Brief des hl. Jakobus 362).

will, nach Buddhas Art ein träges, fortschritthemmendes Bettlertum zu schaffen suchte, woher kommt dann die Übereinstimmung seiner Apostel im Lobe der Arbeit und der ausgesprochenen Tendenz, ihr Recht auf Lohn zu schützen und ihr übernatürliches Verdienst zu verkünden? Im Falle jener Vorwurf zu Recht bestände, hätte mit Notwendigkeit bei dem einen oder dem andern Apostel die angebliche Arbeitsfeindschaft Jesu zum Durchbruch kommen müssen. Es geschah nicht. Die übereinstimmende Wertschätzung des Arbeitslebens in den Briefen der Apostel weist auch für diese Lehren zurück auf die eine gemeinsame Quelle, die Christus ist. Sie ist der apostolische Beweis dafür, daß jene über die Arbeit handelnden Stellen der Evangelien, in denen wir Anerkennung und Antrieb zur Arbeit aus Christi Mund fanden, in diesem Sinne verstanden werden müssen. Christus ist auch nach dem Zeugnis der Apostel der Hort, der Lohn der Arbeit der Menschen.

5. Jesus und der Reichtum.

Wo religiöse, sittliche und wirtschaftliche Beweggründe fehlen, ist der Mensch leicht geneigt, das Joch der Arbeit von sich abzuschütteln. Die edlen Kräfte der Gedankenwelt müssen ihn aus den Niederungen des Fleischlichen emportragen, sollen Zeit und Fähigkeiten nicht unnütz vergehen. Aber die religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Motive des individuellen Einzellebens sind es nicht allein, welche in der Welt die kulturfördernde Arbeit beleben und zur Höhe ihrer Entwicklung geleiten. Die Arbeit bedarf zu ihrem Gedeihen eines festen Rückhaltes an den wirtschaftlichen Zuständen. Fragen wir, welches dieser Rückhalt sei, so sagt man uns: der Reichtum und seine Vorteile. Er ist für die Herzen der unwiderstehliche Antrieb zur Arbeit, für die Arbeit selbst die unerläßliche materielle Vorbedingung ihres Aufblühens. Schon der Rigveda[1] wußte das:

Verschieden ist der Leute Sinn, und mancherlei ist ihr Beruf:
Der Brahman wünscht den Opfertrank, der Arzt und Wagner Riß und Bruch.

---

[1] Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur II[3-4] 17.

Der Schmied mit Reisig auf dem Herd und in der Hand den Flederwisch,
Mit Amboß und mit Feuersglut wünscht einen reichen Kunden sich.
Ich bin Poet, Papa ist Arzt, und Müllerin ist die Mama.
Wir treiben's in verschiedner Art — so jagen wir dem Gelde nach.

Die moderne Nationalökonomie hat das materielle und psychologische Bedingtsein der Arbeit durch den Reichtum mit großer Entschiedenheit ausgesprochen.

„Dank sei der Natur", ruft Kant aus[1], „für die Unvertragsamkeit, für die mißgünstig-wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen. Ohne sie würden alle vortrefflichen Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern." „Um die Menschen zur Arbeit zu bestimmen, bedarf es eines Beweggrundes, und dieser Beweggrund zielt auf Befriedigung oder das Eigentum", sagt Bastiat[2]. Wenn bei den Pionieren der Kultur in fernen Wildnissen oder den Entdeckern unbekannter Inseln eine besondere Organisation und ein angeborener Trieb zu derartiger Tätigkeit auch vorausgesetzt werden mag, so wird man doch finden, daß der Trieb, reich zu werden, bei genauerer Prüfung sich weit einflußreicher herausstellt, als man gewöhnlich sagen sollte[3]. Wegen ihres Einflusses auf die Arbeit und damit auf den kulturellen Fortschritt spricht man von einer „preiswürdigen Leidenschaft des Wohlstandes"[4]. Männer wie Wilhelm von Humboldt, Friedrich Gentz, Heinrich Heine lassen sich nicht denken ohne Genüsse des Wohllebens[5]. Das treibende Prinzip allen Fortschrittes ist die Entwicklung der Bedürfnisse.

---

[1] Siehe Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung (Jena 1897) 76.

[2] Harmonies économiques (Œuvres complètes VI [Paris 1855] 236, vgl. 191 200), bei Périn, Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhundert (Freiburg 1882) 132.

[3] Lange, Die Arbeiterfrage 110 (das Kapitel, aus dem dieses und die folgenden Zitate stammen, erscheint in den folgenden Auflagen nicht mehr); ebenso lange zuvor Agathangelus, Geschichte der Bekehrung Armeniens (Vorrede).

[4] Périn a. a. O. 121.

[5] Treitsche bei Herkner, Arbeiterfrage 140.

Das Göttliche im Menschen, lehrt der Philosoph Feuerbach[1], sei das reine, unbeschränkte, freie Gefühl, der Trieb. Darum sei es töricht, zu glauben, daß die Pflicht Entsagung gebiete. Die Pflicht gebiete im Gegenteil Genuß; Entsagung ist bloß eine traurige durch die Not auferlegte Ausnahme, die nur stattfinden soll, wenn die Not gebietet.

In diesem Geiste macht Hertzka[2] die Bemerkung: „Da Reichtum und Fortschritt mit wirtschaftlicher Gerechtigkeit sich nicht vereinbaren ließen, predigte der Buddhismus die Gleichheit der Armut, die Entsagung. Damit war seine Rolle im wirtschaftlichen Leben der Menschheit ausgespielt. Armut und Entsagung sind Kulturhindernisse; eine Rasse, die sich ihnen ergibt, ist abgetreten von der Bühne der Weltgeschichte."

Diese Entwicklung der Bedürfnisse kann aber nur vom Reichtum getragen werden und wächst mit ihm. Er ermöglicht in der Menschenseele das Entstehen jener Eigenschaften, welche für höhere Bedürfnisse und Strebungen die Grundlage bilden. „Wir hätten keine Wissenschaft, wenn nicht bevorzugte Stellungen die Denker hätten frei werden und reifen lassen. Erst in der sorgenfreien und bevorzugten Existenz scheinen sich jene Züge von Großmut, Ritterlichkeit, aufopfernder Tapferkeit und stolzer Offenheit entwickelt zu haben, welche unter günstigeren Verhältnissen zum Gemeingut aller besseren Menschen geworden sind." Die edlen Geschlechter (entstanden durch Bereicherung in Ausbeutung) sind die wichtigsten Träger der Kultur geworden", lautet die Bemerkung eines Philosophen über die Bedeutung des Reichtums zur kulturellen Entwicklung[3].

Der Reichtum schafft ebenfalls erst die materielle Möglichkeit jener Untersuchungen, deren Resultat die immer höher ansteigende Vervollkommnung der Produktion, Verallgemeinerung der Genüsse, Verfeinerung des Lebens ist. „Ohne Anhäufung großer Reichtümer kann weder die Großindustrie noch die Blüte der Kunst gedeihen."[4]

---

[1] Werke II 393, VII 36, VIII 68.

[2] Die Gesetze der sozialen Entwicklung 285. [3] Lange a. a. O. 63 f.

[4] Treitschke a. a. O. Vgl. auch Devas-Kämpfe, Grundsätze der Volkswirtschaft 350 f.

Von ähnlichen Anschauungen geht die Klage J. B. Says[1] aus. „Man bemerkt nicht", sagt er, „wenn man unsere Wünsche einzuschränken sucht, daß man unfreiwillig die Menschen den Tieren nahebringt. Die Tiere erfreuen sich in der Tat der Güter, welche der Himmel ihnen sendet, und ohne zu murren entbehren sie die, welche der Himmel ihnen versagt hat. Der Schöpfer hat mehr zugunsten des Menschen getan: er hat ihn befähigt, Dinge, die ihm notwendig oder nützlich sind, zu vervielfachen. Es entspricht darum weit mehr dem Zwecke unserer Schöpfung, wenn wir dazu beitragen, unsere Produkte zu vervielfachen, als unsere Wünsche einzuschränken." „Das Eigentum aufheben hieße nicht weniger, als die Kultur vernichten."[2] „Als die eigentliche Bestimmung des Gesellschaftslebens", so werden wir daher belehrt, „erscheint der Reichtum, in welchem Fourier die erste Quelle alles menschlichen Glückes erkennt, und Fourier hat hierin das innerste Grundwesen aller heutigen Lebensentwicklung kühn und bewußtvoll ausgesprochen. Reich zu werden, das ist die Bestimmung, von welcher heute alle Lebensentwicklung ihr eigenstes Gesetz empfängt."[3] Kurzum, wo ein reges Arbeitsleben seine segensreichen Früchte für die Kultur zeitigen soll, da muß die Ansammlung von Reichtümern vorangehen, welche erst der arbeitenden Menschenhand das Feld ihrer Tätigkeit eröffnen können und sie zu dauernder Ausübung derselben zu stärken vermögen. Wo keine großen Reichtümer als Lohnfonds die menschliche Arbeit in ihren Dienst nehmen, bleibt sie zu jener Zwergwirtschaft verurteilt, welche, großen Unternehmungen abhold, ein Hemmschuh des Fortschrittes ist. Dagegen entspringt dem Durst des Kapitals nach Vermehrung ein reger Unternehmungsgeist, der ruhelos von Stufe zu Stufe die Menschheit immer höheren Formen der Zivilisation entgegenführt.

Um ein wahrer Freund der Arbeit zu sein, genügt es deshalb nicht, aus natürlichen und übernatürlichen Beweggründen den Menschen zum Fleiß zu mahnen, man muß ebensosehr dafür Sorge tragen,

---

[1] Bei Périn, Die Lehren der Nationalökonomie ꝛc. 83 f.

[2] v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins (Berlin 1879) 678. [3] Mundt bei Riehl, Die deutsche Arbeit 120.

daß die tieferen Grundlagen der Arbeit kräftig sich entwickeln. Der Reichtum, das Streben nach Verfeinerung des Lebens in materiellen und geistigen Genüssen muß mit den sittlichen Antrieben und dem Schutze des Lohnrechtes Hand in Hand gehen. So erst erwachen alle Arbeitskräfte zur regen Morgenlust des Schaffens.

Lautet dahin das Evangelium der Arbeit? Hat Jesus jene Tiefe des Blickes in die Gesetze des wirtschaftlichen Lebens und der sozialen Entwicklung bekundet, welche vom Begriff des göttlichen Lehrers untrennbar ist? Sofort erheben sich Stimmen, welche auf diese Frage ein entschiedenes „Nein" zur Antwort geben. Dulk[1] glaubt Jesus einmal eine so brutale Bejahung des Reichtums nachsagen zu dürfen, daß Heiligkeit und Gerechtigkeit in seinem Charakter damit nicht bestehen könnten. Er stützt seine Behauptung durch die Parabel vom ungerechten Verwalter und von den Talenten. Anderseits aber will er doch bei Jesus eine dem Reichtum durchaus abholde Grundstimmung finden. Denn er verdamme die Reichen und Glücklichen um des Reichtums und Glückes willen. Im Gleichnis vom armen Lazarus und vom reichen Prasser erscheine der Reichtum an sich, ohne Ansehen des Gebrauchs und der Person, als Verschuldung. „Er läßt seinen Gott durch ewige Qualen Rache nehmen am Reichen für den Wohlstand und den vollen Genuß des Lebens." Renan[2] verweist uns auf die Lehre Christi über die Armut. In der Anempfehlung bzw. im Gebote der Armut sieht er eine Übertreibung, die nicht verallgemeinert werden konnte, die das Christentum zu einer Utopie machte. „Der evangelische Christ wurde fortan ein gefährlicher Mensch, das rein evangelische Leben nur außerhalb des irdischen Getriebes möglich." Der Franzose hat mit seiner Anklage nur alte Vorwürfe wiederholt. Schon Jesdegard II. hatte in seiner Aufforderung an die Christen Armeniens zum Abfall von ihrer Religion die christliche Lehre beschuldigt, daß ihr Reichtum zu sammeln als große Sünde gelte und in ihr die Armut über Gebühr gepriesen werde[3]. An Anklang hat es solcher

[1] Der Irrgang des Lebens Jesu II 37 168. Vgl. Hennemann, Die Heiligkeit Jesu 133 139. [2] Leben Jesu Kap. 19.

[3] Elische, Gesammelte Werke (Venedig 1859; arm.) 21.

Beschuldigung nicht gefehlt. „Nicht gegen das mosaische Gesetz, sondern für die buchstäbliche Durchführung desselben trat Christus in die Schranken, nicht den religiösen Satzungen, sondern dem Besitz galt sein Kampf, und dafür mußte er sterben", sagt ein moderner Soziologe[1].

Paulsen[2] findet in den Quellen christlichen Glaubens kurzweg die Lehre, daß der Reichtum für den Christen wertlos sei. Nach Ziegler[3] „ist nicht zu leugnen, daß Jesus, gewiß im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit und seines Volkes, den Reichtum überhaupt als ein Hemmnis ansah fürs Reich Gottes und darum auch dem Erwerb des Reichtums, der Arbeit, die für den andern Morgen oder noch weiter hinaus sorgt, keinen Wert beizulegen vermochte." „Nur mystischer Determinismus, der sich mit dem ihm allein gebührenden dogmatischen Verständnis zu umkleiden beliebt, mag die Worte Jesu den in der Gegenwart herrschenden kirchlichen oder sozialen Zuständen angemessen erachten. Wer vorurteilsfrei seine Lehren betrachtet, wird zwar nun auch nicht in ihnen ein kommunistisches Element in vollendeter Prägung zu erkennen vermögen, aber doch nicht bestreiten können, daß genug Ansätze vorhanden waren, aus denen ein wirtschaftlicher Kommunismus der Zukunft Triebkraft und Nahrung saugen konnte. Der Meister verlangte klipp und klar von seinen wahren Jüngern, daß sie weder „Gold noch Silber noch Erz in ihren Gürteln tragen sollten, auch keine Tasche zur Wegfahrt, noch zwei Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Er lehrt sie alle Sorge und Mühsal des irdischen Lebens als ein Übel betrachten und erinnert sie ernstlich: Verkaufet, was ihr habt, und gebt Almosen. Machet euch Säckel, die nicht veralten, einen Schatz, der nimmer abnimmt im Himmel." In Anlehnung an ältere Sozialisten deutscher und welscher Zunge bezeichnet Liebknecht[4] die Lehre des Neuen Testa-

---

[1] Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung 287.

[2] System der Ethik (Berlin 1899) 60.

[3] Geschichte der christlichen Ethik (Straßburg 1886) 66.

[4] Grund- und Bodenfrage. Siehe Sieffert, Über den soz. Gegensatz im Neuen Testament 4.

mentes als eigentumsfeindlich. Mahnte die Berliner „Freie Presse" infolgedessen, fleißig in der Bibel zu lesen, so ziehen andere auf Grund solcher Schriftauslegung andere Schlüsse. „Wie häufig hört man bis zur Stunde den Vorwurf, das Christentum führe zur Verarmung und zum Verfalle, verhindere den Wohlstand der Völker und erzeuge den Bettel, wisse nichts Besseres zu tun, als diejenigen, welche Glück und Freude des Lebens suchen, auf das Jenseits zu verweisen. Lehrt nicht das Christentum die Verachtung des Reichtums und die Liebe zur Armut, die allgemeine Pflicht des Almosens? Muß es auf diesem Wege nicht notwendig zur Armut und zur Bettelei führen? Lehrt nicht das Christentum die Verachtung der Güter und Freuden der Welt? So scheint es dem Spezialuntersucher, und rasch ist sein Urteil fertig, die christliche Lehre könne nicht wahr sein."[1] Die moderne Wirtschaftslehre klagt, daß das „evangelische Prinzip, welches Verachtung des Reichtums und Liebe zur Armut aufstelle, in vollem Widerspruch stehe mit dem obersten Prinzip der Wirtschaftslehre. Die da reich werden wollen, fallen in die Versuchungen und Fallstricke (des Teufels), sagt der Apostel; indem jeglicher für sich trachtet, reich zu werden, erblüht die höchste Kultur, sagt dagegen der moderne Volkswirt."[2]

Zum Überfluß sind auch Theologen aufgetreten und haben in die Anklagen der modernen Volkswirte eingestimmt. Um von den Eustatianern[3], Apostolikern, Arnoldisten zu schweigen[4], sei nur auf neuere Äußerungen zu dieser Frage aufmerksam gemacht. Nach Joh. Weiß ist bei Jesus das Geld nur eine Fessel, die den Menschen an eine vom Teufel beherrschte und verdorbene Welt kettet, während er doch frei von ihr der neuen Welt entgegenwarten sollte[5]. Höchstens

[1] Ratzinger, Volkswirtschaft 433 bzw. 499.

[2] Riehl, Die deutsche Arbeit 195. Bei Ratzinger a. a. O. 48 bzw. 60 f.

[3] Vgl. dazu Kaufmann, Thomas von Chantimpré (Köln 1899) 49 80. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft 1899 über die kommunistische Idee im Mittelalter.

[4] Kraus, Lehrbuch der Kirchengeschichte[3] (Trier 1887) § 56, 1 2; § 107, 2. Knöpfler, Lehrb. d. Kirchengesch. (Freiburg 1906) § 58, 3; § 121, 4.

[5] Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes (Göttingen 1892) 45. Vgl. Rogge, Der irdische Besitz 4.

zum Almosengeben ist das Geld noch gut. „Aus seelsorgerlichen Gründen ist Jesus gegen den Reichtum", glaubt Naumann[1] aus Jesu Verhalten und Worten entnehmen zu müssen, „und wo seine Nachfolger wirklich Seelsorge üben wollen, müssen sie ihm auch in dieser Hinsicht nachfolgen."

„Wenn Jesus alles, die Blumen des Feldes, den Segen der Natur, den Menschen, ja selbst natürlich-sittliche Ordnungen, wie die der Ehe, auf Gott zurückführt, wenn nach seiner Anschauung sonst alles als gute und vollkommene Gabe von oben stammt, geschaffen ist von dem Vater des Lichtes, so ist ihm doch der Reichtum hiervon ausgenommen, wie sonst nur die Sünde. Der Reichtum ist ihm nicht eine Gabe Gottes, sondern ein ungerechter Mammon, ja geradezu eine sündige Macht, ein Götze, der als Gegensatz gegen Gott erscheint: ‚Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.' Kurz zusammengefaßt, der Reichtum erscheint ihm als ein für das Verhalten des Menschen zu Gott und zum Nächsten gefährliches, vom Bösen stammendes Produkt."[2]

Wenn die in den christlichen Konfessionen geltende Anschauung vom Reichtum und Lebensgenuß dieser Auffassung des Geistes Christi nicht entspricht, so neigt man, eher als das traditionelle Verständnis wie einen Kommentar der Heiligen Schrift zu gebrauchen, dahin, diese geltenden Anschauungen wie ein Abgehen vom ursprünglichen Lehrgehalt des Christentums hinzustellen.

So erklärt Lange[3] den Einfluß der „herrschenden und bevorzugten Klassen" daraus, „daß sie nicht nur die Macht der bestehenden Staatseinrichtungen und sogar die Lehren einer ursprünglich von ganz anderem Geiste beseelten Religion sich dienstbar zu machen, sondern selbst die Wissenschaft systematisch zu fälschen und mit dieser gefälschten Ware einen großen Teil der unparteiischen Mittelklassen zu betrügen wußten."

„Was die im Christentum liegende Verachtung irdischen Wohlstandes betrifft, so ist sie mehr einzelnen Entwicklungsperioden und

[1] Gött. Arb.-Bibl. I 4 f. Vgl. Rogge, Der irdische Besitz 7.

[2] Kirche, Sozialdemokratie, Christentum. Von einem protest. Geistlichen (Berlin 1897) 26. [3] Arbeiterfrage 18.

einzelnen Gruppen seiner Bekenner als dem (geschichtlichen) Christentum selbst eigentümlich. Die Masse, selbst der Strenggläubigen, fühlt sich durch die aszetischen Ideale nicht gepackt, ihr Inneres ist ihrer Gewalt nicht untertan. Man hat, wie J. St. Mill (in seinem Buch über die Freiheit) bemerkt, eine herkömmliche Achtung für ihren Klang, aber kein Gefühl, das von den Worten auf die bezeichneten Dinge übergeht und die Seele zwingt, diese in sich aufzunehmen und der Formel anzupassen. So verdammt auch die Sittenlehre selbst der katholischen Kirche durchaus nicht das Streben nach Wohlstand, sofern derselbe auf durchaus rechtmäßigem Wege erworben und zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Eigentümers wie des Nächsten verwendet wird. An die Stelle der schroffen Verurteilung und Bekämpfung ist längst mehr und mehr die Betonung der sozialen Pflichten getreten, die der Reichtum auferlegt."[1]

Wann war diese schroffe Verurteilung des Reichtums in Übung? Die späteren Väter stehen auf dem Boden der Anschauung, daß nach einem weisen Gesetze des Schöpfers, wonach die Menschen gegenseitig aufeinander angewiesen sein sollten, nicht alle zugleich und in gleicher Weise besitzen können[2]. Es blieb ihnen nicht verborgen, daß die menschliche Gesellschaft in der wirtschaftlichen Entwicklung an das Gesetz des Eigentums gebunden ist, womit die Ungleichheit im Besitz von selbst gegeben ist, und sie wußten wohl, daß es stets Reiche und Arme geben muß[3]. Schon Tertullian[4] sagt: „Wir wohnen in dieser Welt zusammen, nicht ohne den Gebrauch des Forums, nicht ohne den Fleischmarkt, nicht ohne die Bäder, eure Kaufläden, Werkstätten, Ställe, Märkte und sonstigen Handelsverkehr.

---

[1] Herkner, Arbeiterfrage 142. Ähnlich Lange, Gesch. d. Materialismus II 484.

[2] Vgl. Chrysostomus und dessen homiletische Abmahnung vom Trachten nach Erwerb irdischer Güter, z. B. in Homilie zu Matth. 3, 13—17; vgl. Jungmann, Theorie II 43. — Andere Beispiele in der Korrespondenz für Präsides geistlicher Vereine.

[3] Siehe Ratzinger, Volkswirtschaft 67 ff. bzw. 83 ff.

[4] Apolog. c. 42 (Migne 1, 491 f.).

Wir fahren mit euch zusammen auf dem Schiffe, tun Kriegsdienste, beschäftigen uns mit Ackerbau und Handel; ebenso betreiben wir inmitten der andern unsere Gewerbe und tauschen öffentlich die Erzeugnisse unserer Hand zu eurem Gebrauche aus." Der Versuch Ritschls, in einem der ältesten der christlichen Literaturprodukte, dem Hirten des Hermas, nachzuweisen, daß der Verfasser die Sittenstrenge auf die Entsagung vom Besitz und den weltlichen Geschäften gründen will, ist gescheitert. „Was Hermas tadelt, ist der schlechte Gebrauch des Reichtums für ein sinnlich üppiges Leben, ist namentlich die weltlich-heidnische Gesinnung, welche sich leicht mit großen Besitztümern verbindet, das Haften an diesen irdischen Gütern, wodurch der Blick auf die künftige Welt und ihre geistigen Güter, auf die bald sich erfüllenden Verheißungen Gottes ganz verloren geht, es ist der Widerspruch, welcher entsteht, wenn man Gott und dem Mammon zugleich dienen will, ist insbesondere der Nichtgebrauch der weltlichen Güter zu Zwecken der Wohltätigkeit und christlichen Nächstenliebe. An keiner Stelle findet Hermas den Besitz von Reichtum an sich böse und unerlaubt. Sagt er doch Similit. 1: ‚Dazu hat Gott euch reich gemacht, daß ihr ihm diese Dienste leistet.'" [1]

Wie verhält sich denn das Evangelium zum Reichtum? Daß Christus ein Freund der Armen war, daß er die Armut mit sittlichem Adel umkleidete, daß er die Mahnung ergehen ließ, im Stande selbstgewählter Armut den Himmel zu erringen, das alles ist nicht zu bezweifeln. Gab er doch selbst das Beispiel eines Lebens in jener edlen, tiefen Armut, die der Dichter [2] mit den bezeichnenden Worten schildert: „Den Blick hab' ich in Gottes Welt, sonst nichts." Denn der reiche Schriftgelehrte, der sich zur Nachfolge Jesu meldet, erhält die Eröffnung: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt lege." [3]

---

[1] Hagemann in Theol. Quartalschrift, 42. Jahrg. (Tübingen 1860) 25 26.

[2] Lenau, Die Drei (Reclam 238).

[3] Matth. 8, 20. Luk. 9, 58. οὐκ ἔχει bei Matthäus zeigt die Armut und die Dürftigkeit Jesu, denn was Johannes über Geld (12, 5; 13, 29) und Kleidungsstücke des Herrn (19, 23) berichtet, berechtigt nicht zur An-

Gegenüber diesem Ausspruche kann man die prinzipielle Armut Jesu und seiner Apostel nicht mit dem Hinweis auf die Kasse bestreiten, die sie mitführten, wie es Jakoby[1] versucht hat: „Weder Jesus noch sein Jüngerkreis gehörten zu den Armen. Sie waren nicht bloß auf die Gastfreundschaft wohlhabender, dem Evangelium freundlich gesinnter Häuser angewiesen; sie verfügten über eine eigene Kasse. Jesus unterscheidet seine Jünger von den Armen; sie sind jetzt nicht arm und sollen es nicht werden." Jakoby hat mit diesen Anschauungen einen Vorläufer in Wilhelm von St. Amour[2], der es schon bestritt, daß Jesus von Almosen gelebt habe. Daß im Apostelkreis eine Kasse mitgeführt wurde, ist nicht zu bezweifeln. Aber die genannten Schlüsse lassen sich aus dieser Tatsache nicht ziehen. Konnte die Kasse nicht auch dazu dienen, an Arme Almosen aus gewonnenen Almosen zu geben? Wenn der Inhalt der Kasse aus Almosen herstammte, ist dann Jesu prinzipielle Armut mit diesem Almosennehmen zu widerlegen? Konnte die Aufbewahrung eines Teils der Almosen nicht dazu dienen und menschlich notwendig sein, daß Jesus in Gebieten, wo er, wie etwa bei den Samaritanern[3], auf keine Gastfreundschaft hoffen durfte, oder wo die Armut der Bewohner eine Inanspruchnahme derselben ausschloß, das für seinen

---

nahme, daß der Zustand Jesu nicht als eigentliche Dürftigkeit zu denken sei. Auch die Bemerkung des Matthäus (4, 23), daß Jesus seinen Wohnsitz in Kapharnaum hatte, ist dem nicht entgegen, denn damit will doch nur gesagt sein, daß Jesus seinen Wohnsitz in Kapharnaum hatte, und nicht Nazareth, wie man hätte erwarten können, zum Mittel- und Ausgangspunkt seiner galiläischen Wirksamkeit gemacht hat. Es wird zwar eingewendet: Den Gegensatz dazu bildet, daß Jesus keine feste Ruhe- und Schlafstätte hat, was aber nicht ein Zeugnis seiner Armut ist, sondern die Folge seines durch den Beruf bedingten unsteten Lebens. Der Einwand ist haltlos. Quod aliqui protestantes explicant, non paupertatem Christi declarari, sed vitae instabilis rationem, iam eo refutatur, quia ad vitam instabilem sese obtulit [scriba] dicens: sequar te quocumque ieris (Knabenbauer, Comm. in Matth. I, 323). Vgl. Schegg, Ev. Matth. erklärt I (München 1856) 347. Arnoldi, Komm. über Matthäus (Trier 1856) 211.

[1] Neutestamentliche Ethik (Königsberg 1899) 136.

[2] Werner, St. Thomas von Aquin I (Regensburg 1889) 160.

[3] Vgl. Joh. 4, 8 f.; Luk. 9, 51 ff.

Kreis Nötige erwarb? Diese Lage ist in Rechnung zu ziehen, weil die pädagogischen Rücksichten es Jesu verbieten mußten, den Unterhalt der Apostel einfach durch Wunder zu beschaffen. Diese Fragen dürften genügen, um zu zeigen, daß es voreilig wäre, aus der Mitführung einer Kasse im Jüngerkreis die prinzipielle, persönliche Armut Jesu und der Apostel in Frage zu stellen.

„Selig seid ihr Armen, denn euer ist das Reich Gottes", lautet das Trostwort Christi in der Bergpredigt[1]. Im Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus wird der Reiche in die Hölle begraben, den Armen aber tragen die Engel in den Schoß Abrahams, damit er die Glückseligkeit des Himmels genieße[2]. Der Reiche, welcher, durch ein ergiebiges Erträgnis seiner Felder beglückt, fröhlich nun des Genusses seiner Errungenschaft teilhaft zu werden hofft, wird für einen Toren erklärt[3]. Denn wozu war sein Fleiß, da in derselben Nacht seine Seele von ihm gefordert werden sollte und, so wird ergänzt, sein Schaffen um irdischen Reichtum für das jenseitige Los von keiner Bedeutung ist? Der reiche Jüngling, welcher im Besitze realer Güter zum Herrn kommt und fragt: „Guter Meister, was soll ich tun, daß ich das ewige Leben erlange?" erhält schließlich den Bescheid: „Eines fehlt dir noch, geh hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach."[4]

Wir dürfen diese Mahnung, den Stand der Armen zu erwählen, nicht auf den einzelnen Fall beschränken. Sie war auch an die auserwählten Apostel ergangen. Wie sie in Armut das Evangelium den Völkern verkünden sollten, so war auch die Liebe zur Armut die Schwelle, welche zur Gemeinschaft mit Jesus führte. „Ihr sollt weder Gold noch Silber noch (anderes) Geld (als Eigentum) in euern Gürteln haben, auch keine Tasche auf dem Wege, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab", lautet der Befehl bei der Aussendung. „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es hin."[5]

---

[1] Luk. 6, 20. [2] Luk. 16, 19 ff. [3] Luk. 12, 16 ff.
[4] Mark. 10, 17 21. Matth. 19, 16 21.
[5] Matth. 10, 8. Vgl. Mark. 6, 8.

Über den Eintritt ins Apostolat erzählt der hl. Petrus: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“ [1]

Selbst nicht den Aposteln allein gilt die Mahnung zur Armut. Martha, die geschäftige Schwester der dem beschaulichen Leben zugewandten Maria, hört aus dem Mund des Herrn: „Martha, Martha, du machst dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge. Eines nur ist notwendig. Maria hat den besten Teil gewählt, der ihr nicht wird genommen werden.“ [2] Viel schärfer, dazu ganz allgemein lautet die Ermahnung: „Verkaufet, was ihr habet, und gebet Almosen!“ [3] „Keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er besitzt, kann mein Jünger sein!“ [4]

Mit der Anempfehlung der Armut verbindet Christus die dringendsten Warnungen vor dem Reichtum: „Ihr sollt euch auf Erden keine Schätze sammeln, wo sie der Rost und die Motten verzehren, wo sie die Diebe ausgraben und stehlen, sondern sammelt euch Schätze für den Himmel, wo sie weder Rost noch Motten verzehren, und wo sie die Diebe nicht ausgraben und stehlen.“ [5] Verträgt sich das Schätzesammeln für den Himmel nicht mit dem Schätzesammeln für die Erde? Darauf antwortet mit schneidender Schärfe der Ausspruch: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ [6] Der Reichtum ist eine Gefahr für das Heil der Seele: „Die weltlichen Sorgen, der Trug des Reichtums und die Lüste zu den übrigen Dingen schleichen sich ein und ersticken das Wort (Gottes), so daß es ohne Frucht bleibt.“ [7] Der Reichtum hindert seine Besitzer, der Einladung Christi zum Gastmahl des himmlischen Lebens nachzufolgen. Das Beispiel dessen, der den Meierhof gekauft hat, dessen, der sein neugekauftes Joch Ochsen probieren muß, zeigt es [8]. Wie ein Bleigewicht zieht er die Seele in die Talgründe des Alltäglichen und Weltlichen hinab und verhindert den frommen Aufschwung zum Übernatürlichen: „Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“

---

[1] Mark. 10, 28. [2] Luk. 10, 41 f. [3] Luk. 12, 33.
[4] Luk. 14, 33. [5] Matth. 6, 19. [6] Matth. 6, 24.
[7] Mark. 4, 19. [8] Luk. 14, 18 f.

Solche Gefahren des Reichtums legen dem liebreichen Erlöser die schweren Worte auf die Lippen: „Wehe euch, ihr Reichen, denn ihr habt euern Trost!“ [1] „Wie schwer“, so erklärt er laut, „werden diejenigen, welche viel Geld haben, in das Reich Gottes eingehen.“ „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe.“ [2]

Zuletzt ist eines Wortes Christi zu gedenken, in welchem er seinen Anhängern die naturgemäße Behandlung des Reichtums zu verwehren scheint, ein Wort, welches die Sammlung von Kapital fast unnütz zu machen droht. Dies Wort ist der Ausspruch Jesu: „Wenn ihr denen leihet, wovon ihr hoffet, wieder zu bekommen, was für Dank verdienet ihr? Denn auch die Sünder leihen den Sündern, daß sie Gleiches wieder bekommen. Ihr aber ... leihet, ohne daß ihr etwas davon hoffet.“ [3] Mit dem Zinsverbot ist dem Kapital eine sehr wichtige Wirkung unterbunden, das Anwachsen des Reichtums verhindert. Gebietet Christus vollends: „Wende dich nicht ab

[1] Luk. 6, 24.

[2] Mark. 10, 23 ff. — Die Berufung auf die Parabel vom reichen Prasser (Luk. 16, 20), wie sie bei Lange beliebt wird, und auf den töricht selbstvertrauenden Reichen (Luk. 12, 21) ist so durchaus unbegründet — weil in beiden der Mißbrauch des Reichtums evident ist —, daß sie einer Widerlegung gar nicht bedarf. Der Satz: „Sohn, erinnere dich, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus desgleichen Schlimmes. Jetzt aber wird dieser getröstet, du aber wirst gepeinigt“ (Luk. 16, 25), hat nicht den Sinn, daß der Reiche schon des Reichtums wegen in die Hölle fahre, der Arme bloß um der Armut willen den Himmel erlange. Der Satz betont dem Verdammten gegenüber vielmehr die Wahrheit, daß Gott allen Gutes will. Daß aber derjenige, der in seinem Leben das Gute hingenommen und unter Sünden in Gottvergessenheit (vgl. V. 30) genossen hat, den Anspruch verliert auf das Gute im Jenseits. Er hat soviel empfangen, um zu wissen, daß Gott auch ihm Gutes geben wollte. Auf weiteres hat er keinen Anspruch mehr seiner Sünden und Unbußfertigkeit willen. Wie wenig Lazarus bloß um der Armut willen des Himmels würdig erachtet wird, kann man aus Jesu Parabel vom Gastmahl erkennen (Matth. 22, 13). Dort wird der arme, von der Landstraße aufgelesene Gast hinausgeworfen in die äußerste Finsternis trotz seiner Armut, weil er das hochzeitliche Kleid, die persönliche sittliche Zurichtung, vermissen ließ.

[3] Luk. 6, 34 f.

von dem, der dir abborgen will"[1], so ist damit allerdings dem Bedürftigen, vielleicht gar dem Trägen, Vorschub geleistet, aber mit einer Schätzung des Reichtums, die letzteren zum unfruchtbaren Ballast des Besitzers macht. Fast als hätte er kein Besitzrecht, soll er ihn, ohne etwas davon zu hoffen, denen preisgeben, die borgen wollen.

Mit Nachdruck betont in den obigen Worten Christus die Gefahren des Reichtums und die Vorteile der Armut. Dessenungeachtet würde man irren, wenn man glaubte, er habe den Besitz von Reichtümern durchaus verboten, denselben als etwas in sich Sündhaftes erklärt und damit von den gläubigen Christen ein Mittel ferngehalten, welches ganz besonders geeignet ist, Antrieb, Förderung und Mittel kulturhebender Arbeit zu sein. So allgemein und präzis die Empfehlungen der Armut, so entschieden die Verurteilungen des Reichtums zu lauten scheinen: eine harmonische, mit Berücksichtigung der die Aussagen begleitenden individuellen Umstände angestellte Betrachtung des Erlöserwortes zeigt, daß im Garten des Gottesreiches auch für den Reichen der Aufenthalt ermöglicht ist.

Indem der Heiland erklärt, daß man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen könne, hat er mit der bildlichen Bezeichnung nicht den Reichtum verworfen, sondern verboten, daß man dem Reichtum als seinem Gott diene. Wem seine Seele, seine Tugend und Ehre nicht höher steht als sein Reichtum, sondern wer im Reichtum den Herrn über sich sieht, von dem er sich die über sein Verhalten entscheidenden Befehle holt, der ist es, der dem Mammon dient und sich durch den Mammonsdienst vom Dienste Gottes ausschließt.

Noch weniger ist mit den Worten Jesu vom „Mammon der Ungerechtigkeit" der Reichtum oder Besitz einfach verworfen. Man darf nicht, wie es allerdings oft geschieht, übersehen, daß dies Wort bildlich gebraucht ist. Im Bilde vom ungerechten Verwalter ist mit diesem Worte der eigentliche materielle Reichtum verstanden. Nichts berechtigt aber zu sagen, daß die Anwendung auf die Jünger nun auch direkt und schlechthin vom materiellen Besitz zu verstehen

[1] Matth. 5, 42.

sei, so daß der Besitz in ihren Händen als Mammon der Ungerechtigkeit gebrandmarkt und für sündhaft erklärt wäre. Wie sonst bei den Parabeln Christi Vorgänge in der Natur oder Vorkommnisse aus dem Menschenleben benutzt werden, um Verhältnisse und Pflichten oder Übungen aus einem ganz andern Gebiete zu versinnbildlichen, so geschieht es auch hier. Mit dem Ausdruck „Mammon der Ungerechtigkeit" bezeichnet der Heiland bildlich die von Gott den Menschen gegebenen, von letzteren aber vor Gott durch die Sünde mißbrauchten Güter und Kräfte jeglicher Art. Er gebraucht diese bildliche Bezeichnung nicht, als ob er materielle Güter an und für sich bezeichnen wollte, sondern weil die Leser daran erinnert werden sollen, daß sie durch die sündhafte Trennung von Gott auch alles ihnen von Gott Anvertraute der göttlichen Zweckbestimmung, soweit es auf sie ankommt, entziehen. Durch einen für die Ewigkeit nutzlosen Gebrauch der göttlichen Gaben verschwendet sie der Mensch vor Gottes Augen, wie der „ungerechte" Verwalter die Güter seines Herrn. Voll Barmherzigkeit zeigt er aber zugleich auch, wie der Mensch durch Werke der Liebe, die ihm die Fürbitte und den Schutz anderer erwirbt, aus diesem Verhängnis Rettung suchen soll. Nur wer die Parabel nicht mehr als Parabel auffaßt, sondern gegen alle Regeln der Auslegung den bildlichen Ausdruck als unbildlich nimmt, kann sich auf die Meinung verirren, daß Jesus mit diesem Worte Besitz und Wohlhabenheit als sündhaft verworfen habe. Gehen wir aber mit dieser Auslegung von einer andern Seite nicht zu weit, fassen wir nicht unzulässigerweise den Luk. 16, 1 genannten reichen Mann als Repräsentanten Gottes, um so ein Recht zu gewinnen, die Parabel auf das Verhältnis des Menschen zu Gott in Sachen der ihm vom Schöpfer anvertrauten Güter zu deuten. Nichts liegt dem Verfasser ferner, als auf eine solche an Allegorie anklingende Weise seine Deutung zu gründen. Das unzweifelhafte Recht auf diese Auffassung ist vielmehr dadurch gegeben, daß Christus selbst zur Anwendung der Parabel auf den Zeitpunkt hinweist, in welchem es mit dem Menschen zu Ende geht und ihm die ewige Wohnung werden soll. Das ist die Zeit der Rechenschaft vor Gott über unser Leben, mit der unsere irdische Verwaltung endet. Ihr

Gegenstand sind die von Gott anvertrauten Güter. Zum Mammon der Ungerechtigkeit ist davon das geworden, was wir den göttlichen Zwecken entzogen haben. Mit solchem nun Liebeswerke übend, sollen wir uns die Aufnahme in die ewige Wohnung zu sichern suchen. Diese Anwendung ist ohne allegorische Färbung, allein gewonnen auf dem Boden des tertium comparationis in der Parabel, nämlich der beiderseitigen Hilflosigkeit infolge der Untreue, die nach Rettung suchen muß[1].

Als die Apostel den Vergleich vom Kamel, das durch ein Nadelöhr gehen soll, vernahmen, „da verwunderten sie sich (noch mehr) und sprachen zueinander: Wer kann wohl selig werden?" Sie empfanden die Schwere der Worte in ihrem ganzen Gewichte, sie nahmen Veranlassung, sich gegenseitig darüber auszusprechen, und wenn sie sich auch für ihre Person getrösten konnten, daß sie alles verlassen hatten und dem Herrn gefolgt waren, so konnten sie es als künftige Sendboten der Lehre Christi doch nicht unterlassen, sich in einer so wichtigen Materie, angesichts so schwerer Folgen von Christus genauesten Aufschluß zu erbitten. Deshalb fragen wir zunächst, wie die Apostel in ihrer Lehrverkündigung sich zum Reichtum stellen. Wir haben um so mehr Grund, uns von ihnen die Wege zur rechten Erfassung der in den Evangelien enthaltenen diesbezüglichen Worte weisen zu lassen, als sie an der ihnen zur Vorschrift gemachten apostolischen Armut treu festhielten und in der liebreichen Hingebung an die Armen unentwegt den Fußstapfen des Heilandes folgten. Den einzigen, der es nicht vermochte, zu solchem Heroismus sich aufzuraffen, Judas den Verräter, trieb sein Geiz aus dem Kreise der Apostel und Jünger hinaus.

Man vermeint das Echo der Worte Jesu in den Evangelien zu hören, wenn man auf die Worte stößt: „Seid nicht ängstlich besorgt, sondern in allen Dingen lasset euer Anliegen im Gebet und Flehen mit Danksagung Gott kundwerden."[2] „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns damit zufrieden sein."[3] „Euer Wandel

[1] Vgl. meine Erklärung in Theol. Quartalschr. 1911, 353-357; vgl. oben S. 99.

[2] Phil. 4, 6. Vgl. Matth. 6, 25. [3] 1 Tim. 6, 8.

sei ohne Habsucht. Seid zufrieden mit dem, was ihr jetzt habet, denn er selbst hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen und nicht säumen."[1] „Ihr hattet Mitleid mit den Gefangenen und truget mit Freuden den Verlust eurer Güter, wohl wissend, daß ihr ein besseres und bleibendes Gut habt."[2] Nachdrücklich wird die Pflicht eingeschärft, den Überfluß den Armen zuzuwenden, ja in selbstlosester Weise dem Wohl des Nächsten sich zu weihen: „Keiner suche das Seinige, sondern das des andern."[3] „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet es mit den niedrigen."[4] „Kein Streiter Gottes", verkündet Paulus mit dem tiefen Ernste des Evangeliums, „verwickelt sich in weltliche Geschäfte, damit er dem gefalle, dem er sich ergeben hat."[5]

Der Geist der Armut Jesu hat gleich beredten Ausdruck im Briefe des hl. Jakobus gefunden: „Höret, meine geliebtesten Brüder, hat Gott nicht die Armen in dieser Welt auserwählt zu Reichen an Glauben und zu Erben des Reiches, welches Gott denen, die ihn lieben, verheißen hat?"[6] Ja, „es rühme sich (aber) der niedrige Bruder seiner Erhöhung und der reiche seiner Niedrigkeit"[7]. „Ein reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser, Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich unbefleckt vor dieser Welt bewahren."[8]

„Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt lieb hat, so ist nicht die Liebe des Vaters in ihm." Und „die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit", mahnt Johannes in liebevoller Eindringlichkeit[9].

---

[1] Hebr. 13, 5. [2] Hebr. 10, 34. [3] 1 Kor 10, 24. Gal. 2, 10.

[4] Röm. 12, 16. Zur Frage, ob τοῖς ταπεινοῖς als Maskulinum (= den niedrigen Menschen) oder in neutralem Sinne (= den niedrigen Dingen) zu fassen ist, siehe die Zusammenstellung bei Cornely, Comm. in S. Pauli apost. epist. I, 667. Da der Gegensatz τὰ ὑψηλὰ ist, so erscheint die neutrale Fassung begründet.

[5] 2 Tim. 2, 4. Vgl. Tit. 1, 11. [6] Jak. 2, 5.

[7] Jak. 1, 9 10. [8] Jak. 1, 27.

[9] 1 Joh. 2, 15 17.

Auch aus dem Briefe des hl. Petrus spricht der Geist der Armut, wenn er die Frauen gemahnt: „Ihr Schmuck sei nicht der äußere im Haargeflechte, in Goldgehängen oder in gesuchtem Anzuge, sondern der verborgene Herzensmensch in der Unvergänglichkeit eines stillen und sanften Geistes, der vor Gott hohen Wert hat."[1] Einem Herzen, welches der Liebe und Gier des Reichtums sich verschlossen hat, entstammen die Worte: „Alle eure Besorgnis werfet auf ihn [Gott], denn er sorget für euch."[2] Vergessen wir auch nicht, an die freiwillige Gütergemeinschaft der apostolischen Urgemeinden uns zu erinnern, welche ein ebenso hingebender als willenskräftiger Ausdruck des Glaubens an Christus war.

Allein trotz der persönlichen, im Amtsinteresse geübten Armut, trotz der hohen Wertschätzung dieser Tugend suchen wir in den Darstellungen der apostolischen Lehrverkündigung vergeblich nach einem Verbot des Reichtums.

Die Gefahren des Reichtums werden nicht verhehlt: „denn die reich werden wollen, fallen in die Versuchungen und Fallstricke des Teufels und viele unnütze und schädliche Begierden, welche den Menschen in Untergang und Verderben stürzen"[3]. Der Geizige ist unwürdig, in der Gemeinschaft der Kirche zu leben[4]. Leicht stürzt der Reichtum seinen Besitzer in die Sünde des Hochmutes, verführt ihn zu vermessenem Selbstvertrauen[5], zur Unredlichkeit[6], zur religiösen Gleichgültigkeit und Lauheit[7]; Neid und Mißgunst, welche leicht an das Streben nach Reichtum sich anheften, sind Werke des Fleisches[8]; der Geiz ist die Wurzel aller Übel[9]: alle diese Schattenseiten des Reichtums blieben den Aposteln nicht verborgen, aber sie verboten den Reichtum nicht.

Der Jakobusbrief setzt zum wenigsten die Möglichkeit voraus, daß die Christengemeinden, an die er sein Schreiben richtet, Reiche zu ihren Mitgliedern zählten. Ja es spricht alle Wahrscheinlichkeit

---

[1] 1 Petri 3, 3 f. [2] 1 Petri 5, 7.
[3] 1 Tim. 6, 9. [4] 1 Kor. 5, 11.
[5] 1 Tim. 6, 17. [6] 2 Petri 2, 3. [7] Offb. 3, 14 f.
[8] Gal. 5, 19. [9] 1 Tim. 6, 10.

dafür, daß tatsächlich Reiche in den Gemeinden sich fanden. Wozu wäre die Mahnung: „Es rühme der Reiche sich seiner Niedrigkeit", wozu der Tadel über die Bevorzugung der Reichen in den Versammlungen[1], wozu sonst die Mahnung an die Handeltreibenden, ihre Unternehmungen dem Ratschluß Gottes zu empfehlen? Die scharfe Anklage gegen die Reichen im Schlußkapitel des Briefes[2], welche aber den Reichtum nicht verwirft, sondern nur die verkehrte Schätzung desselben und die sündhafte Art, ihn zu erwerben, geißelt, beweist Gleiches. Haben doch die palästinensischen Gemeinden der Apostelgeschichte, an deren Adresse Jakobus sich wendet, von Anfang an Reiche in ihrer Mitte besessen. Die Namen eines Kornelius, (einer Tabitha, des Kämmerers der Kandace), das Dienstpersonal im Hause, worin Petrus nach seiner Befreiung eine Zufluchtstätte fand[3], nicht zuletzt der Vorfall mit Ananias und Saphira zeugen für den Bestand des Eigentumsrechtes in den palästinensischen Gemeinden, und damit für Zulässigkeit Reicher als Mitglieder. Als Paulus den Römerbrief schrieb, müssen Begüterte sich in der Christengemeinde zu Jerusalem gefunden haben; er unterscheidet die Armen von den andern Gemeindeangehörigen: „Denn die in Mazedonien

---

[1] Jak. 2, 2. „Es entsteht vor allem die Frage, ob Jakobus ein Faktum vor Augen habe oder nur eine Möglichkeit setze. Die Frage wird gewöhnlich im ersten Sinne und zu nicht besonderem Lobe der Adressaten als öfters vorgekommen beantwortet.... Allein die Konstruktion des Satzes, der nur eine subjektive Möglichkeit ausdrückt, nicht minder die ganze Darstellungsweise ist dagegen. Jakobus setzt einen möglichen Fall, den er deswegen möglichst anschaulich schildert" (Schegg, Bibl. Archäologie 82). Aber auch die Setzung eines möglichen derartigen Falles bezeugt die prinzipielle Berechtigung auf Eigentum und Reichtum in den Gemeinden. „Die judenchristlichen Gemeinden zählten unter ihren Gliedern durch Reichtum und Wissen hervorragende Männer. Die Apostelgeschichte (6, 7) erzählt auch: eine große Menge Priester wurde gehorsam durch den Glauben" (ebd.)

[2] 5, 1—6. Vgl. Gaugusch, Der Lehrgehalt der Jakobusepistel (Freiburg 1914).

[3] Apg. 12, 13. „Daß weibliche Personen den Pförtnerdienst versahen, war nichts Ungewöhnliches. Ohne Zweifel war es eine christliche Magd und hatte somit die Sorge der Anwesenden um Petrus geteilt" (Felten, Apostelgeschichte 238).

und Achaja fanden es für gut, eine Beisteuer zusammenzubringen für die Armen unter den Heiligen zu Jerusalem."[1]

Die Ermahnungen des ersten Petrusbriefes gehen an wohlhabende Mitglieder[2]; schien es doch dem Apostel notwendig, dem falschen Vertrauen auf das vergängliche Gold und Silber die Erinnerung entgegenzustellen, daß bei Gott kein Ansehen der Person gilt, und daß wir nicht mit Gold und Silber, sondern mit dem kostbaren Blute Jesu Christi erlöst wurden.

Der Brief des Judas verweist mit strengen Worten Verirrungen des Wohllebens, die wegen V. 8 und 12 einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zur Grundlage haben müssen, wenn dieselbe auch mit Hinsicht auf V. 11 und 16 nicht als besonders groß zu denken ist.

Dem Apostel Johannes gebührt das Symbol des Adlers nicht nur für seine schriftstellerische Art in der Abfassung des vierten Evangeliums, sondern auch zur Bezeichnung des hohen Fluges der christlichen Gesinnung in seinen Briefen. Wenngleich er aber auf den Schwingen idealer christlicher Lebensauffassung hoch über das Erdhafte und Zeitliche sich erhob, so vergaß er doch nicht, an die sittlichen Pflichten zu erinnern, die der Reichtum auferlegt, und der Erfüllung derselben sein Lob zu spenden. Der Vers: „Wer die Güter dieser Welt hat, und doch, wenn er seinen Bruder Not leiden sieht, sein Herz vor ihm verschließt, wie bleibt die Liebe Gottes in ihm?"[3] — Das Lob, welches im dritten Brief Gajus für seine christliche Gastfreundschaft erntet[4], bezeugen nicht nur das tatsächliche Vorhandensein reicher Mitglieder in den johanneischen Gemeinden, sondern auch die prinzipielle Genehmigung dieses Zustandes durch die Apostel. Die letztere wird durch die Verwarnung des Bischofs von Laodicea[5] nicht aufgehoben, da jene nur dem Mißbrauch gilt, welchen dieser zum Schaden seiner Seele mit dem Reichtum getrieben hatte.

Was lehrt Paulus von Besitz und Reichtum? Auch er hat ihn nicht verworfen. Man will in einzelnen Stellen seiner Briefe

[1] Röm. 15, 26. [2] 1 Petri 1, 17 f.; 3, 3. [3] 1 Joh. 3, 17. [4] 3 Joh. 5 6. [5] Offb. 3, 17.

noch die Nachklänge der Gütergemeinschaft (κοινωνία) der apostolischen Urzeiten finden[1] und zählt „das Bestreben, von der religiösen zur sozialen Lebensgemeinschaft (κοινωνία) überzugehen, religiöse und soziale Ideale in enge Verbindung miteinander zu bringen, zu den charakteristischen Merkmalen des ältesten Christentums von der jerusalemischen Urgemeinde bis weit in die Zeit des Paulus hinein". Damit wäre ein weiteres kritisches Moment gewonnen, gegen Strauß die Einheit der Lehre Pauli mit der christlichen Urtradition festzustellen. Eine Gegnerschaft Pauli zu Besitz und Reichtum an sich folgt aus ihr nicht. Jene Lebensgemeinschaft der christlichen Urzeit war eine Lebensgemeinschaft der Liebe und nicht der Pflicht, wie die oben hervorgehobenen Belege dartun. Die Freiwilligkeit dieser Gütergemeinschaft, die nur eine partielle und auch keine Erwerbsgemeinschaft war, erhellt aus Apg. 4, 36, wo die Tat des Barnabas, der Hab und Gut aus religiösen und karitativen Gründen verkauft hatte, als ganz bedeutungsvoll hervorgehoben wird, aus Apg. 5, 4, aus der Rede des hl. Petrus an Ananias, sowie aus Apg. 12, 12, wo eine hochgeachtete reiche Christin die Gemeinde in ihrem Hause versammelt, und aus Apg. 6, 1, d. i. aus der Not der wenig erwerbsfähigen Witwen der Gemeinde[2]. Sie hinderte in der judenchristlichen Gemeinde die Anerkennung des Rechtes auf Einzelbesitz nicht, ebensowenig zog Paulus aus ihr solche Folgerungen, vielmehr anerkannte er dasselbe. Diese Tatsache, zugleich dieselbe Anerkennung durch Johannes, ist um so bedeutsamer, als die sozialen Verhältnisse der von Paulus (und Johannes) gegründeten und geleiteten Gemeinden als durchaus günstige erscheinen. Zwar zählten die Gemeinden auch zahlreiche Sklaven zu ihren Mitgliedern, zahlreiche Arme hatten Anschluß an sie erlangt, aber es fehlt denselben auch nicht an hochangesehenen Persönlichkeiten aus gut situierten

---

[1] 1 Kor. 11, 20; 13, 3. 2 Kor. 8, 1. Philem. 13 17. Siehe Rogge, Der irdische Besitz 94 ff. Sieffert, Über den soz. Gegensatz im Neuen Testament 22 ff.

[2] Vgl. Stengel, Gütergemeinschaft in der Bibel und im kommunistischen Staatengebilde, in „Beweis des Glaubens" XXV (Gütersloh 1889) 163 f. Vgl. auch Sieffert a. a. O. 20.

Schichten der Bevölkerung[1], und selbst die Armen fanden in einem Maße Arbeitsgelegenheit, daß ihre Lage für erheblich besser gelten muß als die der palästinensischen Landbewohner.

Einem Gegner des Reichtums wäre es nicht erspart geblieben, allerorts und immer wieder die Pflicht der Eigentumsentäußerung zu verkünden. Statt dessen sprach Paulus die ausdrückliche Anerkennung des Besitzes aus. „Ich weiß auch in Demütigung, ich weiß auch in Überfluß mich zu schicken"[2], erklärt er von seiner Person, auf deren Vorbild die Augen aller gerichtet waren. Er erbietet sich selbst, die Schulden des Onesimus[3] zu bezahlen, und mahnt seine geistigen Kinder in Rom: „Bleibet niemand etwas schuldig, außer daß ihr einander liebet."[4] In Ephesus besaß Paulus, wie die Apostelgeschichte meldet[5], vornehmere Asiaten (Asiarchen) zu seinen Freunden. Die Mitglieder der paulinischen Gemeinden verharrten unter den Augen des Apostels bei ihren geschäftlichen Stellungen[6]. Besonders deutlich zeigt sich seine Achtung des Eigentums in der Handhabung der Kollekten zugunsten der palästinensischen, durch Hungersnot bedrückten Christengemeinden. Zwar verhehlt er den heidenchristlichen Gemeinden nicht, daß sie durch ihre Spenden eigentlich nur eine Schuld im Sinne höherer Gerechtigkeit abtragen: „Die in Mazedonien und Achaja fanden für gut, eine Beisteuer zusammenzubringen für die Armen unter den Heiligen Jerusalems. Sie fanden es für gut, sind aber auch ihre Schuldner; denn wenn die Heiligen an ihren geistigen Gütern teilgenommen haben, so sind sie schuldig, ihnen auch mit den leiblichen beizustehen."[7] Diese Gesinnung hinderte ihn aber nicht, vom Standpunkt der sozialen Verhältnisse diese Gaben

---

[1] Apg. 19, 19. „Viele aber aus denen, welche vorwitzigen Dingen nachhingen, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie vor allen. Und man berechnete ihren Wert und fand ihn zu 50 000 Denaren." Da es sich um eine griechische Stadt handelt und der Verfasser nicht für Juden, sondern für griechisch redende Juden und Römer schrieb, ist nicht an hebräische, sondern an griechische und römische Silberstücke zu denken" (Felten, Apostelgeschichte 362). [2] Phil. 4, 12. [3] Philem. 18 f.

[4] Röm. 13, 8. [5] 19, 31. [6] Röm. 16, 23.

[7] Röm. 15, 26 f.

als freiwillige Liebesgeschenke zu betrachten. „Am ersten Tage der Woche lege ein jeder von euch zurück und tue in den Schatz, was ihm gut dünkt, damit nicht, wann ich komme, dann die Sammlung geschehe."[1] Die Spende soll eine durchaus freie sein; keinerlei gesetzlicher oder moralischer Zwang darf ihr Maß bestimmen. Diese Regelung der Angelegenheit konnte der apostolische Leiter der korinthischen Gemeinde nur dann treffen, wenn deren Mitgliedern das Recht, über ihr Eigentum und ihren Arbeitsverdienst zu verfügen, frei zustand.

Warum beließ Paulus das Eigentumsrecht in den von ihm gegründeten Gemeinden und damit die Möglichkeit des Reichtums und seiner Gefahren? Die bloße Tatsache, daß er mit beredtem Munde vor den Gefahren des Reichtums warnte, dennoch aber die Erlaubtheit desselben nicht antastete, muß zum Schlusse führen, daß er auch die Lichtseiten des Reichtums kannte, und die Briefe des Heiligen geben davon Zeugnis. Wir lesen bei ihm die für diese Frage bedeutungsvollen Worte: „Jeder gebe, wie sein Herz sich vorgenommen hat, nicht mit Traurigkeit oder aus Zwang; denn einen freudigen Geber liebt Gott."[2] Auch Johannes hatte die freiwillige Wohltätigkeit als einen Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens dargestellt. Damit geben sie den Grund zu erkennen, der den Besitz im Christentum duldet. Er ist an sich sittlich indifferent, kann aber durch den Gebrauch nach dem Geiste Christi zu einem Mittel des Heiles für den werden, der seine Gefahren überwindet. Er ist empfehlenswert als Mittel, die Werke der Nächstenliebe zu vollbringen[3]. Ja, indem er die materielle Freiheit gewährt, sichert er auch die realen Äußerungen der geistigen Freiheit, welche der Religion des Geistes und der Wahrheit zukommen. Diese Wirkungen des Reichtums, welche auch im Alten Testamente schon gewürdigt wurden (so Sir. 13, 30; 38, 25—39; 42, 7. Spr. 10, 15; 14, 20 24), erklären es, wenn derselbe im Alten und Neuen Testamente sogar als ein Segen Gottes erscheint: „Gott ist aber mächtig, jegliche Gabe im Überfluß euch zu geben, damit ihr in allem immer voll Genüge habt und

---

[1] 1 Kor. 16, 2. [2] 2 Kor. 9, 7. [3] Eph. 4, 28.

reich seid zu jedem guten Werke, wie geschrieben steht. Er hat ausgestreut, den Armen gegeben, seine Gerechtigkeit bleibt immer und ewig. Und der, welcher den Samen dem Sämann gibt, wird auch Brot zur Speise geben und eure Saat mehren und den Zuwachs der Früchte eurer Gerechtigkeit vervielfältigen, so daß ihr in allem reich werdet und Überfluß habet, zu aller Gutmütigkeit, welche uns Dank gegen Gott bewirket."[1]

Trotz dieser Lichtseiten des Reichtums jedoch, trotz seines Segens für die freie Ausübung der Religion und seiner Bedeutung für die Betätigung der Nächstenliebe bliebe die Duldung des Reichtums durch die Apostel unbegreiflich, wenn Christus nach Weise der Ebioniten Besitz und Reichtum verdammt hätte. In einer Periode der religiösen Entwicklung, wo die begeisterte Nächstenliebe sogar zur freiwilligen Gütergemeinschaft überging, wie die Geschichte der christlichen Urgemeinde zeigt, wo der Geist der Armut und Selbstverleugnung auch anderwärts zu wahrhaft heroischen Akten der Selbstenteignung führte, versteht man nicht, warum die Apostel nicht wenigstens den Versuch einer allgemeinen pflichtgemäßen Aufhebung des Privatbesitzes gemacht hätten, wenn ihr Meister wirklich die Preisgabe des Reichtums und Eigenbesitzes als Pflicht verlangt hätte. Die Apostel müssen also aus dem Munde Jesu die Belehrung erhalten haben, daß die naturrechtliche Einrichtung des Privateigentums durch seine

[1] 2 Kor. 9, 8 ff. Ein neuerer Schrifterklärer sagt zu dieser Stelle: Die meisten älteren lateinischen Ausleger deuten den Ausdruck mit Arater (4. Jahrh.) nur von der inneren Gnade (vgl. Herväus, Thomas von Aquin, Nikolaus von Lyra). Richtiger aber halten die jüngeren Erklärer und die meisten Modernen mit dem hl. Johannes Chrysostomus dafür, daß jede zeitliche Wohltat damit bezeichnet werde. (Was heißt das, jede Gabe im Überfluß geben? Euch mit so vielen und so großen Gütern überhäufen, daß ihr die größte Freigebigkeit walten lassen könnt? Chrysost.).... Der angeführte Ausspruch lehrt, daß allermeist die zeitlichen Gaben zu verstehen sind. Er zeigt den Zweck an, für welchen Gott der Barmherzigkeit jede Gabe im Überfluß zuwenden wird. Denn zunächst beabsichtigt er mit diesem Überfluß, sie in jeder Weise, zu jeder Zeit mit den für das Leben nötigen Dingen genügend auszustatten, damit sie zu jedem Guten, d. h. zu jeglichem Werke der Wohltätigkeit (vgl. Apg. 9, 36) im Überfluß mitwirken können (Cornely, Comm. in S. Pauli ep. I, 246).

Offenbarung nicht aufgehoben werde. Wie die Arbeitslehren der Apostel Straßen gleichen, die alle vom Zentrum des Wortes Christi ausgehen, so führen auch die Regeln derselben über Besitz und Reichtum zu Christus zurück. Sie sind Lichtstrahlen seines Evangeliums, Verkündigungen seiner Sittenlehre.

Kehren wir also, nachdem wir die Stellung der Apostel, der authentischen Interpreten der Lehre Christi, kennengelernt haben, zurück zu den Evangelien. Unser Blick fällt zuerst auf die Gestalt Jesu Christi und auf die einzelnen Begebenheiten seines Wandels. Im Hinblick auf diese Begebenheiten und Umstände darf wohl auch schon hervorgehoben werden, daß die Mutter Jesu im Anschluß an Psalm 112 in der Erfüllung der Armen mit Gütern[1] einen Erweis göttlicher Macht und Barmherzigkeit bewundert, wie schon das Alte Testament überhaupt in Reichtum und irdischen Glücksgütern einen Segen Gottes erkennt (so in der Erneuerung des Wohlstandes Jobs, so in 1 Mos. 13, 2. 30, 42. 1 Kön. 3, 13. Ps. 112, 3. Spr. 10, 22. Sir. 42, 7). Wiederholt begegnet Jesus den Reichen, und er flieht ihren Umgang nicht. Er ruft den Zöllner Matthäus von seinem Geschäfte weg und erhebt ihn zu seinem Apostel[2]. Er verschmäht es nicht, mit den Standesgenossen und Freunden des Matthäus an dem Gastmahle desselben teilzunehmen[3]. Er erwählt das Haus des Zachäus zu seiner Einkehr[4], obwohl derselbe, wenn

---

[1] Die Worte im Lobgesang Marias (Luk. 1, 53): „Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern, die Reichen läßt er leer ausgehen", können wegen der ersten Satzhälfte unmöglich von einer Verwerfung des Besitzes verstanden werden. Es ist kein „Hymnus auf die soziale Revolution", wie der Vorsteher der Gilde vom hl. Matthäus ihn in einer Ansprache vom 14. September 1888 (bei Schulze-Gävernitz, Zum soz. Frieden II 167) nannte, sondern eine lobpreisende Beschreibung der Gottesmacht, die weder am Elend der Armen noch an der tiefgründigen Geldmacht der Reichen eine Schranke findet. Das Wort „Güter" bezeichnet hier nicht bloß Lebensmittel, sondern die irdischen Güter im allgemeinen (vgl. Schanz, Komm. über das Evangelium des hl. Lukas 101).

[2] Matth. 9, 9. Mark. 2, 14. Luk. 5, 27. [3] Matth. 9, 10.

[4] Luk. 19, 5 f. Thomas von Aquin (Opusc. 17, c. 7: De perfect. vitae spirit.) bemerkt zu diesen Beispielen: Gegen das Vorstehende könnte jemand

er auch wohltätig ist, doch weder sein Geschäft aufgibt noch auch nur auf seinen Besitz verzichtet. Er speist im Hause des vornehmen Pharisäers Simon[1] und im Hause eines „Obersten der Pharisäer“[2]. Er duldet Reiche unter seinen Jüngern. Salome[3] war begütert. Ebenso die Frauen, welche Jesus auf der Reise durch die Städte und Flecken begleiteten und ihm mit ihrem Vermögen dienten, darunter Johanna[4], das Weib des Chusa, des Verwalters des Herodes; Joseph von Arimathäa[5] und Nikodemus[6], der angesehene Ratsherr, gehörten den wohlhabenden Ständen an und waren gleichwohl Jünger des göttlichen Meisters. Jesus lobt den Glauben des Hauptmanns von Kapharnaum[7], ohne daß irgendein Zeichen vorläge, daß er in den Stand der Armut herabgestiegen sei. Ja der Liebhaber der Armut billigt es sogar, daß Magdalena das wahrhaft reichliche Opfer spendet und die Füße des Herrn mit köstlichem Nardenöle salbt. Nach den Aussagen der Zeugen repräsentierte die Salbe, die hier in einem Augenblick ausgegossen wurde, den für jene Zeit hohen Wert von 300 Denaren[8]. Jesus hat also durch die Predigt des Geistes der Armut die Verwendung irdischer Güter zur würdigen Verschönerung des menschlichen Lebens und geziemenden Ehrung der menschlichen Persönlichkeit nicht ausschließen wollen. Das freundliche Bild des wunderwirkenden Erlösers auf dem bescheidenen Freudenfeste der Hochzeit zu Kana muß noch mehr in der Ansicht bestärken, daß der Genuß ehrbarer Lebensfreude und die Beschaffung des dazu nötigen Aufwandes seine wohlwollende Billigung fand[9]. Die Kasse,

---

einwenden, daß Matthäus, Bartholomäus und Zachäus Reichtümer besessen haben und doch in das Reich des Himmels eingegangen sind. Allein das löst Hieronymus, indem er sagt, man muß beachten, daß sie zu der Zeit, als sie in ihn eingehen, reich zu sein aufgehört haben. Gewiß haben die Apostel auf ihre Reichtümer verzichtet. Das widerspricht aber unserer Folgerung nicht.

[1] Mark. 14, 3. Matth. 26, 6. [2] Luk. 14, 1.
[3] Mark. 15, 40; 16, 1. [4] Luk. 8, 3. [5] Matth. 27, 37.
[6] Joh. 3, 1: „ein Oberster der Juden“.
[7] Joh. 4, 49. Luk. 7, 5. Matth. 8, 5 ff.
[8] Mark. 14, 5. Matth. 26, 6.
[9] Joh. 2, 1 ff.

welche in der Jüngerschar Jesu mitgeführt wurde, wies zu Zeiten den erheblichen Betrag von 200 Denaren auf.

Diese Tatsachen aus dem Leben Jesu machen es unmöglich, zuzugeben, daß der Welterlöser den Wohlstand schlechthin aus seinem Reiche ausgeschlossen habe. Sein Lehrwort stimmt mit den Tatsachen überein.

In derselben Rede, in welcher er die Armen (im Geiste) selig pries, sprach er auch das Wort: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", und verhieß damit auch dem Besitzenden, dem der Reichtum goldene Schwingen leiht, um den Notleidenden zu Hilfe zu eilen, seine besondere Huld. Wie wäre er übrigens auch nur dazu gekommen, den Zusatz „im Geiste" seiner Seligpreisung hinzuzufügen, wenn rein die materielle Armut der Gegenstand seines sittlichen Lobes gewesen wäre?

Die Frau in dem Gleichnis von der verlorenen Drachme ist auf die Erhaltung ihres Besitzes mit großem Eifer bedacht. Dennoch gilt ihre Freude über das wiedergefundene Geldstück als ein den natürlichen und vernünftigen Verhältnissen entnommenes Veranschaulichungsmittel der Freude der Engel über die Bekehrung des Sünders. Der gute Sohn in der Parabel ist jener, welcher schon seine Jugendzeit der Erhaltung des elterlichen und künftighin eigenen Besitztumes in angestrengter Arbeit widmet[1].

Im Gleichnis von den fünf Talenten[2] ist das Verhalten des Eigentümers zu seinen Knechten das Bild, wie der Richter am Weltgerichte die Menschen richten wird. Das Verhalten des Eigentümers muß demgemäß dem Gesetze der (natürlichen) Gerechtigkeit entsprechen. Er mußte ein natürliches Recht haben, von seinen Knechten den Gewinn zu fordern, da sonst die Verwerfung des trägen Knechtes eine schwere Härte wäre und unmöglich als Typus des göttlichen Vorgehens beim Gerichte gedeutet werden könnte.

Also ist Besitz und Erwerb nach Christi Lehre den Gesetzen der Gerechtigkeit an und für sich angemessen. Auch im Christentum ist es erlaubt, Güter, selbst in reichlichem Maße, zu besitzen.

---

[1] Luk. 15, 11 ff. [2] Matth. 25, 15.

„Es ist eine durchaus falsche Darstellung, wenn E. Renan behauptet, Jesus habe in betreff seines Verhältnisses zu den Armen und der Armut die Lehre der Ebioniten, le pur ébionisme, la doctrine que les pauvres seuls seront sauvés, que le règne des pauvres va venir, aufgestellt. Dieser angebliche goût exagéré de pauvreté, von dem Jesus beherrscht gewesen und infolgedessen er die Behauptung ausgesprochen haben soll: que ne rien posséder fut le véritable état évangélique, fand sich in der behaupteten Weise durchaus nicht bei Jesus. Niemals hat er sich dahin geäußert, daß die Reichen als solche von der Gemeinde Gottes ausgeschlossen seien, was die Meinung von Renan zu sein scheint, sondern er hat lediglich die Erfahrungstatsache ausgesprochen, daß es den Reichen schwer falle, die zur Aufnahme in das Reich Gottes erforderlichen Bedingungen zu erfüllen, und zwar nicht wegen ihres Reichtums, sondern wegen ihrer unrichtigen Herzensstellung zu den Gütern dieser Welt." „Der Geist der Aufopferung, der von Jesus ausgegangen ist, heiligt auch den Besitz der irdischen Güter. Er weiht das irdische Gut dem höchsten Gute und bewirkt dadurch, daß bei Gott möglich wird, was bei Menschen unmöglich scheint." [1]

Wenn Paulus im Besitz ein Mittel des Heils sieht, folgt er hierin durchaus Christus. In der Parabel vom ungerechten Verwalter erscheint der irdische Besitz und jegliches von Gott verliehene Vermögen des Menschen als ein Mittel, gute Werke zu üben[2]. Die Aufforderung an den reichen Jüngling, seine Güter zu verkaufen und den Erlös an die Armen zu verschenken, wird ebenfalls mit der Verheißung begleitet, daß er alsdann einen Schatz im Himmel haben werde[3]. Damit ist der irdische Besitz, wenn er gottgefällig verwendet wird, zu einem Mittel des Heiles gemacht. Auch als Belohnung treuen Dienstes gegen Gott erscheint er in den Worten Jesu: „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, es ist niemand, der Haus oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Acker um meinet- und des Evangeliums willen

---

[1] Schenkel, Das Charakterbild Jesu (Wiesbaden 1864) 393 212.
[2] Siehe oben die genannte Erklärung in Theol. Quartalschrift 1911.
[3] Matth. 19, 21.

verläßt, der nicht Hundertfältiges dafür erhält, jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker."[1] „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles dieses wird euch zugegeben werden"[2], hören wir ein anderes Mal den Heiland sprechen. Auch in diesen Worten erscheint der Besitz zeitlichen Gutes als eine diesseitige Belohnung der übernatürlichen Gerechtigkeit des menschlichen Wandels, das Recht auf Besitz in der Beglaubigung Christi. Nicht nur das Eigentum, sondern gerade das Eigentum an Produktionsmitteln ist vom Heiland gepredigt worden[3].

Diese Erklärung bietet den Schlüssel zur Lösung des Rätsels, wie die Anerkennung des irdischen Besitzes mit jenen Stellen zu vereinbaren sei, welche den Besitz zu verdammen und völlige Entäußerung von demselben zur Bedingung der Mitgliedschaft des Reiches Gottes zu machen scheinen. Beschäftigen wir uns mit dieser Frage.

Eine die Gestalt Christi gänzlich vermenschlichende Erklärung erkühnte sich, jene Urteile über den Reichtum als Ergüsse eines von überspannten idealen Strebungen getragenen Geistes hinzustellen[4]. Kritische Prüfer der Evangelien, welche in unsern heutigen Evangelien nur noch Überarbeitungen der Urevangelien zu erkennen sich getrauen, wollen in den harten Urteilen über den Reichtum tendenziöse Färbungen der Aussprüche Christi zugunsten einzelner Strebungen im Urchristentum sehen[5].

---

[1] Mark. 10, 29 f. „Die Belohnung im Diesseits ist natürlich nicht wörtlich zu erklären, sondern von dem Ersatze zu verstehen, den die Christen in der christlichen Gemeinschaft für die durch die Bekehrung herbeigeführten Verluste erlitten" (Schanz, Komm. über das Evangelium des hl. Markus [Freiburg 1881] 327). Aber es ist doch von einem Äquivalent der hingegebenen Güter die Rede, welches durch seine Eigenschaft als Ersatz die Rechtmäßigkeit und sittliche Erlaubtheit jener anerkennt und durch seine figürliche Benennung den irdischen Besitz als göttliches Belohnungsmittel erscheinen läßt. [2] Matth. 6, 33.

[3] Donoso Cortes, Versuch über Katholizismus, Liberalismus und Sozialismus. Deutsch von Reiching. [4] Renan, Leben Jesu Kap. 11.

[5] Vgl. Rogge, Der irdische Besitz 9 ff. Zur Kritik dieser Anschauung über die Entstehung unserer Evangelien vgl. Schanz (Apologie II[2] 609 ff.) und Belser (Zur Evangelienfrage [Theol. Quartalschr., Ravensburg 1898] 177 ff.).

Man muß beide Augen schließen vor den Tatsachen der Kirchengeschichte, um, wo Christus die Selbstentäußerung anempfiehlt, von Schwärmerei zu sprechen, trotz der großen Segnungen, welche der hochherzige Verzicht so vieler Persönlichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart auf zeitlichen Reichtum für die Hebung der Sittlichkeit, der Zivilisation und Kultur, der Kunst und Wissenschaft zur Folge gehabt hat.

Auch dafür liegt kein zwingender Grund vor, die scharfen Urteile über den Reichtum einem Überarbeiter der Evangelien bzw. Überarbeiter der Reden des Herrn auf die Rechnung zu setzen. Denn dieselben stehen mit den Lehren Jesu im übrigen nicht in Widerspruch, wenn man nur bei der Auslegung ihre Qualität als Rat oder die Beziehung auf die besondern Verhältnisse der Adressaten in Anschlag bringt. Man kann das Evangelium Jesu nicht verstehen, wenn man vergißt, daß dasselbe an die Menschheit gerichtet ist und die Beobachtung seiner Sittenlehre von der Gesellschaft verlangt. Nicht der einzelne für sich, sondern die Kirche ist der mystische Leib Christi. Sind die einzelnen am Leibe der kirchlichen Gesellschaft Glieder mit verschiedenen Fähigkeiten und verschiedenem Berufe, so muß auch das Evangelium dem einzelnen nach Maßgabe seines durch Fähigkeit und Beruf bestimmten Verhältnisses zur Gesellschaft einen seiner Individualität entsprechenden Spielraum gewähren. Das Evangelium muß nach den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft in der Kirche Satzungen und Einrichtungen enthalten, die derselben vonnöten sind, und ihre Durchführung von ihr verlangen, ohne daß sie gleichwohl von jedem einzelnen beobachtet werden müßten. Neben den Lehren und Geboten über die allgemein menschlichen Aufgaben im Reiche Christi müssen wir Lehren und Gebote im Evangelium finden, welche die besondern Lebensstände regeln und heiligen und die Grundlagen der gesellschaftlichen Gliederung gedeihlich festlegen. Es gibt daher Gesetze, welche dem einzelnen gegenüber sich als Rat darstellen und unter Billigung derselben von den Berufenen erfüllt werden wollen. Bei dieser Bestimmung des Evangeliums für die Gesellschaft kann man nicht von Widersprüchen reden, wenn Lehren, Gebote und Ein-

richtungen sich finden, die von einem und demselben nicht zugleich durchgeführt werden können. Unzweifelhaft hat der Herr in einzelnen Fällen verlangt, daß die, welche in seine Jüngerschaft eintreten wollten, ihre Habe gänzlich verließen. Er konnte das auch, ohne mit der Anerkennung des Rechtes auf Eigentum, selbst des Reichtums als Heilsmittel, in Widerspruch zu geraten; denn es gibt in seinem Reiche Aufgaben zu lösen, welche mit der Hingebung an den Erwerb zeitlicher Güter nicht zu vereinbaren sind, z. B. der Apostolat; es gibt auch Naturen, die von den Gefahren des Reichtums nur durch eine mutige und willensstarke Dahingabe aller privaten irdischen Habe befreit werden können; es gibt Stufen der Vollkommenheit, die viele nur ersteigen können, wenn sie die Last der Sorge um den Reichtum von den Schultern geworfen haben, wie Jesu Rede an den reichen Jüngling zeigt.

Der Befehl, alles hinzugeben, verpflichtet deshalb nur unter der Voraussetzung der Berufung zu diesen Aufgaben und der Übernahme derselben bzw. der subjektiven Unmöglichkeit, anders sein Heil zu wirken. Für die Allgemeinheit enthält diese Aufforderung einen Rat, sofern jedermann eingeladen ist, in seinem Stande nach der Vollkommenheit zu streben, ohne aber zur Ergreifung der bezüglichen Lebensweisen verpflichtet zu sein[1]. Einen allgemeinen Befehl zur Entäußerung von jeglichem Besitze hat Christus weder gegeben noch wird in den Evangelien ein solcher überliefert.

Wir lesen allerdings: „Verkaufet, was ihr habet, und gebet Almosen."[2] Der Erlöser richtete aber die Worte nicht an die Gesamtheit des Volkes, sondern an seine Jünger, die berufen waren, die Sendboten seiner Lehre zu werden. Ausdrücklich beginnt Christus V. 4: „Euch aber, meine Freunde, sage ich", und als V. 13

---

[1] Vgl. Kössing, Der reiche Jüngling im Evangelium (Freiburg 1868) 76 ff.

[2] Luk. 12, 33. Das ist ein Rat, kein Befehl, wie Pelagius behaupten wollte, indem er sagte, alle Christen müssen nach dem Gebote Christi arm sein. Denn daß dies ein Rat ist, geht aus den Worten Christi Matth. 19, 17 und 21 klar hervor: Wenn du vollkommen sein willst, sagt er, so verkaufe alles usw. (Corn. a Lap., Comm. in Luc. 16, 172).

einer aus dem Volke ihn unterbrochen hat, betont der Evangelist V. 22 wiederum, daß der Herr nach der Zwischenbemerkung an seine Jünger sich wandte; V. 41 ergreift Petrus das Wort zu der Frage: „Herr, sagst du dieses Gleichnis für uns oder für alle?“ und erhält eine Antwort, die eben das erste Glied der Frage bejaht. Zu dieser Disjunktion stimmen die Schlußworte V. 48: „Von einem jeden, dem viel gegeben worden ist, wird viel gefordert werden, und wem viel anvertraut worden ist, von dem wird viel zurückverlangt werden.“

Bleibt aber die Schwierigkeit nicht dennoch bestehen? Lesen wir nicht die Worte: „Also kann keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er besitzt, mein Jünger sein“[1], welche nach den Einleitungsversen jener Rede unbestreitbar an „das Volk“ gerichtet sind? Hier wenigstens ist doch der Verzicht auf jeden Besitz für alle zur Bedingung der Mitgliedschaft im Reiche Christi gemacht?! Wir antworten mit einer Unterscheidung. Das Verhältnis des Menschen zum Besitze kann nämlich ein dreifaches sein. Er kann sich des Besitzes völlig entäußern und in den Stand jener freiwilligen Armut treten, wie sie vom reichen Jüngling und den Aposteln gefordert wurde. Er kann anderseits so enge mit dem Besitze der Gesinnung nach verwachsen sein, daß sein ganzes Leben und Streben in dem Besitze als seinem Ziele aufgeht, so daß er ein Sklave des Besitzes wird. Eine solche materialistische, dem Irdischen und Vergänglichen zugetane Richtung ist der unsterblichen Seele unnatürlich und mit dem Geist des Christentums unvereinbar. Das Verhältnis des Christen zum Besitz muß vielmehr ein solches sein, daß seine Seele nicht vom irdischen Besitz beherrscht wird, sondern ihn beherrscht. Diese Herrschaft kann bis zum Verzicht auf den Besitz gehen; sie ist aber auch schon dann vorhanden, wenn die Seele von der Anhänglichkeit an die Güter dieser Welt sich dermaßen losgelöst hat, daß sie niemals zum Widerspruch gegen Gottes Gebot veranlassen können, sondern der begnadigte Wille unabhängig von ihnen über sie verfügt. Dies ist die dritte Art des Verhältnisses

[1] Luk. 14, 33.

zum Besitze. Sie entspricht der im Paradies gegebenen Bestimmung des Menschen zur Herrschaft über die Güter und Tiere der Erde, sie entspricht demgemäß auch dem Stande der Erlösten im allgemeinen, sie entspricht desgleichen den angeführten Worten Jesu bei Lukas. Niemand wird verkennen, daß hier die Ausdrucksweise Jesu ganz erheblich milder ist als in der Aufforderung an den reichen Jüngling und in der obigen an die Jünger. Dort fordert Jesus zu einer positiven Handlung der Besitzentäußerung auf, die mit einem Male sowohl als innerer Entschluß als auch im äußeren Vollzug alsbald zu vollführen ist. Ganz anders hier. Die Bedingung lautet nur: wer nicht verzichtet. Die Loslösung des Willens vom irdischen Gut wird gefordert. Nur der innere seelische Akt der Entäußerung von der Anhänglichkeit wird zur Bedingung der Mitgliedschaft im Reiche Gottes gemacht. Deshalb ist zu sagen, daß mit den angeführten Worten Christus allerdings von allen Menschen die seelische Loslösung aller Anhänglichkeit an das Irdische verlangt, wenn sie seine Jünger sein sollen, nicht aber die reale Trennung vom Besitze[1]. Vielmehr sollen sie in der Herrschaft über ihn und in seiner Verwendung nach dem Willen Gottes bekunden, daß sie auf den Besitz zugunsten des Willens Gottes verzichtet haben. Sie sollen in jener Art des Besitzes sich seelisch begeben, die der hl. Paulus mit den Worten beschreibt: „Es erübrigt, daß die, welche kaufen, seien, als besäßen sie nicht, und die, welche diese Welt brauchen, als brauchten sie dieselbe nicht."[2] Gewiß kann dieser seelische Verzicht unter Umständen auch die reale Trennung zur Folge haben, und dann ist selbst diese Pflicht. Der Fall tritt ein, wenn das äußere Fest-

[1] Es ist die Sache nur von wenigen, sagt Beda, alles zu verlassen, d. h. die Sorgen der Welt hintanzusetzen. Sache aller Gläubigen aber ist es, auf alles zu verzichten, d. h. das, was zur Welt gehört, so zu besitzen, daß sie doch nicht an die Welt gefesselt werden. Höre hierbei auf das Wort des hl. Gregorius (Hom. 36): Ich will euch die Mahnung geben, daß ihr alles verlasset, aber ich rechne nicht damit. Wenn ihr nicht alles, was zur Welt gehört, verlassen könnt, so behaltet das, was dieser Welt angehört, so, daß ihr noch nicht an die Welt gefesselt seid usw. (Corn. a Lap., Comm. in Luc. 201). Vgl. auch Sieffert, Über den soz. Gegensatz im Neuen Testament 18.

[2] 1 Kor, 7, 29 f.; vgl. Nachfolge Christi 3, 38.

halten am Besitz die seelische Trennung von Christus nach sich zöge. So bezieht sich auch das „Weh euch, ihr Reichen" nur auf jene, welche ihre Seele an den Reichtum hängen und statt des Aufschwungs zu den geistigen Gütern in ihm und seinem Genusse ihren Trost finden; auf jene, welche als satt erscheinen, indem sie über den Besitz des Reichtums und seiner Genüsse hinaus keinen höheren Bestrebungen zugetan sind. Es gilt jener Anhänglichkeit an den Reichtum, für welche der reiche Prasser und der törichte Reiche in Luk. 12, 16 typisch sind.

Das neutestamentliche Zinsverbot, wenn der Ausdruck gebraucht werden soll, ist kein absolutes, welches den Verkehr des Geldes unterbindet und den Reichtum lähmt. Die Stelle bei Luk. 6, 34 spricht nicht vom Darlehen im geschäftsmäßigen Geldverkehr, sondern vom Darlehen, das aus Wohltätigkeit gegeben wird und gegeben werden soll. Jesus erklärt mit seinen Worten, daß es Pflicht werden kann, aus Wohltätigkeit Geld zu leihen, und daß diese Pflicht dem Armen gegenüber nur dann im Sinne der gottgewollten Nächstenliebe erfüllt wird, wenn das Darlehen nach Maßgabe der Not, nicht mit Rücksicht auf Gewinn, ja nicht einmal mit der sicheren Hoffnung auf Rückerstattung gegeben wird. Der Jünger Jesu, der dazu imstande ist, soll dem Dürftigen nach Maßgabe seiner Bedürfnisse in vernünftiger Weise und ohne Vernachlässigung eigener Pflichten auch mit Darlehen zu Hilfe kommen, selbst auf die Gefahr hin, Zins und Kapital verlieren zu müssen. Darin erprobt sich die wahre Liebe, daß sie aus dem Geist der Hilfeleistung heraus den Egoismus zurückweist und die Not des andern heilt, obwohl es mit einem Opfer zu geschehen hat. Auch bei Matth. 5, 42 ist an ein Darlehen gedacht, das aus Not verlangt wird. Die Aufforderung Jesu, sich des Zinsnehmens, ja jeglicher Rückvergütung, zu enthalten, ist eine durch die Not des Mitmenschen bedingte Verpflichtung, und besteht dort nicht, wo die Bedingung nicht besteht. Ebensowenig verpflichtet sie über das Maß der von Jesus vorausgesetzten Bedingung hinaus. Die Frage nach der Erlaubtheit des Zinsnehmens im geschäftlichen Geldverkehr bei produktivem Darlehen wird hier gar nicht besprochen. Man darf

immerhin, wenn diese aufgeworfen wird, nicht vergessen, daß Jesus auch die Parabel von den Talenten ausgesprochen hat. In jener erscheint es als selbstverständliche Pflicht, daß diejenigen, denen der Herr sein Geld übergeben hatte, auf dem Weg des produktiven Darlehens es fruchtbar zu machen hatten. Die Anklage gegen Jesus, als hindere sein Verhalten zum Zinsnehmen die natürliche Wirkung des Reichtums und diesen selbst, hat also in den Worten des Evangeliums keinen Anhaltspunkt. Wenn aber die Worte desselben lauten: „Wenn ihr denen leihet, wovon ihr hoffet wiederzubekommen, was für Dank verdienet ihr dann?", so ist daraus zu entnehmen, daß dem Darlehensnehmer im geschäftlichen Verkehr das Darlehen nicht als Wohltat angerechnet werden darf, sofern man christlich denken will. Diese Warnung Jesu ist geeignet, im geschäftlichen Geldverkehr eine befreiende und fördernde Wirkung zu üben[1].

Damit gelangen wir zur Feststellung des Verhältnisses Jesu zum irdischen Besitz und Reichtum. Wenn die katholische Tradition in der Gegenwart den Einzelbesitz, in dem sie eine Forderung der Natur erkennt[2], als Recht betrachtet, so bewahrte sie eben darin den unverfälschten Geist Jesu Christi, auf den eine dem Privateigentum abholde Sozialdemokratie vergeblich sich zu berufen sucht. Seine Lehre erlaubt den realen Besitz selbst von Reichtum, verlangt aber die innere Loslösung der Seele von der Anhänglichkeit an das Irdische, indem sie die Gefahren, die der Reichtum sonst herbeiführt, scharf hervorhebt. Das Evangelium befiehlt, den Besitz wegzuwerfen, wo er die Seele an der Auffahrt zu Gott hindert. Der in Gottes Liebe bewährte Christ hingegen erhält die Verheißung auch des Segens irdischer Güter. Jeder soll den Reichtum nur als Mittel ansehen und gebrauchen, durch gute Werke sich einen Schatz im Himmel zu erwerben. Besitz und Reichtum müssen den religiösen und

---

[1] Vgl. über das kirchliche Zinsverbot: Funk, Zins und Wucher (Tübingen 1868); Zimmermann, Ursprung und Begründung des kanonischen Zinsverbotes (Heidelberg 1915); Keller, Unternehmergewinn und Mehrwert (Köln 1912); Sombart, Der Bourgeois (Leipzig 1913); Sommerlad, Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters (Leipzig 1903).

[2] Rundschreiben Leos XIII. über die Arbeiterfrage (Ausg. Freiburg 1891) 14.

sittlichen Zielen untergeordnet werden. Der Reichtum, überhaupt der Besitz von Gütern, darf nicht das Ziel der christlichen Werktätigkeit sein. Soweit er als Objekt des menschlichen Strebens gesucht werden darf, kann er nur als Mittel zu höheren sittlichen Zielen in Betracht kommen. Das wollte Jesus aussprechen, als er mahnte, zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen, alles andere werde dem diese Suchenden zugegeben werden. Es wird dem Rechtschaffenen zugegeben als göttlicher Segen über sein Handeln, aber auch infolge innerer Konnexion mit der Gerechtigkeit des Reiches Gottes; denn sie lehrt und schützt die Arbeit und enthält in sich so wirksame Antriebe zu derselben, daß die Entwicklung des christlichen Geistes mit innerer Notwendigkeit zur umfassenden kulturellen Tätigkeit führt. Du „sendest aus deinen Geist, und sie werden geschaffen, und erneuerst das Angesicht der Erde", sagt der Psalmist[1]. Die Erfüllung des Wortes beschreibt die christliche Missionsgeschichte auf allen ihren Blättern.

„Selig die Armen im Geiste", sprach der Heiland. „Selig seid ihr Armen"[2], überliefert Lukas das Wort. Man hielt sich an seine kurze Wiedergabe des Herrenwortes, faßte das Wort „arm" ausschließlich im sozialen Sinne und erkannte in ihm die Idealisierung der realen Armut, des nackten Bettlertums. Die Unterstellung befindet sich zur Lehre Jesu über das Verhalten zum Reichtum so sehr in Widerspruch, daß sie im Grunde durch die Darlegung derselben widerlegt ist. Wir stellen aber außerdem die Frage: Wo findet sich im Evangelium eine Stelle, welche zum Betteln ermahnt? Christus kannte sehr wohl das Beschämende des Bettels: „Zu betteln schäme ich mich", heißt es Luk. 16, 3. Die Apostel werden ausgesandt ohne Gold und Silber, ohne viele Ausrüstung für ferne Zeiten. Hätte der Heiland den Bettel empfehlen wollen, so wäre hier eine Stelle gewesen, die Verkünder seines Geistes dazu zu ermuntern. Sie aber werden angewiesen, mit dem Recht auf Lohn, das dem Arbeiter zusteht, ihren Lebensunterhalt von denjenigen in Empfang zu nehmen, deren Seelen sie zu retten tätig sind. Diese An-

[1] 103, 30. [2] Luk. 6, 20.

ordnung schon hätte diejenigen zurückhalten müssen, welche es wagten, Christus als Stifter einer Bettlergemeinde nach Buddhas Art zu verleumden.

Fragen wir auch jene, welche „die Goldbarren" der Lehre des Heilandes mit liebreicher Sorgfalt „in die Goldmünzen" für den Bedarf des täglichen Lebens „umgossen", fragen wir die Apostel, die wir bislang als treueste Nachfolger des Vorbildes Jesu, als die wohlgefeiten Gefäße seines Geistes kennengelernt haben, so mahnen sie wohl zur Mildtätigkeit gegen die Armen; der träge Tagdieb aber, welcher die Lehre Christi in fauler Heuchelei sich zunutze machen möchte, erfährt die entschiedene Belehrung: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen."[1] Die Armen, deren Not die christliche Liebe stillen soll, sind die Witwen und Waisen[2], die von Not und Unglück Betroffenen[3], nicht der gesunde, aber arbeitsscheue Bettler. Die Evangelien selbst lassen wiederholt den Charakter der Armen erkennen, welche die Wohltätigkeit öffentlich in Anspruch nehmen, und die Christus im Auge hatte, als er die Unterstützung der Armen anempfahl. Es sind die Lahmen, die Blinden, die Aussätzigen. Wir erfahren das in bestimmtester Weise: „Wenn du ein Mittags- oder Abendmahl gibst, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder, noch Verwandte, noch reiche Nachbarn, damit sie dich nicht etwa wieder laden und dir vergolten werde, sondern wenn du ein Gastmahl gibst, so lade Arme, Schwache, Lahme und Blinde."[4]

Die Armut, welche Christus selig preist, ist die Armut im Geiste *(πτωχοὶ τῷ πνεύματι)*, wie Matthäus schreibt. Diese Bezeichnung gilt nicht nur den „freiwillig Armen"[5]. Sie umfaßt alle jene, welche die Not realer Armut im Geiste der Gottergebenheit ohne Haß und Neid gegen die Besitzenden tragen, jene, welche in dieser Schicksalsfügung ein heilsames Mittel zur Förderung des religiösen Lebens erblicken und davon Gebrauch machen. Aber

[1] 2 Thess. 3, 10. [2] Jak. 1, 27. Apg. 6, 1.
[3] Jak. 2, 15. 2 Kor. 8, 9 f. Röm. 12, 13.
[4] Luk. 14, 12 f.
[5] Chromatius von Aquileja, Homilien über die acht Seligkeiten.

der Begriff ist weiter. Es fallen unter ihn auch jene, welche ihr Herz von der Anhänglichkeit an den irdischen Besitz, an Stolz und Vertrauen auf denselben freigemacht haben, jene, welche trotz ihres Besitzes vor Gott sich arm wissen, die ihnen anvertrauten Güter als eine göttliche Verwaltung betrachten, über welche sie nicht nach Willkür schalten dürfen, sondern nach den Gesetzen Gottes verfügen müssen. Sein Umfang begreift jene, welche trotz des Reichtums aus Gottesliebe und Bußgeist auf den Genuß des Wohllebens verzichten und nach Jesu Vorbild mit wenigem zufrieden sind. Damit ist die Verwendung des irdischen Gutes zur würdigen Verschönerung des Lebens oder zur Bereitung ehrbarer Lebensfreuden nicht ausgeschlossen. Das Beispiel Jesu hat auch sie geheiligt. Wenn Herkner[1] sagt: „Kein Zweifel, die offiziellen Kirchen haben die Spitzen, welche in dem Evangelium gegen den Reichtum enthalten sind, energisch abgeschliffen, abgestumpft und umgebogen, aber sie konnten das christliche Gebot der Nächstenliebe doch nicht ganz in Vergessenheit geraten lassen", so ist auch kein Zweifel, daß er mit diesen Sätzen den prinzipiellen und geschichtlichen Sachverhalt unrichtig charakterisiert hat.

Solche Seelen sind, obzwar ihr Erdenlos sie an die Geschäfte dieser Welt fesselt, erhaben über das Irdische, voll Gedanken des Ewigen. Im Dienste des Dreieinigen walten sie pflichttreu über die Güter der Erde, die ihnen zugefallen, ohne deren Knechte zu sein, stets bewußt, daß es vergängliche Dinge sind, in deren gewissenhafter Verwaltung ihre unsterbliche Seele die Würdigkeit bewähren soll, der ewigen Güter im Besitze Gottes teilhaftig zu werden.

Diese Armut im Geiste steht mit dem Reichtum nicht in Widerspruch. Sie ist vereinbar mit dem realen Besitz, der Erhaltung und Vermehrung des realen Reichtums. Wo die Armut im Geiste zur realen Armut werden soll, da muß der Zweck der Heilswirkung durch sie sicherer oder doch ebenso sicher erreichbar sein als beim Festhalten am Besitze. Wie das Verhalten zum Reichtum durch die höhere Rücksicht auf die Nachfolge Jesu geregelt wird, so auch

---

[1] Arbeiterfrage[2] (Berlin 1897) 375.

das Verhalten zur Armut. Auch die reale Armut darf nicht aufhören, Armut im Geiste zu sein. Die Armut aus Trägheit entspricht den Absichten Jesu nicht, auch nicht die Armut jenes Elendes, welches den Menschen außerstand setzt, die von Naturrecht und Gottesgesetz ihm auferlegten Pflichten zu erfüllen. Die Parabel vom verlorenen Sohn bezeugt es. Deshalb wird den Reichen befohlen, diese Armut durch Mildtätigkeit zu heben. Deshalb gebar der Geist des Christentums jene fromme Liebe, welche durch die mannigfachsten Anstalten das Elend zu bannen suchte. Die Wahrheit, welche die Fesseln der Sklaven sprengte, will die Menschen nicht in die unwürdige Lage des Bettlertums herabdrücken. Ihr geziemt vielmehr, zu wirken, was die Apostelgeschichte von der altchristlichen Kirche zu Jerusalem bezeugt: „Es war kein Dürftiger unter ihnen." Die Armut im Geiste des Christentums ist kein Hemmnis der Kultur und Zivilisation, sondern ein Antrieb zur Förderung derselben. Sie brachte dem wahrhaft Armen die verlorene Menschenwürde zurück, indem sie alle zum Geiste der Armut und zur Pflege der Armen verpflichtete. Dadurch erhob sie auch den Armen zur Teilnahme am Werke der Kultur und Zivilisation, ohne den Reichtum auszuschließen. Das Christentum hat Raum für alle Erfordernisse des wirtschaftlichen Lebens. Wenn der Reichtum die Grundlage wirtschaftlichen Fortschrittes, eine Bedingung der Ausbreitung menschlichen Glückes oder doch ein kräftiges Mittel zur Untenehmung großer Werke ist: auf dem Boden des Christentums findet er reichlich Raum zur Entfaltung seiner Wirksamkeit. Tertullian[1] hat einen urchristlichen, immer lebenden Gedanken ausgesprochen, als er auf den Vorwurf, daß das Christentum nach Buddhistenart die Pflege der Armut übertreibe, die Antwort gab: „Wir wissen, daß wir Gott, unserem Herrn und Schöpfer, Dank schulden; keine Frucht seines Werkes verschmähen wir; allerdings (aber) richten wir uns so ein, daß wir den Gebrauch nicht über das Maß hinaus oder in verkehrter Weise machen."

---

[1] Apolog. c. 42 (Migne 1, 491).

6. Reichtum und Arbeit.

Wenn wir dem Reichtum eine mächtige Kraft zuerkennen müssen, das Arbeitsleben zu heben, so wäre es doch verfehlt, zu glauben, daß aus dem allgemeinen und ausgeprägten Streben nach Reichtum auch jederzeit die stärkste Anregung zur Arbeit entstehe. Ein volkswirtschaftlicher Schriftsteller der Gegenwart macht einmal die Bemerkung: „Ich vermag mir nur selten oder vorübergehend Umstände vorzustellen, unter denen die Ergiebigkeit der Arbeit wirklich durch den Mangel an Kapital beschränkt wird. Denn obwohl in einem Lande einzelne vorhanden sein mögen, die wegen Mangel an Kapital ihre Arbeit nicht so wirksam machen können, wie sie wohl möchten, so ist doch, solange in dem Lande überhaupt hinreichendes Kapital vorhanden ist, die wahre Schranke nicht der Mangel an Kapital, sondern der Mangel an gehöriger Verteilung."[1] Er deutet damit an, daß das Jagen nach Reichtum auch zu Erfolgen führen kann, welche, statt das Arbeitsleben zu fördern, geradezu ein Hemmnis desselben bilden. Wenn die Arbeit, wie es für eine primitive Gesellschaft angenommen werden kann, der einzige Weg zum Reichtum wäre, dann wäre allerdings ein Gegensatz zwischen dem Streben nach Arbeit und dem Streben nach Reichtum nicht zu fürchten. Je mannigfaltiger aber die Verhältnisse der Gesellschaft sich entwickelt haben, je vielstufiger ihr Organismus, je weiter die Teilung der Aufgaben vorgeschritten, je tiefer der Unterschied im Bildungsstand der einzelnen geworden ist, desto mehr bietet sich die Gelegenheit, ohne eigene Arbeit zu Reichtum zu gelangen, desto leichter tritt die Möglichkeit ein, daß dem Reichtum des einen in der Arbeit des andern ein Feind ersteht, den er unschädlich machen zu müssen glaubt. Dem Streben nach Reichtum läuft also das Gedeihen des Arbeitslebens, dieser tiefsten Grundlage des Menschenwohles, nicht parallel. Damit gewinnt die Tatsache, daß Jesus Besitz und Reichtum nicht absolut, sondern nur als Mittel zu sittlichen Zielen für gut erklärt hat, auch für die Arbeit eine hohe Bedeutung. Warum hat Christus den Reichtum nicht unbedingt als berechtigtes Ziel menschlichen

[1] Henry George, Fortschritt und Armut 1. Buch, Kap. 5, S. 73 f.

Strebens anerkannt, sondern das Streben nach ihm durch sittliche Bedingungen beschränkt? Wir antworten: Er wahrte durch Anerkennung des Besitzrechtes die Kräfte des Reichtums für die Entwicklung der Kultur und Zivilisation, zog demselben aber zugleich sittliche Schranken, daß der Reichtum die Förderung des allgemeinen Menschenwohles durch die Arbeit zu hindern abgehalten werde. Mit Rücksicht auf die Lobeshymnen, welche der ethische Materialismus auf die Segnungen des Strebens nach den materiellen Vorteilen des Reichtums für Kultur und Arbeit anstimmt, müssen wir die Notwendigkeit sittlicher Schranken im Erwerbsleben für das Gedeihen der Arbeit besonders betonen. Steht man doch nicht an, dieselben geradezu als Hemmnisse eines gesunden Fortschrittes hinzustellen.

Wie Blitze in der Nacht leuchten die Verheißungen des Glücks auf, welches der materialistische Volkswirt als die Folge des allgemeinen Strebens nach möglichst großem Reichtum vor Augen stellt.

Nachdem Darwin vermeintlich die Gesetze der Entwicklung aller Naturwesen aus den niedrigsten Anfängen bis zu den vollkommensten Gestalten gefunden hatte, glaubte man in seiner Hypothese auch das Licht zu besitzen, mit welchem der Schleier des Geheimnisses über den Wegen der menschlichen Kulturentwicklung durchhellt werden könne. Der Zuchtwahl im Kampf ums Dasein wurde der auf sich gestellte, von dem Moralgesetz emanzipierte wirtschaftliche Interessenkampf als Analogon zur Seite gestellt. Er ist der Weg des gesellschaftlichen und ökonomischen Fortschrittes. Der Reichtum und seine Vorteile sind der Preis dieses Kampfes; die Waffen das Hasten und Jagen nach Profit. Die gesamte Arbeit und die Gesamtheit der Arbeitenden haben für das Kapital nur die Bedeutung eines Profit erzeugenden Werkzeuges. Das Kapital lebt vom Profit, strebt nach Profit, ist nur tätig innerhalb des Profits[1]. O cives, cives, quaerenda pecunia primum est; Virtus post nummos[2]. Ausbeutung und Unterdrückung des Schwächern durch

---

[1] Siehe Neurath, Die Funktion des Geldes (Essays, 1880) 71.

[2] Horat., Ep. 1, 1, 53:

Geldgewinn, Bürger, vor allem frommt;
Nach dem Gelde die Tugend kommt.

den Starken werden zu Eroberungswegen im Kampf um den Reichtum.

„Die Enthaltung von Ausbeutung und Unterdrückung", so erklärt man, „würde als Prinzip der Gesellschaft sich sofort als das erweisen, was es ist, als Wille zur Verneinung des Lebens, als Auflösungs- und Verfallsprinzip." Darum keine größere Gefahr für die europäische Gesellschaft als die Überwucherung derselben durch das große Mitleid mit den Menschen. „Fort mit dieser schädlichen Verweichlichung des Gefühls, das Höhere soll sich nicht zum Werkzeug des Niedrigen herabwürdigen, das Pathos der Distanz soll in alle Ewigkeit auch die Aufgaben auseinanderhalten. Ihr Recht, da zu sein, das Recht der Glocke mit vollem Klange vor der mißtönigen, zersprungenen ist ja ein tausendfach größeres: sie allein (die höheren) sind die Bürgen der Zukunft, sie allein sind verpflichtet für die Menschenzukunft." „Jede Erhöhung des Typus Mensch war bisher das Werk einer aristokratischen Gesellschaft. Ohne das Pathos der Distanz, wie es aus dem eingefleischten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herabblick der herrschenden Klasse auf die Untertänigen und Werkzeuge, und aus ihrer ebenso beständigen Übung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, könnte auch jenes andere geheimnisvolle Pathos gar nicht erwachsen, jenes Verlangen nach immer neuer Distanzerweiterung innerhalb der Seele selbst, die Herausbildung immer höherer, seltenerer, fernerer, weitgespannterer, umfänglicherer Zustände, kurz, eben die Erhöhung des Typus Mensch."[1]

Auf diesen Erguß moderner Philosophie ist wohl die Frage eines neueren Apologeten am Platze: „Indem (die sentimal-pietistische Wollust vereinzelter und schwächlicher Tugendübung als eine unwesentliche Zutat zur Sittlichkeit aufgegeben und) Tüchtigkeit als das Wesen der Tugend erkannt wird, muß damit auch die freie und zielbewußte Selbstbestimmung zur Tüchtigkeit und die Überzeugung von deren Wert für den Nächsten schwinden? Muß mit der senti-

---

[1] Nietzsche, Jenseits von Gut und Bös, Werke VII (Leipzig 1895) 175 235 237.

mentalen Tugendseligkeit auch die bewußte Geisteskraft des Wohlwollens und Helfens preisgegeben werden?"[1] Als Antwort tönt uns ein überwältigendes Nein entgegen. Es muß nicht und darf nicht.

Den zukunftstrunkenen Propheten des Übermenschen und Kraftmenschen tritt die Frage entgegen, ob man wegen einer Spezialität im Menschentum den Menschen selbst niedertreten darf, oder ob nicht auch die Spezialität ihren Wert dadurch hat, daß sie Mensch ist. Da aber das letztere nicht zu leugnen ist, so ist es eine Versündigung an der Menschheit, um der Entwicklung einiger willen die Überzahl des Glückes dieses Lebens, seiner Würde und Freude ganz oder teilweise zu berauben. Das aber tut die von der Habsucht geleitete, auf die Erhöhung des Reichtums einzelner einseitig abzielende Wirtschaft. Ihre Wege sind geringer Lohn und lange, angespannte Arbeit des Mindestmaßes von Arbeitskräften. Mag bei diesem System der Reichtum einzelner wachsen. Die Arbeit wird der goldenen Berge dieser Reichen nicht froh, die Menschheit, die arbeitet und arbeiten will, die Großzahl der Menschen gewinnt aus ihnen keine Erquickung. Sie werden nicht mehr als Persönlichkeiten, sondern nur als Instrumente der Arbeit gewertet. Nur was sie für den Reichtum erbringen, nicht was sie für sich sind, wird der Maßstab ihres Wertes. Freiheit, Selbständigkeit, geistige Förderung und sittliche Festigung, Familienglück und seelische Hebung des Arbeiters sind für die ausbeutende Habsucht gleichgültig. Ja selbst an der Erhaltung der Arbeitskraft im Leben liegt ihr nichts, solange das Angebot von Händen Ersatz bietet für jene, die der Ausbeutung zum Opfer gefallen sind. Man braucht nicht auf die Zukunft zu warten, daß sie diese Ausschreitungen des Egoismus der Übermenschen im Streben nach Reichtum beweise. Die Geschichte des Arbeitslebens hat die Beweise längst erbracht.

Ohne zu vergessen, daß an der Einführung der Sklaverei das Recht des Krieges und der Sieger einen großen Anteil hat, ja daß

[1] Schell, Die göttliche Wahrheit des Christentums I (Paderborn 1896) 2, 610.

die Verstoßung der Kriegsgefangenen in den Sklavenstand eine Milderung bedeutet gegenüber der Tötung derselben, darf man doch die Habsucht verantwortlich machen für die Sklaverei als dauernde Einrichtung in ihrer historischen Form und mit ihrer Vernachlässigung der sittlichen Aufgabe des Menschen. Wenn jemand durch Kriegsrecht oder auch durch Verschuldung zum Sklaven geworden war, so darf die Humanität mit diesen Rechtstiteln keine Entschuldigung dafür gewähren, daß auch die Nachkommenschaft derselben von der Habsucht und dem Egoismus der Sieger und ihrer Nachkommenschaft in der Knechtschaft festgehalten wurden, und daß auch noch andere Wege von ihr erschlossen wurden, um Sklaven zu gewinnen.

Doch beschäftigt uns hier nur die Frage, ob die Sucht nach Reichtum, die nach solchen Mitteln griff, der Volkswirtschaft Segen gebracht hat. Das ist zu verneinen, mag man die Sklavenarbeit für sich, mag man ihren Einfluß auf die Arbeit und die Arbeitsbedingungen der Freien in Betracht ziehen. Den Beweis liefern die kulturgeschichtlichen Verhältnisse, deren Entstehen die Sklaverei schon in der alten Welt begleitete.

Diese Ächtung der Arbeit riß dem Freigeborenen die Werkzeuge des Landbaues und des Handwerkes aus den Händen. Ihr Fluch benahm auch dem Sklaven die Lust und Liebe zu eifriger Tat. Es schwand das frische, gesunde Arbeitsleben. Die Sklaven auf den Landgütern drängten die Freien in die Städte; ihre Hände waren entbehrlich geworden. Die großen Sklavenpächter[1] fanden es außer-

---

[1] Athen zählte, wenn die angestellten Untersuchungen zutreffen, zur Zeit seiner höchsten Blüte etwa 500 000 Einwohner, unter denen 135 000 Freie und 365 000 Sklaven waren. Korinth hatte 460 000 Sklaven, die kleine Insel Ägina 470 000. Vgl. Hettinger, Apologie des Christentums V⁹ 399. — In Rom mußte mancher Herr einen besondern Sklaven haben, zu dem Zwecke, ihm gelegentlich die Namen der Mitsklaven zu nennen (nomenclator). Die Stadt zählte nach Bunsen 650 000, nach Backer-Marquardt 300 000, nach Zumpt 1 300 000 Sklaven. Vgl. Döllinger, Christentum und Kirche 708 712. Ämilius Paullus brachte nach seinem Siege 150 000 Epiroten nach Rom, Marius bei Aquä Sextiä 80 000 Teutonen, bei Vercelli 60 000 Zimbern (Kiefl, Die Theorien des mod. Sozialismus über den Ursprung des Christentums [Kempten 1915] 128 130). Der Seeraub brachte oft an einem

dem einträglich, junge Sklaven aufzukaufen und zu einem Gewerbe „abrichten“ zu lassen, worauf sie entweder für die Rechnung ihres Herrn oder mietweise arbeiteten. Schon zur Zeit der Gracchen machte die Herabwürdigung der Arbeit durch die Geldsucht ihre unheilvollen Wirkungen fühlbar; nach und nach verlor sich in Rom der tüchtige, arbeitsame Mittelstand[1]. Die ungezügelte Jagd nach materiellem Reichtum erwies sich als Zerstörerin des Besitzes der Überzahl. Für sie schwand immer mehr die Aussicht, Eigentum zu bewahren und zu erlangen. Hatte die Sklaverei der Arbeit die Ehre geraubt, so war nun auch der materielle Beweggrund zur Arbeit für den Freien entschwunden. Auf der andern Seite schien von der Sklavenarbeit der Segen gewichen: „Der Landbau durch Sklaven ist der schlechteste.“[2] „Jede Art Ackerbau durch freie Bauern ist dem durch Sklaven vorzuziehen.“[3] Sklavenarbeit ist das Verderben der Arbeit, war die bittere Erfahrung Roms[4].

Damit hat das Klagelied des Altertums über die Arbeitsverheerungen des Goldhungers sein Ende noch nicht erreicht. Derselbe führte nicht nur zur Lähmung und Entwürdigung der Arbeit, sondern zum vollen Ruin derselben, nachdem er einmal den Mittel-

einzigen Tage 10000 Sklaven nach Delos. Diessel, Die Arbeit im Lichte des Glaubens (Regensburg 1897) 86. Weiß, Weltgesch. II 766 ff. Andere Berechnungen siehe bei Rutten, Cours élémentaire d'apologétique (Brüssel 1898) 414. „Man glaubt, daß unter Kaiser Claudius (41 n. Chr.) das römische Reich neben 60 Millionen Freien 120 Millionen Sklaven besessen habe“ (Krieg, Die röm. Altertümer 290). Noch größer ist das Mißverhältnis nach den Berechnungen Sabatiers (L'Église et le travail manuel VIII [Paris 1895]).

[1] Döllinger, Christentum und Kirche 714 f.; vgl. Krieg a. a. O. 290. Vgl. Horat., Od. 2, 18, 23 ff.; Eicken, Geschichte und System der Weltanschauung des Mittelalters (Stuttgart 1887, [2]1913) 14; G. Maier, Soziale Bewegungen und Theorien (1918) 34.

[2] Plin., Hist. nat. lib. 18, c. 6, § 36, rec. Sillig III (Hamburg und Gotha 1853) 147. [3] Columella, De re rust. 1, 7.

[4] Eine Zusammenstellung der Nachteile, welche aus Zwang und Sklaverei für die Arbeit entspringen, s. bei Schulze, Nationalökonomie (Leipzig 1855) 319: Der Sklave arbeitet faul, gedankenlos, ohne Streben nach Geschicklichkeit, ohne Schonung der Haustiere und Gerätschaften u. a. m.

stand vernichtet hatte. Der Ausbreitung der Arbeit muß die Tendenz zur Seite gehen, die Teilnahme an dem Genuß des Erdengutes ebensoweit auszudehnen. Mit dieser Tendenz steht die nackte Sucht nach eigenem Reichtum in Widerspruch. Sie führt infolgedessen zur möglichsten Beschränkung der Arbeit. Dies zeigte sich ebenfalls im heidnischen Altertum.

Die Aussaugung der Sklavenarbeit hatte die Geldmacht ins Ungemessene vermehrt. Nun entstanden die großen Güterkomplexe, die Latifundien. Aber nachdem einmal die nackte Selbstbereicherung Leitgesetz der Wirtschaft geworden, erschien es den Besitzern gewinnreicher zu sein, das Ackerfeld in Weideland zu verwandeln, als Scharen von Sklaven für den Feldbau zu unterhalten. Wo zuvor eine ackerbautreibende, fleißige, freie Bevölkerung gesessen, die Pflanzschule der sieghaften römischen Legionen, da irrte nun der leibeigene Hirt mit seiner Viehherde[1], während die Abkömmlinge der ehemals freien Kleinbauern in Rom als unruhiges Proletariat eine Gefahr des Reiches wurden. Indem der Geiz der einzelnen viele enteignete, drückte er die Produktion des Landbaus im übrigen zur Gewinnlosigkeit herab. Die römische Staatsverwaltung übte ununterbrochen den stärksten Druck auf die Marktpreise aus. „Die Ädilen verkauften in Rom 200 v. Chr. den Medimnus afrikanischen Weizens um $^3/_4$ Denar (50 Pf.). Bei diesem erzwungenen Preise konnte sich der Anbau des Getreides nicht rentieren. Um dem römischen Proletariat zu helfen, wurde die italienische Bodenkultur gänzlich ruiniert und die Getreide liefernden Provinzen gebrandschatzt."[2] Ein katholischer Apologet hat die Bemerkung ausgesprochen: „Es liegt eine furchtbare Lehre in der Geschichte, daß sechs Herren die Hälfte der Provinz Afrika besaßen, als Nero sie morden ließ."[3] Er hat recht. Verkennen wir auch die ernste Lehre nicht, welche die Folgen der Verödung Italiens durch die Latifundien und die Proletarisierung des Volkes aussprechen. Ein Dekret des Kaisers Honorius zählte in der von Natur so fruchtbaren Landschaft Campanien

[1] Döllinger a. a. O. 714.

[2] Schegg, Bibl. Archäologie 137.

[3] Hettinger, Apologie des Christentums V[9] 376; vgl. Plin. a. a. O. 146.

133514 ha verödeten Landes auf. Aus einem andern Dekret erfährt man, daß in Afrika die Hälfte der früher so ergiebigen Felder unbebaut war. Das Zusammenströmen des Besitzes in wenigen Händen — Philippus[1] behauptet 104 v. Chr., es gebe keine 2000 Bürger im römischen Reiche, die überhaupt Vermögen besäßen — untergrub das Arbeitsleben. Italien wurde unfruchtbar, abhängig vom Auslande. Indem die Geldsucht die Reichtümer des Landes in wenigen Händen vereinigte und in egoistischer Weise verwaltete, brach sie selbst die politische Macht desselben durch Unterbindung der Arbeit[2].

Nach dieser Beschränkung und Vernichtung der objektiven Bedingungen, auf welchen die Entfaltung eines freien Arbeitslebens beruhte, vollendete die Habsucht ihr Zerstörungswerk durch die Ertötung der subjektiven Antriebe freien Arbeitslebens in deren tiefster Wurzel.

Die Klage der Zeugen aus dem Altertum macht dem egoistischen Streben nach Reichtum den Vorwurf, daß es ein Wiederaufleben des Arbeitsgeistes unmöglich gemacht habe durch die sittliche Degenerierung des Volkes, zu welcher es führte. Auch Autoren, welche das politische Institut der Sklaverei als eine wirtschaftliche Notwendigkeit auf bestimmten Kulturstufen ansehen, geben zu, daß das Institut durch die einreißende Unsittlichkeit degenerierte. Dieses Einreißen lag aber in der Natur der Entwürdigung so vieler Menschen zur Unfreiheit begründet.

Die Sklaven waren nicht nur um ihre persönliche Würde betrogene Werkzeuge der Arbeit, ihre Herren hatten sie auch in den Dienst der Unlauterkeit gefesselt. Es kann hier nicht beschrieben werden, mit welchen Sünden der menschliche Name dank der Sklaverei, dank dem Mangel freier Arbeit bedeckt worden ist, wie die heiligsten Gefühle erstarben. War doch nicht selten der Sklave der Bruder des Herrn. Beide riß die sklavische Abhängigkeit in den Strudel tiefster sittlicher Korruption, die weit über die zunächst beteiligten

[1] Vgl. Cicero, De off. 2, 21, ed. c. p. 146 f.

[2] Siehe auch Eicken, Geschichte und System der Weltanschauung des Mittelalters 14.

Kreise hinausdrang. Wenn in Rom die Scheu vor der Ehe immer weiter um sich griff, so war einerseits die Armut der von dem Arbeitsgebiete Verbannten, in noch höherem Grade aber die Leichtigkeit des Umganges mit Buhlerinnen die Schuld. Scharen von Freigelassenen und deren Töchtern boten die Gelegenheit [1].

Die sittliche Korruption entnervte das Volk. Von den Bazillen der Genußsucht durchseucht, erlahmte im Menschen der nach hohen Zielen gerichtete und des einzelnen Kräfte in seinen Dienst beugende Wille. Die psychologische Vorbedingung des freien und aufstrebenden Arbeitslebens war verschwunden. Die heiße Glut der Geldgier hatte die Arbeit zum Schauplatz moralischen und sozialen Elendes werden lassen.

Diese wirtschaftlichen Krankheiten des Altertums illustrieren und erklären in erschütterndem Gemälde die Worte des stoischen Philosophen im Beginn der christlichen Ära: „Je mehr Reichtum, desto mehr Übel. Ich habe es selber gesehen: entsprechend dem Wachsen der Güter stellen sich auch mehr Nöte ein, und da, wo großer Luxus herrscht, häufen sich auch die Schmerzen, und wo viele Reichtümer sind, da sind viele bittere Qualen." [2]

Es half nichts mehr, daß mit dem Ende der Republik die ökonomische Lage der Sklaven sich besserte und ganz gehobene Kategorien des Sklavenstandes sich bildeten, Sklaven erschienen, denen große Vorrechte, Verwaltungen und Vertrauensstellungen eingeräumt wurden. Die allgemeine Lage verharrte in der ungesunden Niederung der überkommenen Verhältnisse und übte auf das Arbeitsleben seine nachteiligen Einflüsse weiter.

Warnend stehen an der Schwelle der auf den Zusammenbruch des römischen Reiches folgenden Jahrhunderte die Erfahrungen der antiken Welt.

Aber gleich als hätte sich ihr mächtiger Schall in den weiten Hallen der Zeit verloren, nachdem noch die Völker des katholischen

---

[1] Döllinger, Christentum und Kirche 720.

[2] Brief des Mara an Serapion (vgl. Cureton, Spicilegium syriacum [London 1885] 73 u. ö). Schultheß in Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft LI 370.

Mittelalters willig auf ihn gehört hatten, ruft eine neue Zeit wiederum die Sucht nach Reichtum zum Führer im Felde der Arbeit aus.

Es ging nicht lange, und zu den Reihen der Ankläger der Geldsucht traten neue Scharen und erhoben dieselben Vorwürfe.

„Handwerk und Arbeit wurden allmählich der Herzlosigkeit reicher Besitzer und der ungezügelten Habgier der Konkurrenz isoliert und schutzlos überantwortet — die Geldkünste des modernen Wuchers kamen hinzu, um das Übel zu vergrößern, und wenn auch die Kirche zum öftern dem Wucher das Urteil gesprochen, fährt dennoch ein unersättlicher Kapitalismus fort, denselben unter einer andern Maske auszuüben. Produktion und Handel sind fast zum Monopol von wenigen geworden, und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande nahezu ein sklavisches Joch auflegen.“ [1]

Das Streben nach Reichtum als leitende Regel im Wirtschaftsleben treibt zur wucherischen Ausbeutung der Arbeitskräfte, d. h. zur möglichst scharfen und zeitlich möglichst ausgedehnten Anspannung derselben zugunsten des Arbeitsherrn und gleichzeitig zur möglichst reichlichen Aufbürdung der Lasten des Arbeitslebens auf die dienenden Schultern.

Die Gewinnsucht ist bemüht, im lukrativen Erwerb ohne produktive Tätigkeit [2] die Früchte fremder Arbeit sich anzueignen. Wo sie der Arbeit zu ihrem Werkzeug bedarf, drückt sie den Lohn des Arbeiters auf ein Minimum hernieder, das sie nicht nach der Arbeitsleistung, sondern nach der Schwierigkeit oder Leichtigkeit, mit welcher die Arbeitskräfte gewonnen werden können, bestimmt [3]. Das Verhältnis des Arbeitsangebotes zur Nachfrage nach Arbeitern wird unter der Herrschaft der Gewinnsucht zur Lohnregel. Dabei senkt sich die Wagschale naturgemäß zuungunsten des Arbeiters. Es hilft nichts, wenn auch gleiche Gewinnsucht ihn beseelt. Sie ist gegenüber dem Kapitalkräftigen im einzelnen ohnmächtig. Entweder ist der Arbeitsuchende mit seiner Kraft auf die Arbeitgeber angewiesen, um existieren

---

[1] Worte Leos XIII. im Rundschreiben über die Arbeiterfrage (Freiburg 1891) 8. [2] Vgl. Weiß, Apologie des Christentums [4] IV 381 f.
[3] Vgl. v. Schulze-Gävernitz, Zum sozialen Frieden I 42.

zu können, dann zwingt die Not zur Arbeit um den Minimallohn des zur Existenz dürftig Ausreichenden. Ist er aber nicht auf die Arbeitnahme in Dienststellung angewiesen, um eben leben zu können, so gewinnt er durch Arbeitnahme immerhin mehr, als wenn er müßig ist, und wird infolgedessen schon um wenig hohen Lohn in Arbeit zu treten bereit sein[1]. Während so auf der einen Seite die Geldmacht des Kapitals immer mehr emporwächst und der Reichtum in wenigen Händen, welche durch die Sucht nach Bereicherung leicht zur Koalition gegen die Arbeiter, zu Ringen, zusammengeführt werden, sich ansammelt, erwächst auf seiten der Arbeitsuchenden eine scharfe Konkurrenz. Mit der Konzentration des Kapitals im Besitze weniger mehrt sich die Zahl der Arbeiter. Der kärgliche Lohn der Männer läßt die Frauen- und Kinderarbeit zur Hebung des Familieneinkommens wünschenswert erscheinen. Jene leichteren Beschäftigungen, welche geeignet sind, von Frauen und jugendlichen Arbeitern beiderlei Geschlechtes verrichtet zu werden, werden ausgeschieden aus dem Bereich der Männerarbeit und schwächern Kräften anvertraut, die ohnehin billiger zu erhalten sind[2]. Die Konkurrenz wird noch drückender, weil die Anwendung der Maschine und ihre steigende Vervollkommnung immer mehr Hände entbehrlich macht. Mit der verschärften Abhängigkeit der Arbeiter vom Arbeitgeber infolge der Konkurrenz ist der Ausdehnung der Arbeitszeit, der Sonn- und Feiertagsarbeit das Tor geöffnet.

Welches sind die Folgen dieser durch die Gewinnsucht bewirkten Verhältnisse für das Arbeitsleben? Ruft sie nicht alle Kräfte ans Werk, fesselt sie nicht durch ihren eisernen Befehl alle an das große Arbeitshaus der Produktion? Es möchte auf den ersten Blick scheinen, daß der Wille zum Reichtum berufen sei, die menschliche Kultur nach Höhe und Breite aufs beste zu fördern, daß aus ihr der Menschheit ein heiteres Glück erblühe. Bei genauerem Einblick zeigt es sich indes bald, daß wir nur die trügerische Blüte eines in der Wurzel kranken Stockes vor uns haben, die bald falbt und

[1] Siehe das Beispiel bei Rausch, Das Problem der Armut 54.
[2] Vgl. v. Schulze-Gävernitz a. a. O. 46.

fällt und mit ihrem Tod das Sterben des ganzen Gewächses verkündet.

Nur ein solches Arbeitsleben kann ein gedeihliches genannt werden, bei welchem nicht nur große Reichtümer erzeugt werden, sondern auch das Wohl des arbeitenden Volkes in physischer, intellektueller und sittlicher Beziehung blüht. „Wir unterscheiden drei Klassen von Kulturgütern, die wenigstens in irgendeinem Grade allgemein Verbreitung finden. Die erste soll ganz gleichmäßig unter alle verbreitet werden. Das sind aber die Güter religiös-sittlicher Kultur. Andere bezeichnen das Minimum auf jedem einzelnen Gebiete. Dieselben wollen also auch gleichmäßig verteilt sein. Das wirtschaftliche Auskommen, eine Rechtsstellung von der Gesellschaft geschützt, menschenwürdiges Familienleben, elementarste Bildung, das sind Grenzen, unter welche die tiefststehende Klasse der Bevölkerung nicht sinken darf, es sind die Fundamente des Gesellschaftsbaues, in dem wahre Kultur dienen soll."[1] Ist die Sucht nach Reichtum imstande, solche Kultur hervorzubringen und die richtige Verteilung der Kulturgüter in der Menschheit zu bewirken? Das ist zu verneinen. Deshalb ist der Goldhunger auch in der modernen Welt ein Kulturfeind, der zuletzt Arbeiter[2] und Arbeit zugrunde richtet.

Ohne uns auf denselben Standpunkt zu stellen, dürfen wir hier doch die Worte Vetters[3] anführen, der auch auf die schlimmen Folgen dieser Methode der Wirtschaft auf die Reichen selbst hinweist: „Den Idealmenschen der Zukunft ... wird das rücksichtslose Jagen nach Reichtum und Ehre, vor dem, wenigstens wo es von Erfolg begleitet ist, die Gegenwart bewundernd in die Knie zu sinken pflegt, geradezu verächtlich und verabscheuenswert erscheinen, nicht bloß darum, weil derjenige, welcher aus solchem Wettkampf als Sieger hervorgeht, eine Menge Beraubter, Verwundeter und Toter auf seiner Bahn zurückgelassen hat, sondern auch deshalb, weil er unter allen Umständen selber nur als Krüppel am Ziele anlangen kann, wenn nicht in leiblicher, so doch gewiß in geistiger und gemütlicher

[1] v. Nostitz-Rieneck, Das Problem der Kultur (Freiburg 1888) 122.

[2] v. Schulze-Gävernitz, Zum sozialen Frieden 45.

[3] Die moderne Weltanschauung und der Mensch² (Jena 1896) 154.

Hinsicht — als verhärteter, einseitiger, innerlich unbefriedigter Mensch, der es selber nur zu wohl fühlt, daß er der im Staate, in der Gesellschaft errungenen Stellung eigentlich nicht würdig, und daß sein Glück ein Götze auf tönernen Füßen ist."

Durchschreiten wir die Reihen der Arbeiter der verschiedenen Gruppen, wo dieselben das Joch der Habsucht tragen, um ihre Schädigungen zu erkennen. Niemand wird daran Anstoß nehmen, wenn vernünftige Eltern ihre Kinder frühzeitig anleiten, in Gemeinschaft mit ihnen leichtere Arbeiten der Landwirtschaft zu verrichten, oder sie sonst mit einer den jugendlichen Kräften angemessenen, denselben zur Stärkung, dem Willen zur Stählung gereichenden, leichteren Arbeit mäßig beschäftigen[1]. Das Auge vernünftiger Eltern wird immer die Grenze beachten, welche den jugendlichen Kräften gesteckt ist. Es wird in der Arbeit des Kindes nur die Entwicklung seiner Kräfte zu befördern suchen; der Gedanke, die Kräfte der Kinder auf Kosten der Entwicklung derselben auszubeuten, findet keinen Raum. Ganz anders verfährt die Sucht nach Reichtum mit den ihr ausgelieferten produktiven Fähigkeiten der Kinder. Sie sieht in ihnen nur billige Werkzeuge zur Erzielung hohen Gewinnes. Deshalb werden ihre Kräfte ausgebeutet — auf Kosten der leiblichen, geistigen und sittlichen Entwicklung. Man wird nicht von ungebührlicher Verallgemeinerung reden können, wenn nachstehend einige Beispiele über gewissenlose Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte folgen. Die prinzipielle Darlegung der nachteiligen Folgen des durch die Grundsätze der Moral Jesu nicht beengten Strebens nach Gold sieht in solchen Tatsachen einfachhin Belege für ihre Aufstellungen, unabhängig davon, ob sie mehr oder weniger allgemein zu verzeichnen sind. Eben die tiefsten Verirrungen sind typisch für die Tragweite der Folgen eines Abweichens vom gebahnten Pfade[2].

---

[1] Siehe Krieg, Lehrbuch der Pädagogik (Paderborn 1893) 208 f.

[2] v. Schulze-Gävernitz (a. a. O. 46) hebt nach summarischer Erwähnung unmenschlichen Druckes hervor, daß diese Dinge sich nicht bei sozialdemokratischen und andern Tendenzschriftstellern, sondern in offiziellen und unparteiischen Berichten finden.

Als in England der Fabrikbetrieb begann und die durch die handwerksmäßige Produktion festgestellten Preise noch nicht der neuen Produktionsweise entsprechend gesunken waren, da ernteten die Fabrikbesitzer überraschend große Profite. Da „entstand unter ihnen eine unheilvolle Gier nach Reichtum, deren Ausschreitungen selbst durch Menschlichkeitsgefühle nicht mehr eingeschränkt wurden.

Watts Versuche mit der Dampfmaschine waren damals noch nicht geglückt; um die nötige Betriebskraft zu erlangen, mußten die Unternehmer ihre Fabriken in entlegenen Tälern längs der Gebirgsflüsse errichten. Ihre Arbeiter schafften sie aus großstädtischen Armenhäusern herbei, namentlich Kinder, oft im Alter von fünf und sechs Jahren. Sie bedurften nur weniger erwachsener Männer; mit den sog. ‚Lehrlingen' betrieben sie ihre Maschinen Tag und Nacht, fast ohne jegliche Unterbrechung. Die kleinen, willenlosen Geschöpfe wurden schlimmer wie Sklaven behandelt. Grauenhafte Geschichten von überlanger Arbeitszeit und unmenschlichen Züchtigungen drangen aus den versteckten Baumwollspinnereien in die Städte herüber; hie und da regte sich der Gedanke an Parlamentshilfe, aber jahrelang blieb es bei dem bloßen Gedanken und vereinzelt ausgesprochenen Wünschen, bis die Fabrikgegenden furchtbar von Krankheiten heimgesucht wurden, deren Keime eine im Jahre 1796 in Manchester eingesetzte Untersuchungskommission in den Fabriken entdeckte."[1]

Im Juni 1836 wurden die Besitzer von acht großen Fabriken in der Nähe von Batley in Yorkshire angeklagt wegen Überarbeit, wozu sie Knaben im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren gezwungen hatten. Die Knaben hatten gearbeitet von Freitag morgens 6 Uhr bis 4 Uhr nachmittags des Samstags ohne irgendeine Erholung außer den Mahlzeiten und einer Stunde Schlaf um Mitternacht[2]. Ein Knabe von sieben Jahren und zehn Monaten mußte jeden Tag 15 Stunden arbeiten. Zehnjährige Knaben mußten die ganze

[1] Weyer, Die englische Fabrikinspektion (Tübingen 1888) 3 f.

[2] Vgl. Ratzinger, Volkswirtschaft 116 bzw. 206 f., woher auch die folgenden vier Beispiele entnommen sind. Lange, Arbeiterfrage 77; Monatsschrift für christliche Sozialreform (St. Pölten 1894), 16. Jahrg., 297 ff.

Nacht hindurch im Töpfergeschäft arbeiten und erhielten als Wochenlohn 3½ Mark. In den Tapetenfabriken (Englands) konstatierten die Kommissäre solche Überarbeitung von Kindern (von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends), daß sie die Augen nicht mehr offen halten konnten. Die Ausbeutung der Kinder in der Spitzenfabrikation schildert ein Zeuge also: „Um 2—4 Uhr morgens werden die Kinder von neun und zehn Jahren ihren schmutzigen Betten entrissen und gezwungen, für die nackte Existenz bis 10 und 12 Uhr nachts zu arbeiten, während ihre Glieder wegschwinden, ihre Gestalt zusammenschrumpft, ihre Gesichtszüge sich abstumpfen und ihr menschliches Wesen ganz und gar zu einem steinähnlichen Torpor erstarrt, dessen bloßer Anblick schauderhaft ist."

Als Peel die Bill von 1815 zum Schutze dieser sog. „freien" Kinder eingebracht hatte, bestritten die meisten Interessenten die Notwendigkeit derselben, obwohl festgestellt werden konnte (und durch Bericht von 1816 festgestellt wurde), daß fünf- und sechsjährige Kinder oft fünfzehn Stunden im Tag arbeiteten und daß ihre weichen Knochen durch die Eigentümlichkeit der Arbeit häufig verunstaltet wurden[1].

Solche Beispiele zeigen klar genug, daß Beschäftigung der jugendlichen Arbeiter im Lohnverhältnis, welche der Durst nach Reichtum hervorgerufen und durch die vermittelst karger Arbeitslöhne der Väter geschaffene Not festgehalten hat, kein Segen für die Arbeit ist. Sie knickt die jugendliche Kraft in ihrer ersten Blüte. Physische Degeneration ist die Folge. Es soll nicht verkannt werden, daß die Arbeitsgelegenheit für die Kinder von den Eltern gesucht werden kann und ihre Darbietung von der Industrie wie eine Wohltat von ihnen empfunden wird. Not und Erwerbsgeist der Eltern können

---

[1] Vgl. Weyer a. a. O. 9. In neuester Zeit hat die Arbeiterschutzgesetzgebung, speziell die obrigkeitliche Fabrikinspektion, diese Übelstände bei uns in verdienstvoller Weise bekämpft und zurückgedrängt, aber auch erfahren, wie zäh die Habsucht trotz physischer und sittlicher Gefährdung an der Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte da und dort festhält (vgl. die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten 20. Jahrg. 1895 [Berlin 1896], 112 f. 115 f.). Vgl. hierzu Retzbach im Oberrhein. Pastoralblatt 1901, Nr. 3 4 5.

dazu drängen. Rührt aber diese Not nicht oft von zu geringem Verdienst her? Gewiß ist es nicht immer der Fall, sondern moralische Entartung der Eltern treibt auch zum Mißbrauch der Arbeitskraft der Kinder. Aber diese Mißverhältnisse ändern nichts an den geschilderten schlimmen Folgen der Habsucht als Wirtschaftsprinzip. Auch in der Beteiligung der Frau an der industriellen Erwerbsarbeit ward eine Quelle eröffnet, der neben geringem Lohne eine Flut von Benachteiligungen des Arbeitslebens entströmt. Die Mutter wird der Familie entzogen, die naturgemäße Erziehung der Kinder leidet Not, die sittigenden Bande der Familie werden gelockert. Auch die physische Konstitution der Frauen wird geschwächt. Als Wirkung erscheint mangelnde Gesundung in der Nachkommenschaft. „In Wahrheit ist das Mitverdienen der Frau, worunter man den Gelderwerb außer dem Hause unter Vernachlässigung der Familie und des Hauswesens versteht, der sicherste Weg, um die Arbeiterfamilie in jenen Zustand proletarischer Verwilderung zu führen, aus welcher das Kapital seinen Vorteil zieht."[1]

„In dem Maße, wie die Frauen die langen Stunden in der Fabrik statt am heimatlichen Herde verbrachten, rissen abscheuliche Mißstände in dem Leben ihrer Familien ein, die späte Heimkehr nachts begünstigte die Immoralität unter ihnen. Die übermäßige Arbeitszeit — welche zu dulden sie die Armut nötigte und zu deren Abkürzung sie völlig machtlos waren — griff ihre Gesundheit an; als häßlich, von kantiger Figur und krankhaftem Aussehen waren diese Fabrikfrauen damals geschildert. Ihre Kinder gaben sie in die Obhut alter Frauen, welche die jüngsten derselben gleich morgens mit narkotischen cordials für den ganzen Tag betäubten; die Kinder wurden gerade in den Jahren, wo sie der mütterlichen Pflege am meisten bedurften, ganz vernachlässigt."[2]

Diese Opfer, welche für den Arbeitslohn der Frauen und Kinder gebracht werden müssen, sind um so verwerflichere Forderungen, als ihr Lohn in der Hand des Kapitalismus nur zur Waffe dient, die

[1] Lange, Die Arbeiterfrage 230.

[2] Weyer, Die englische Fabrikinspektion 106; vgl. 49.

Löhne der Männerarbeit herabzudrücken; sie werden um so verdammenswerter, als sie mithelfen müssen, alle jene Nachteile, welche als Folge kargen Lohnes den Arbeiter physisch und moralisch zugrunde richten, auch über die männliche Arbeiterwelt heraufzubeschwören. Der vom Geiz ausgebeutete Arbeiter muß sich oft mit einer Nahrung begnügen, die kaum zur Abwehr von Hungerkrankheiten hinreicht[1], mit einer Wohnung, die durch ihre Überfüllung als durchaus gesundheitsschädlich zu gelten hat.

Ist unter solchen Umständen die Klage unberechtigt, daß dem Arbeitswucher, diesem Sprößling des Geldwuchers, buchstäblich ungezählte Menschenleben zum Opfer fallen? „Das Arbeiterelend ist notorisch in einzelnen Distrikten auf eine solche Höhe gestiegen, daß die Militärverwaltungen dort seit Dezennien kein taugliches Rekrutenmaterial mehr finden[2]. Das Stücklohnverhältnis ermöglicht häufig den Nachweis, daß bei männlichen Arbeitern nach dem dreißigsten Jahre, bei weiblichen noch früher Kräfteverfall eintritt, so daß in einzelnen Bezirken Arbeiter von über vierzig Jahren[3] gar

---

[1] Lange, Die Arbeiterfrage 173 ff. 200 f. 230 f.

[2] „In Lancashire, dem Sitz der Baumwollindustrie, sei das vorgeschriebene Maß fast nie mehr erreicht worden. Ausländische Beobachter, die damals England besuchten, äußern sich erstaunt, daß die stämmige Gestalt des John Bull mit dem breiten Untergestell und dem runden, behäbigen Gesicht, unter dessen Bilde man auf dem Festlande den Engländer vorzustellen gewohnt war, kaum mehr zu finden sei. An seine Stelle trete ein bleicher, hohlwangiger Gesell mit schmaler Brust, faltiger Stirn und schwankendem Gange. Auch die zeitgenössischen Romane sind voll Schilderungen des körperlichen Elendes, wie es weite Kreise des Volkes ergriffen habe. Kingsley behauptet, man könne deutlich den Unterschied wahrnehmen zwischen jener älteren Generation, die ihre Jugend noch auf dem Lande und in gesunder Arbeit verbracht habe, und der jüngeren, welche Inzucht der Industrie sei" (s. bei v. Schulze-Gävernitz, Zum sozialen Frieden 48). Es ist bekannt, daß die Minderung der Militärtauglichkeit bei den Industriearbeitern auch in andern Ländern gegenüber der bei den landwirtschaftlichen Arbeitern beträchtlich ist.

[3] Nach 40 Jahren eines solchen Lebens waren die Arbeiter „alte Leute". Wegen vorgerückten Alters wurden sie dann gewöhnlich aus den Fabriken entlassen (vgl. Lord Ashley in der Rede vom 15. März 1844 bei v. Schulze-Gävernitz, Zum sozialen Frieden 52).

nicht mehr vorkommen. Und dabei glaube man ja nicht, daß es sich um Produktionen handelt, die an sich gesundheitsgefährlich und kräfteverzehrend sind. Die Textilindustrie fordert genau in der nämlichen Weise ihre Menschenopfer wie die Blei- und Quecksilberindustrie, ja sie ist noch gefräßiger als diese letzteren, die gerade wegen ihres üblen sanitären Rufes etwas bessere Lohnverhältnisse aufweisen."[1] „Riesig wuchsen die Millionen und Milliarden der Kapitalien in England an, aber nur um den Preis der geistigen Verödung und körperlichen Verkümmerung derjenigen, welche diesen Reichtum schufen. Die englische Konkurrenz zwang auch die andern Länder, die arbeitende Bevölkerung in ähnlicher Weise auszubeuten und überallhin, wo die Industrie sich festsetzte, Verderben und Elend zu tragen."[2]

Bis zu welch unwürdigen und gewissenlosen Maßnahmen das Streben nach Reichtum, wo es nicht durch die sittlichen Gesetze in Schranken gehalten wird, zuletzt führen kann, haben amerikanische Sklavenhalter gezeigt. „Die Verbindung unserer modernen Berechnung mit dem antiken Institut der Sklaverei hatte schon einen förmlichen volkswirtschaftlichen Lehrsatz daraus gemacht, daß der ‚schnellere Umtrieb der Negerleben' vorteilhafter sei als der langsamere; d. h. daß es am zweckmäßigsten sei, die Neger — die man doch kaufen mußte — durch Erpressung übermenschlicher Arbeitsleistung schnell zugrunde zu richten und aus dem erzielten Gewinn das Kapital zu ersetzen, d. h. neue, noch nicht durch die tödliche Anstrengung ruinierte Neger anzukaufen."[3] Ein gleich erschütterndes Zeugnis über die Verheerungen, welche der Geiz unter der arbeitenden Menschheit anrichtet, liefern die folgenden Beispiele.

Wieder und wieder durchläuft die europäische Welt die Kunde von verheerender Hungersnot in Indien. Woher kommt dieser unheimliche Gast in das reiche Land voll unerschöpflicher Schätze?

[1] Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung 117.

[2] Ratzinger, Volkswirtschaft 176 bzw. 205.

[3] Lange, Die Arbeiterfrage 59. Hier ist allerdings zu bemerken, daß auch Fälle sehr humaner Behandlung der Negersklaven bei den Amerikanern nicht fehlen (vgl. Devas-Kämpfe, Grundsätze der Volkswirtschaft 383).

Auf diese Frage antwortet Henry George[1]: „Jetzt, wie in früheren Zeiten, kann nur die alleroberflächlichste Ansicht den Mangel und Hungertod in Indien dem Druck der Bevölkerung auf die Fähigkeit des Landes zur Hervorbringung von Unterhaltungsmitteln zuschreiben. Die wahre Ursache des Mangels war und ist noch jetzt die Habgier der Menschen, nicht die Kargheit der Natur." Derselbe Autor sagt, „daß Irland noch nie eine so große Bevölkerung gehabt hat, daß die natürlichen Kräfte des Landes, nach dem jeweiligen Stande der produktiven Gewerbe, sie nicht ganz bequem hätten erhalten können. Zur Zeit seiner größten Volkszahl (1840 bis 1845) enthielt Irland etwas über acht Millionen Menschen. Aber ein sehr großer Teil derselben vegetierte bloß, wohnte in elenden Hütten, kleidete sich in bloße Lumpen und hatte keine andere Nahrung als Kartoffeln. Als die Kartoffelkrankheit kam, starben sie zu Tausenden, aber war es die Unfähigkeit des Bodens, eine so große Bevölkerung zu ernähren, die so viele zwang, in dieser elenden Weise zu leben, und sie beim Mißraten einer einzigen Ernte dem

[1] Nationalökonomie 106. Die katholischen Missionen (1897) 25 ff.: „Die Hungersnot in Indien." Der Verfasser des Artikels lehnt es allerdings ab, zu entscheiden, „inwieweit die Großspekulation für die Lage der Dinge mitverantwortlich zu machen ist", und es ist sicher die nächste Veranlassung der Hungersnot in den klimatischen Verhältnissen zu suchen. Aber die Mitteilung, „daß seit der letzten Hungersnot allein die jährliche Weizenausfuhr von 5 Millionen englischen Zentnern auf 166 Millionen gestiegen ist", somit das Land des sonstigen Überschusses guter Jahre beraubt wurde — kommt doch diese Ausfuhr zum kleinsten Teile den Eingeborenen zugute —; ferner die Tatsache, daß Indien jährlich zwei Haupternten hat, nämlich die Frühjahrsernte (Rabi) und die Herbsternte (Kharif), von denen die letztere hauptsächlich die großen Hirsearten, Mais und in den dazu geeigneten Strichen, wie Bengalen und Burma, den Reis umfaßt und als die eigentliche Ernährungsernte der indischen Bevölkerung angesehen werden kann, während die erstere aus Weizen, Gerste, Linsen, Ölsämereien, Baumwolle 2c. besteht und die steuerzahlende Ernte des indischen Landbauers bildet: sind nicht geeignet, der Anklage Henry Georges wesentlich Abtrag zu tun, wenn auch die Verdienste der englischen Regierung, welche um die Hebung der indischen Produktion und die Linderung des Notstandes Großes geleistet hat, nicht verkannt werden dürfen.

Hungertod aussetzte? Im Gegenteil, es war dieselbe gewissenlose Habgier, welche den indischen Ryot der Früchte seiner Arbeit beraubte und ihn inmitten des Überflusses der Natur verhungern ließ. Der Arbeiter wurde durch eine unbarmherzige Horde von Gutsbesitzern ausgesogen, unter denen der Grund und Boden als absolutes Eigentum verteilt worden war, ohne Rücksichten auf die Rechte derer, welche auf demselben lebten." [1]

„Nicht umsonst bezeichnete man in alter Zeit, in welcher Religion und Gemeingeist die leitenden Kräfte des öffentlichen Lebens waren, das Streben, Geld in einer einzigen Hand aufzuhäufen, ohne daß es der Gesellschaft Nutzen bringt, als das gemeingefährlichste aller Verbrechen." [2] „Der Geiz ist die Wurzel aller Übel." [3]

Wie ein Würgengel durchzieht er das Menschenreich. Massenelend, Massenarmut, Seufzer und Tränen, Haß und Unfrieden [4] bezeichnen seinen Weg. „Das Auge wendet sich entsetzt von diesem Schauspiel ab, dessen Akteure selbst seine Darlegung nicht ertragen können und die „eherne Notwendigkeit" dafür verantwortlich machen. Im Strahlenglanz reiner Tugendmajestät erscheint vor uns Christus, der die Herrschaft des Mammons verworfen hat. Im Gegensatz zu den erwähnten Sünden des Golddurstes wird sein Gebot auch zu einer wahrhaften Erlösungsbotschaft für die Arbeit durch den Schutz des Arbeiterlebens.

Und wir müssen dem Gebote des Heilandes um so größere Ehrfurcht zollen, je schwerer außerdem das sittliche Verderben ist, das die von ihm verurteilten Tendenzen des Wirtschaftslebens zeitigen.

Auch daran wollen wir uns erinnern:

„Der Wohlstand eines Volkes kann [schließlich] wunderbar wachsen durch eine rechte Kernschar habgieriger Arbeiter [die zudem noch angespornt werden durch die jagende Habgier des Kapitals], von

---

[1] Henry George, Nationalökonomie 108.

[2] Weiß, Apologie IV: Natur und Übernatur, 2. Teil (Freiburg 1884) 355 f.; vgl. 4. Aufl. (1904): Soz. Frage u. soz. Ordnung, 1. Teil, 373.

[3] 1 Tim. 6, 10.

[4] Man vergleiche die düsteren Worte, in die Henry George seine Empfindungen über die irländischen Zustände kleidet (s. Fortschritt und Armut II, 2, 111).

denen Mann für Mann schafft, daß er aus Geldsucht die Gelbsucht bekommt, und daß ihm 's Begehrfieber zuletzt das Zehrfieber an den Hals zieht. Die Sittlichkeit eines Volkes aber wird nicht wachsen durch solche Kapitalarbeiter."[1] Mit der physischen Degeneration geht die sittliche Hand in Hand.

Bereits war die Störung des Familienlebens erwähnt worden. Die Entheiligung der Ehe infolge der pekuniären Notlage tritt ein. Die Überarbeitung der Kinder hindert das Aufblühen religiösen Lebens und gedeihliche Schulbildung[2]. Die sittlichen Begriffe werden verwirrt[3]. Die Achtung vor dem Gesetz und die Liebe zum Vaterland gehen verloren. Rohe Genußsucht quillt aus dem materiellen Druck auf das Leben hervor[4]. Das sittliche Elend verbreitet sich um so weiter und dringt um so tiefer, als das Anschwellen des Reichtums und die Verfeinerung des Genußlebens auch in den oberen Volksschichten moralische Entartung erzeugt und begünstigt, die von dort wie eine zerfressende Lauge in die niederen Volksschichten hinabsickert[5]. Nicht die Frömmigkeit des 17., sondern erst der „Gewerbefleiß" des 19. Jahrhunderts, bemerkt K. Jentsch[6], hat den gemeinen Mann in Merry-England so ganz auf den Hund gebracht, daß er über einen Witz nicht mehr lacht, weil er ihn nicht versteht, und daß die Abgeschmacktheiten der Temperenzler und der

---

[1] Riehl, Die deutsche Arbeit 145.

[2] Beispiele bei Weyer, Die englische Fabrikinspektion 4 71 80 u. ö.

[3] Riehl a. a. O. 143 teilt ein in dieser Hinsicht bezeichnendes Sprichwort des Volkes mit. Über den verderblichen Einfluß dieser Arbeiterdegeneration auf die Sittlichkeit in England s. v. Schulze-Gävernitz, Zum sozialen Frieden 50 f.

[4] „Vielfach ist das, was als lärmende oder sinnlose Freude an eitlen Vergnügungen erscheint, eben nur eine Folge der übermäßigen, aufreibenden und abstumpfenden Arbeit, indem der Geist durch das beständige Hetzen und Wühlen im Dienste des Erwerbs die Fähigkeit zu einem reineren, edleren und ruhig gestalteten Genusse einbüßt. Daß ein solcher Zustand nicht gesund ist und auf die Dauer schwerlich bestehen kann, scheint einleuchtend" (Lange, Geschichte des Materialismus II 456).

[5] Vgl. v. Schulze-Gävernitz a. a. O. 47.

[6] „Die Zukunft" vom 17. Sept. 1899, 499; vgl. Hist.-polit. Blätter CXXVI 182.

Heilsarmee nötig sind, ihn aus der Vertierung zu erretten, in die er versunken ist. Fassen wir noch die politischen Folgen ins Auge, die das Streben nach Reichtum als oberstes Prinzip des wirtschaftlichen Lebens hervorruft. Ist doch ein wohlgeordnetes und stark gefestigtes Staatswesen die unentbehrliche Grundlage für die Entwicklung aufstrebenden Arbeitslebens. Die Erfahrung lehrt, daß im niedergedrückten und ausgebeuteten Arbeiter, wie es auch leicht erklärbar ist, das Vaterlandsgefühl und der Sinn für die öffentliche Ordnung schwindet. Auf das geldsüchtige Ausbeutertum darf das Vaterland auch nicht bauen; „die reichen Mammonsknechte sind ebenso schlimm wie die armen Kommunisten, und vielleicht noch weniger zu entschuldigen", sagt ein gewiegter Nationalökonom [1]. „Angenommen, wir hätten (unter absoluter Geltung des Prinzips der Selbstbereicherung) einen tatsächlich freien Daseinskampf in unserem Wirtschaftsleben. Wer würde emporkommen? Emporkommen würde — das zeigen die Vereinigten Staaten, wo die gemachte Voraussetzung einigermaßen zutrifft —, wer in den Künsten des Gelderwerbes die größte Fähigkeit besäße. Sind diese Künste wirklich die Quintessenz der Menschlichkeit? Ist es ein Ideal, ausschließlich diese Fähigkeiten im Menschengeschlecht zur höchsten Vollendung zu bringen, eine Nation von citymen, smarts fellow und yankees zu züchten?" [2] „Korruption der öffentlichen Organe durch das Kapital, Käuflichkeit des Volkes unterwühlen als Kinder dieses Geistes die Fundamente der staatlichen Gesellschaft." [2] Von diesem Geist sang schon Vergil: Verfluchter Goldhunger, wozu treibst du nicht zwingend die Herzen der Menschen? [3]

Es wäre schlimm genug, wenn die angedeuteten Gefahren die Arbeiterwelt allein mit physischer und sittlicher Degeneration bedrohten. Der Goldhunger richtet aber seine destruktiven Tendenzen auch gegen die Arbeit selbst. Am schnellsten zeigt sich dies in der

[1] Roscher, System der Armenpflege und Armenpolitik (Stuttgart 1894) 35.

[2] Herkner, Die Arbeiterfrage 164 f.

[3] Henry George hat (s. Fortschritt und Armut X, 4, 472 f.; vgl. auch II, 2, 111 171) die politischen Gefahren der Herrschaft des Strebens nach Reichtum im Wirtschaftsleben geschildert. [4] Aeneis 3, 57.

Industrie, wird aber auch in Bergbau[1], Forst- und Landwirtschaft schwer empfunden. In den letztgenannten Gebieten ist es der Raubbau, welcher auf Kosten künftiger Arbeitsgelegenheit die Quellen erschöpft, um raschen Gewinn zu machen. Die Verheerungen, welche dieses System durch das Niederhauen der Waldungen, ohne Sorge für die weniger ertragreichen Neupflanzungen, über ganze Länder gebracht hat, sind bekannt und haben die Regierungen gezwungen, dem Raubsystem in der Waldwirtschaft entgegenzutreten.

Dieselbe Erwerbshast droht auch dem Feldbau Gefahr. Der Weizenbau in Nordamerika gründete sich ausschließlich auf Raubbau, der jungfräuliche Boden wurde ausgenützt. An Düngung und Pflege wurde nicht gedacht. Die Konkurrenz bedingt es, daß dieses System auch in Europa überhandnimmt, um so mehr, als die meistens wenig bemittelten kleinen Landwirte gegenüber dem amerikanischen Preisdruck nicht imstande sind, die Kosten für die zureichende Pflege des Bodens zu erschwingen, zudem die habgierige Gewinnsucht die öffentlichen Lasten auf die Besitzer von Grund und Boden und die unentbehrlichen Mittel des Lebens, die wirtschaftlich Schwachen beschwerend, abzuwälzen strebt[2].

Das Zusammenziehen der kleinen Güter zu großen Komplexen ist unter der Herrschaft des geizigen Raubbaues auch nicht geeignet, die Gefahr der Entwertung der Arbeit abzuwehren. Besteht dort die Gefahr in der Verminderung des Ertrags bis unter die Grenze des zur Existenz Notwendigen, so besteht sie hier in der Möglichkeit, durch Ersparnis von Arbeitskosten unter Anwendung billiger Kulturarten einen größeren Reingewinn bei extensiver Bebauung zu erzielen als bei sorgfältiger intensiver Bebauung unter Ernährung zahlreichster Hände.

In der Industrie ist es vorzüglich die durch das einseitige Jagen nach reichem Gewinn seitens der Herren des Kapitals bewirkte Beschränkung der Konsumfähigkeit des Volkes, welche die Arbeit beeinträchtigt. Die Marken der Produktion werden durch die Konsum-

---

[1] Beispiele bei Ratzinger, Volkswirtschaft 174 bzw. 213.

[2] Vgl. Lange, Die Arbeiterfrage 222 253.

kraft des Volkes gesetzt, ebensoweit dehnen sich auch die Grenzen des industriellen Arbeitsgebietes aus. „Die Ungunst der Einkommensverteilung schädigt die Entfaltung des Massenkonsums, die Hemmung dieses Konsums aber die Entwicklung der Produktion. Das alles steht ja im Verhältnis innigster Wechselwirkung."[1] Natürlich, der Produzent arbeitet oder läßt arbeiten in Hinsicht auf den Absatz.

Wo es nun einem geringen Bruchteil der Bevölkerung gelungen ist, den Reichtum des Landes in seine Hände zu bringen — und dieser Zustand tritt immer ein, wo das Streben nach Reichtum zum herrschenden Prinzip der Wirtschaft geworden ist —, wo dieser Bruchteil in kurzsichtiger, aber konsequenter Habgier die Löhne der arbeitenden Bevölkerung herunterdrückt, da muß es dem Volke an Kraft zu nennenswerten Verausgabungen gebrechen. Die Haushaltungen müssen, zumal wenn gesunde Sparsamkeit antreibt, vom kargen Lohn einen Notpfennig für die Zukunft, für die Kinder zurückzulegen, sich mit dem Notwendigsten zufriedengeben. Die Erzeugnisse der Arbeit finden keinen Absatz. Der Rückschlag auf die Produktion tritt ein. Industrielle Krisen sind da. Die Habgier, die zuerst zu umfänglicher Produktion antrieb, wird durch die Folgen ihrer eigenen Maßnahmen gezwungen, die Produktion zu ermäßigen. Ein Teil der Arbeitskräfte wird brachgelegt; statt den in Aussicht gestellten Fortschritt der Kultur zu bringen, unterbindet die Habgier dem Arbeiter die Quelle seines Verdienstes durch die Beschränkung kultureller Arbeit. So kommt es, daß „wo die Bedingungen, auf welche der materielle Fortschritt allenthalben loszieht, am vollständigsten verwirklicht sind, d. h. wo die Bevölkerung am dichtesten, der Reichtum am größten und die Werkzeuge der Produktion und des Austausches am höchsten entwickelt sind, wir auch die tiefste Armut, den schärfsten Kampf ums Dasein und die meist aufgedrungene Arbeitslosigkeit finden"[2].

---

[1] Herkner, Die Arbeiterfrage 164.

[2] Henry George, Nationalökonomie 4. Vgl. Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung 42 94 ff.

„Wir dürfen", wie Rodbertus sagt[1], „nicht einmal die nationalen Produktionsmittel mit voller Kraft arbeiten lassen; denn bei unserer mangelhaften Verteilung des Reichtums fehlt uns für die volle Anspannung der innere Markt, und der auswärtige ist immer nur ein prekärer Notbehelf." „Es kommt uns teuer zu stehen, daß die Arbeit so billig ist."[2] Welch ein Zeugnis für die Nachteile, die das nicht durch sittlich-religiöse Grundsätze geleitete und gemäßigte Streben nach Reichtum der Arbeit zufügt! Weiteste Arbeitsgebiete werden verschlossen, rüstige Kräfte werden zum Müßiggang und Elend verurteilt, der Fortschritt der Kultur und Zivilisation aufgehalten.

Die Habgier weiß oft ihr Ziel durch Verschiebung der Besitzverhältnisse zu erreichen, auch ohne Hebung der Gütererzeugung. Steigen jedoch auch die Summen des Reichtums in den Ländern fortwährend, der kleine Mittelstand mit seiner soliden Bildung und Wohlhabenheit nimmt bei ihrem Umsichgreifen ab. Kolossaler Überfluß und Verschwendung stellt sich bettelhafter Armut und Dürftigkeit gegenüber. Das allgemeine Volksglück, der Jungbrunnen des Arbeitsgeistes, schwindet dahin. Die sozialen Gegensätze treten mit voller Schärfe hervor. Die Gesellschaft wird in feindliche Lager auseinandergerissen. Die Verheerungen innerer Kämpfe drohen das Glück der Menschheit, den Erfolg von Jahrhunderten zu begraben.

So lauten die Anklagen, mit welchen die Erfahrung, gestützt auf die Zeugnisse aus dem modernen Leben, dem Streben nach Reichtum, dem nackten Interessenkampf im Wirtschafts- und Arbeitsleben entgegentritt. Jene, welche den Kampf ums Dasein als Prinzip des Fortschrittes in das Gebiet der menschlichen Wirtschaft übertragen wollten, haben übersehen, daß die Menschen Persönlichkeiten sind, demzufolge ein dauernder Fortschritt der Menschheit mit Unterdrückung der Mehrzahl ihrer Glieder eine Unmöglichkeit ist. Der Mensch ist nicht für den Fortschritt, sondern der Fortschritt ist für den Menschen da. Erst die Verbindung des wirtschaftlichen Fortschrittes mit dem Fortschritt der wirtschaftlichen Gerechtigkeit, der

[1] Bei Herkner, Die Arbeiterfrage 166. [2] Ebd. 164.

Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, ist der wahre Fortschritt der Menschheit, vollzogen auf den Werkstätten der Arbeit. Dieser aber gedeiht nicht unter dem Banne des Goldhungers.

Nun wäre es aber sehr verfehlt, wollte man die Schädigungen des einseitigen Strebens nach Reichtum dadurch abwehren, daß man mit dem Reichtum den Privatbesitz an Erwerbsmitteln überhaupt verwirft und den Besitz an Produktionsmitteln lediglich dem Staate oder der Gesellschaft gestattet.

Wenn Schädigungen abgewehrt werden sollen, wird man von der Abwehr immerhin verlangen dürfen, daß sie nicht selbst größere und bessere Güter nimmt, als jene sind, die sie schützen möchte; man wird von ihr verlangen, daß sie nicht dieselben Schädigungen zeitige wie das bekämpfte System, wenn auch auf eine andere Weise.

Besitzt nur noch der Staat Produktionsmittel, der einzelne aber nicht, so gerät der einzelne in die größte Abhängigkeit vom Staat. Keine demokratische Verfassung kann den einzelnen aus dieser Abhängigkeit befreien. Der Bürger, der der absoluten Staatsallmacht sich wehren möchte, findet nur den Ausweg, sich dem Willen der Mehrheit im Volk anzupassen; für sich allein vermag er nicht frei zu sein. Ohne eigene Produktionsmittel ist er genötigt, zu arbeiten, was der Staat ihm auferlegt, und zu unterlassen, was der Staat ihm verbietet, mag es in sich noch so gerecht sein und seinen Neigungen noch so sehr entsprechen. Genußmittel erhält er nur durch den Staat, soviel und solange er sie ihm als Entgelt der geleisteten übertragenen Arbeiten zuweist. Darüber hinaus steht ihm keine Freiheit zu, weder seinen Neigungen zu leben, noch sein Talent auszuwirken, solange er von der Verfügung über entsprechende Produktionsmittel ausgeschlossen ist. Wer an Stelle des Privateigentums der Großkapitalisten an Produktionsmitteln das des Staates setzt, hat die Schäden des Kapitalismus nicht aus der Welt geschafft, sondern ihre Quelle nur anders gelegt.

Wie ganz anders ist es, wenn der einzelne Eigentum an Produktionsmitteln besitzt. Ein solcher besitzt wirklich Freiheit. Er hat die Freiheit der Berufswahl und der geschäftlichen Betätigung, die Freiheit zu unternehmen und zu wagen und sein Talent auszubauen

und nutzbar zu machen. Die praktischen Schranken, die diese Freiheit einengen, heben sie doch niemals völlig auf. — Wo alle Produktionsmittel dem Staat oder der Gesellschaft gehören, der einzelne nur Genußgüter empfängt, die er aber nicht produktiv verwenden kann, wird die Arbeitslust und Arbeitskraft sinken. Der Ertrag besonderer Anstrengungen reizt ja nicht mehr. Genußmittel über das Notwendige und Gewollte hinaus fördern den Arbeitsgeist nicht, sie können eher lähmen. Auch der Arbeit als solcher geht bei diesem Verfahren viel verloren. Indem der Überschuß des dem einzelnen zufallenden Ertrages nicht wieder in Produktionsmittel umgesetzt werden kann, bleibt er unfruchtbar. Mit der Freiheit geht auch ein großes Gut an Lebenssicherheit verloren, wenn das Eigentum an Produktionsmitteln dem einzelnen entzogen wird. Ist doch schließlich seine Lebenshaltung immer ganz abhängig von jenen, die die Produktion verwalten. Würden Untreue, Irrtum, Fehlschläge ausgeschlossen sein? Wie lähmend muß es aufs Leben wirken, wenn die Bevölkerung unter solcher Bevormundung ihre Existenz sozusagen immer in fremde Hand gegeben sieht! Die Volkskontrolle ist schließlich doch ein leeres Wort, solange nicht jeder alle verwickelten Gänge solcher großen wirtschaftlichen Organisationen verstehen und wirklich prüfen kann. Daher ist nicht Unterdrückung des Privatbesitzes, sondern dessen Verbreitung der Weg zum Volksglück. Die Aufhäufung des Besitzes in wenigen Händen ist durch Ermöglichung ausreichenden Besitzes vieler zu verhindern.

„Alle bisher gemachten Erfahrungen deuten darauf hin, daß im allgemeinen bescheidene Wohlstandsverhältnisse der geistigen, sittlichen und körperlichen Entwicklung des Menschen am günstigsten, Not und Überfluß am verderblichsten sind. Weitaus die erfreulichsten Züge weisen diejenigen Perioden in der Völkergeschichte auf, in denen ein breiter Mittelstand vorhanden war. Da zeigte sich eine glückliche Vereinigung von Arbeit und Genuß, von Rechten und Pflichten, ein offener Blick für den gesunden Fortschritt; da finden wir eine lebhafte und allgemeine Teilnahme an den öffentlichen Dingen, eine hohe Blüte der im Dienste der öffentlichen und privaten Körperschaft wirkenden Kunst, das ist der Boden für wahre politische Freiheit,

für eine tüchtige Selbstverwaltung. Da ist eine breite Brücke zwischen reich und arm geschlagen, welche den zwischen ihnen befindlichen Abstand dem Bewußtsein entrückt. Die oberen Klassen ergänzen sich leicht aus den unteren, die zahlreichen Zwischenglieder sorgen dafür, daß die Kulturerrungenschaften von den Spitzen der Gesellschaft sich allmählich auch auf die breiten Massen des Volkes erstrecken. Da ist nicht zu besorgen, daß von Natur reich ausgestattete Individuen unter dem Drucke des Elends verkommen oder im üppigen Reichtum erschlaffen. Die Volkswirtschaft gedeiht und blüht. Produktion und Konsumtion halten einander das Gleichgewicht. Die Arbeit der Gesellschaft findet einen kräftigen Markt in der Heimat. Der wirtschaftliche Kreislauf vollzieht sich ohne Reibungen und Störungen."[1] „Mäßiger Reichtum", belehrt uns ein anderer Volkswirtschaftslehrer, „verschafft Sicherheit und Behaglichkeit des Lebens, aber er verweichlicht den Mut nicht. Er sichert durch Ausbeutung der Naturkräfte die äußeren Mittel für ein tätiges Leben auf allen Wegen, welche die Vorsehung vor unsern Augen eröffnet, aber er erweckt nicht den Wahnsinn jenes Hochmutes, wie so oftmals die materielle Überlegenheit dies tut, die indes doch nur Scheinmacht ist und die Stärke einer Gesellschaft ungefähr in dem Sinne bildet, wie das Fieber die Stärke eines Menschen heißen kann. Aus dem Mittelbesitze gehen fast täglich Männer hervor, welche durch praktische Fähigkeit, Kunst und Wissenschaft den Ruhm der Nationen bilden; er gibt einem Volke Soldaten, die vor keiner Gefahr erschrecken, von keinem Widerstande entmutigt werden, deren Ausdauer trotz aller Entbehrung nicht ermüdet. Er gibt den Nationen Apostel, welche ihr Blut für das ewige Vaterland zu vergießen wissen, wie der Soldat fürs irdische; er gibt endlich einem Staat jene finanzielle Macht, ohne welche bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge die Ausführung eines großen Entwurfes stets unmöglich ist."[2] „Armut und Reichtum gib mir nicht; gib mir nur, was ich brauche, mich zu nähren", sagt das Buch der Sprüche Salomons[3]. Die weisesten Geister und tiefsten

[1] Herkner, Die Arbeiterfrage 152.

[2] Périn, Über den Reichtum in der christlichen Gesellschaft 40 f.

[3] Spr. 30, 8.

Denker der Welt haben im Mittelbesitz den preiswürdigsten und glücklichsten wirtschaftlichen Zustand der Völker erkannt. Horaz hat dieser Ansicht in seinen Oden poetischen Ausdruck verliehen[1]. Aristoteles erkannte in der Gerechtigkeit die höchste unter den ethischen Tugenden und begriff unter den Gegenständen der distributiven die Verteilung der Besitztümer. „Das unterscheidende Merkmal der guten und schlimmen Staatsformen liegt nach dem Stagiriten in dem Zweck, den die Herrschenden verfolgen, der entweder das Gemeinwohl oder das Privatinteresse ist."[2]

Angesichts der besprochenen Bedeutung des Reichtums war es ein Fehler, was die Politik dem Industrialismus der jüngst vergangenen Jahrzehnte möglich machte. Er konnte in wenigen Händen ungeheure Reichtümer ansammeln, während eine Bevölkerungsschicht entstand, die an Zahl einen immer größer werdenden Bruchteil der Gesamtbevölkerung umfaßte, aber fast ganz vom Erwerb produktiven Vermögens ausgeschlossen wurde. Es wäre Aufgabe des Staates gewesen, dafür zu sorgen, daß jeder tüchtige und gutgewillte Arbeiter auch wenigstens ein kleines produktives Vermögen hätte erwerben können. Darin hätte er für das Alter einen größeren und würdigeren Rückhalt gehabt als durch die Altersversicherung. Er hätte die erworbenen Ersparnisse bei früherem Tod den Kindern vererben können, während er die Versicherung oft genug weder selbst genoß noch die dafür zurückgelegten Beträge seinen Angehörigen nutzbar machen konnte. Wäre statt der Altersversicherung eine Prämie für die Familien gegeben worden, die sich durch Sparsamkeit Entsprechendes erworben haben, so hätte das ebenso für das Alter versichert, aber dem Leichtsinn und unzufriedenem Widerwillen vorgebeugt. Marx lehrte seine Anhänger: „Proletariat und Reichtum sind Gegensätze.

---

[1] Horat., Carm. 2, 10:

Auream quisquis mediocritatem	Wer wandelt auf der goldenen Mitte,
Diligit, tutus caret obsoleti	Bangt nicht vor Einsturz seiner Hütte
Sordibus tecti, caret invidenda	Und ihrem Schmutz; noch schafft ihm Neid
Sobrius aula.	Goldstrahlender Hallen Herrlichkeit.

Vgl. 2, 18; 3, 16 24 25 ff.; 4, 9 37 ff.; Sat. 2, 6.

[2] Überweg, Gesch. der Philosophie (Berlin 1886) 223.

16*

Sie bilden als solche ein Ganzes. Sie sind Gestaltungen der Welt des Privateigentums. ... Das Privateigentum als Reichtum ist gezwungen, sich selbst und damit seinen Gegensatz, das Proletariat, im Bestehen zu erhalten. ... Das Proletariat ist umgekehrt als Proletariat gezwungen, sich selbst und damit seinen bedingenden Gegensatz, der es zum Proletariat machte, das Privateigentum, aufzuheben."[1] Solche Lehren hätten die Augen dafür öffnen können, wie die alte Ordnung dem Umsturz vorzubeugen hat. Die bessere Fürsorge für Eigentum und Besitz der Kleinen hätte vollbringen können, was die Versicherungspolitik nicht gebracht hat. Naturgemäß. Letztere war ja selbst ein Stück Sozialismus, mehr geeignet, diesen zu rechtfertigen als ihn zu bekämpfen. Eine Vermögensabgabe seitens der Besitzenden zu dem Zwecke, den besitzlosen, würdigen Arbeitern zum Besitz zu verhelfen, hätte der Erhaltung der bürgerlichen Ordnung mehr gedient als die Vermögensabgabe für die Stärkung der militärischen Wehrkraft. Aber was hätte jener erfahren, der vor 1914 eine Zehn-Milliarden-Vorlage im Deutschen Reichstag zur Rettung der Arbeiterwelt aus dem Pauperismus verlangt hätte?

Will ein Staat, daß in seinen Grenzen das produktive Eigentum als heilig gelte, so darf er nicht zulassen, daß ein Großteil seiner Bevölkerung vom Aufstieg zu nennenswertem produktiven Eigentum sich ausgeschlossen sieht. Wie soll dieser die Neigung zur Heilighaltung desselben ungestört und ungeschwächt für andere bewahren, während die Verhältnisse ihn davon ausschließen? Da liegt die Versuchung sehr nahe, daß sie dem Satz huldigen: Wie für uns, so auch für alle überhaupt kein Produktiveigentum, alles in Staatshänden! Allerdings wäre mit der Durchführung dieses Satzes für die Hebung der Arbeit nichts gewonnen. Es hilft wenig, die Staatsauffassung, welche die Verstaatlichung aller Produktivmittel verlangt, Demokratie zu benennen. Sie nimmt allen einzelnen das, was vorher ein Teil entbehrte, die Freiheit im Erwerbsleben. Damit erfährt aber die Freiheit des einzelnen überhaupt den schärfsten

[1] Wilbrandt, Karl Marx (Leipzig 1919) 66.

Stoß, die drückendste Beengung. Freiheit ohne Eigentum ist nicht Freiheit mit eigener Kraft, sondern Freiheit durch Gnade weder sicher noch befriedigend. Denn die Abwehr der Vergewaltigung durch den Staat, der Herr aller Produktionsmittel ist, ist für den einzelnen nie sicher, nie durchgreifend. Die Arbeit wird oder bleibt unfrei und leidet an den Mängeln, die erzwungene Arbeit überhaupt belasten. Dem Fleiß fehlt der Ansporn des Erwerbs, dem Unternehmungsgeist die freie Bahn, die Möglichkeit der Sammlung von Hilfskräften; die Staatsverwaltung selbst in einem solchen Staatswesen wird viel zu schwer von der Verantwortung vor der Allgemeinheit gedrückt, als daß sie die Wagnisse unternehmen ließe, die in der freien Produktion der private Unternehmer mit seinen Hilfsmitteln mutig wagte. Nicht Verstaatlichung der Produktionsmittel als Schutz gegen die Übermacht des Kapitalismus bringt der freien Arbeit Schutz, Entfaltung und Glück, sondern jene Maßnahmen, die es tunlichst allgemein ermöglichen, daß die einzelnen aus dem nationalen Reichtum ausreichendes und gesichertes Eigentum gewinnen. Die Freiheit ist eine der naturhaftesten Anlagen des Menschen, das Bedürfnis nach ihr unausrottbar wie die Natur. Da aber Freiheit ohne Privateigentum nicht bestehen kann, so wird das Bedürfnis nach ihr jenes zurückführen, wenn der Kampf gegen seine Auswüchse jemals vorübergehend seine Unterdrückung erreichte. Nicht einseitige Selbstbereicherung ist der Weg zum Segen der Gesellschaft, wohl aber jener maßvolle Besitz, den das Evangelium gutheißt, im Geist des letzteren gehandhabt, der vereinbar ist mit der möglichst großen Ausdehnung eines gesicherten Besitzes der andern als Grundlage der Selbständigkeit und Stütze der persönlichen Freiheit in der Arbeit und für die Arbeit.

Überblicken wir nochmals den zurückgelegten Weg. Die Erfahrungen der Menschheit lehnen den Trieb der Selbstbereicherung des einzelnen als Prinzip eines gesunden Arbeits- und Staatslebens ab. Höhere, sittliche und religiöse Gesichtspunkte müssen den Reichtum beherrschen. Von ihnen geleitet wird seine blinde Gewalt zum Helfer am Bau des Menschenglückes in kulturfördernder Arbeit, ohne sie zerstört er dasselbe. Das ist es, was die Menschengeschichte

an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten in ihre Gedenktafeln gezeichnet, was die erleuchtetsten Geister mehr oder weniger bestimmt gefühlt und geahnt haben. Das ist es, was Christus in seiner Lehre über den Reichtum mit sonniger Intuition kundgetan. Doch er tat mehr als dies. Seine Lehre wurde Leben, indem er die Armut im Geiste mit dem Tugendkranze krönte und sie seiner Anhängerschaft als Braut entgegenführte.

7. Arbeit und Armut.

Mit der Warnung vor dem Hasten nach irdischem Reichtum verband Jesus die Seligpreisung der Armut im Geiste. Erhabene Gesinnung! Wie erquickend offenbart sich in ihr das Mitleid Jesu mit der notleidenden Menschheit, wie licht strahlt aus ihr der Glanz göttlichen Geistes! Hinreißend bricht aus ihr die Begeisterung für das ideale Sittenleben hervor, die mit heiligem Eifer Gold und Weltlust mit Füßen tritt, um unaufgehalten ihrem hohen Ziele entgegenzufliegen [1].

Mit solchen Gedanken haben hochgesinnte Christen in allen Zeiten die Armutspredigt Jesu andachtsvoll vernommen. Hatten sie unrecht? Ja, antwortet entschiedenen Tones der ethische Materialismus unserer Tage. In der Anpreisung der Armut durch Jesus sieht er den schärfsten Beweis dafür, daß die Botschaft des Evangeliums arbeitsfeindlich und deshalb kulturfeindlich ist. Wo die Armut zum Ideal erhoben wird, muß das Interesse an der Ausnützung der irdischen materiellen Hilfsquellen schwinden. Die Arbeit wird zwecklos. Sie tritt in Widerspruch zur vermeintlichen sittlichen Lebensaufgabe und muß als schädlich so viel als möglich gemieden werden. Die Armutspredigt des Evangeliums ist kein Zeichen seiner Göttlichkeit, sondern vielmehr die Besiegelung, daß das Christentum ein „kulturfeindliches Prinzip" ist [2].

---

[1] Dante, Div. Comm., Paradiso 11.

[2] Vgl. die Einwände von Strauß, Überweg, v. Hartmann, Ziegler, Hertzka oben S. 14 ff. 177 ff.

So hat also M'Culloch geirrt, als er erklärte, daß die durch Volksvermehrung erzeugte Armut als ein mächtiger Antrieb zur Entwicklung des Fleißes, zur Ausbreitung der Wissenschaft und zur Ansammlung von Reichtum unter den höheren und Mittelklassen wirke, ohne welchen Antrieb die Gesellschaft schnell in Apathie versinken und verfallen würde?[1] Nein, antworten Stimmen, die aus reicher Lebenserfahrung schöpfen konnten. Schon die Alten kannten die Wahrheit, die Euripides[2] in die Worte gekleidet hat: „Der Lehrer vieler Dinge ist der Hunger", „Der Armut Anteil ist die Weisheit." „Alles überwindet die ungestüme Arbeit", sagt Vergil[3], „und der harte Druck der Armut auf das Leben." Von anderer Seite hören wir: „Die Arbeit gebietet dem Menschen, vieles zu versuchen" (Mimographus)[4]. Klaudianus[5] erkennt den Beruf der „erfindungskräftigen Armut" darin, „daß sie die lässigen Geister aufrüttelt und entlegene Wege der Dinge nach und nach durchforscht". „Die Armut ist die Lehrerin der Besten", sagt Lucian[6]. Auch das Auge des Volkes, sonst ein so scharfer Beobachter, hat sich getäuscht, wenn es die Armut in seinen Sprichwörtern als Segensquelle der menschlichen Kultur preist? „Soviel Blätter in unsern Sprichwortbüchern mit Sentenzen über Besitz und Reichtum gefüllt sind, soviel Bogen mit Sprüchen zu Ehren der Armut." Armut und Not, so verkünden sie, treibt zur tiefsten, sieghaftesten Arbeit. Im 16. Jahrhundert, da wir das Beispiel der in Faulheit erschlaffenden heißen Südländer bereits vor Augen hatten, schrieb man: „Schwabenland ist ein gut Land, es wachsen viel Schlehen da; darum sind die hungrigen, dürren Schwaben subtil zu allen Künsten, und die magern

---

[1] Vgl. Henry George, Fortschritt und Armut II, 1. Kap., S. 87.

[2] *Πωλλῶν δλιμὸς γίγνεται διδάσκαλος; Πενία δὲ τὴν σοφίαν ἔλαχε.*

[3] Georgicon 1, 146: Labor omnia vincit improbus et duris ingens in rebus egestas.

[4] Bei Neff, Philipp Engentinus III (Tübingen 1833) 8.

[5] Ed. Koch XXVI 30 f.:

Provocet ut regnes animos rerumque remotas
Ingeniosa vias paulatim exploret egestas.

[6] Timon c. 33: *Πενία διδάσκαλος τῶν ἀρίστων.*

Landsknechte und Schweizer schlagen am meisten drein."[1] Wir würden der Erfahrung nicht gerecht werden, wenn wir nur das Bestehen eines Widerspruchs zwischen Armut und kulturfördernder Arbeit verneinten. Die Armut wirkt in positiver Weise mit zur Entfaltung der Arbeit. „Sie ist das Mittel der ganzen wirtschaftlichen Bewegung."

Wenn das sausende Getriebe der Räder an den Maschinen der Fabriken die Bedarfsartikel des menschlichen Lebens in reichlicher Menge hervorbringt, wenn die gewaltigen Kauffahrteischiffe die Schätze fremder Erdteile vor uns ausladen und der Not des eigenen Landes mit dem Überflusse entlegener Gebiete abhelfen, wenn die schnellen Transportmittel der Gegenwart die Erzeugnisse des einheimischen Gewerbefleißes rasch über Land und Meer tragen, dann spricht man wohl dankbar von den Segnungen des Reichtums, der durch Anhäufung seiner Summen die Menschheit in den Stand gesetzt hat, sich mit diesen weitliegenden Produktions- und Verkehrsmitteln zu versehen.

Im Lobe des Reichtums wird dann nur allzu leicht ein anderer Faktor vergessen. Alle die gewaltigen Maschinen, die schnell schwimmenden Schiffe und rasch dahinrollenden Bahnen sind ein Produkt der menschlichen Arbeit. Am letzten Treibrad der Arbeit aber, ohne dessen kräftige Schwingungen das ganze Werk stillstehen müßte, sitzt im Kleid ohne Schmuck und Zier, emsig die sehnigen Arme regend, ausdauernd in Mühe und Schweiß, ungesehen und unbeachtet die Armut. Auch ihr gebührt eine Lorbeerkrone, wenn wir die Verdienste um die Blüte der Kultur ehren wollen.

„Wie würde man bei gleicher Stellung und Vermögenslage aller die notwendigen Lebensbedürfnisse bekommen? Wer wollte am Herd stehen und Speisen bereiten, ohne daß Mangel ihn nötigte? Wer Brot backen oder mit der Mühle das Getreide mahlen, und mit dem Sieb das Mehl sondern, wer einmachen und sieden und bei der Glut des Feuers aushalten? Wer spannte die Ochsen ins Joch zum Pflügen, bebaute das Land, streute Samen aus, um das

[1] Riehl, Die deutsche Arbeit 117 119.

Sprossende und Gereifte abzumähen? Wer führte es zur Tenne und sonderte die Spreu ab, wenn nicht die Armut zu den Arbeiten antriebe? Wer würde sich in die Steinbrüche machen und den Bauleuten die Steinmassen herbeischaffen und die gut und schön gefügten Häuser erbauen, wenn nicht die Not drängte und zur Arbeit bewegte? Wer würde zur Kunst der Schiffahrt übergehen, wer zum Steuermannsgeschäft und zum Matrosendienst? Wer wollte Weber werden und Lederschneider, wer Hafner und Schmied? Wäre der Besitz gleich, dann ließe es keinen dem andern dienen. Aber eines von beiden ist nötig, entweder muß jeder jedes Handwerk mit Eifer aus Not betreiben oder wir müßten alle zumal aus Mangel am Notwendigen zugrunde gehen", so urteilte einst Theodoret von Cyrus[1].

Die Armut ist die Mutter der materiellen Arbeit; auch die Geistesarbeit schuldet ihr den Zoll reichsten Dankes. Oft genug hat sie die Geister gestellt, deren Denken die Wege neuen Fortschrittes und erhöhten Glückes entdeckte. Wenn das Sprichwort sagt: „Hunger macht scharfe Köpfe"; „Neue Fünd' kommen von armen Leuten"[2], so schöpft es aus dem vollen Strome des Menschenlebens und der Menschengeschichte. „Bekanntlich besteht ein enger Bezug zwischen Deutschlands großen Männern und dem Hunger, einmal indem nicht wenige derselben chronisch verhungert sind, dann aber auch indem der Hunger viel mehr erst recht groß machte durch die strenge Zucht der Not."[3] Nicht umsonst sagt Jean Paul: „Reichtum belastet mehr das Talent als Armut. Unter Goldbergen liegt vielleicht mancher geistige Riese begraben."

„Streichen wir aus der Geschichte der deutschen Wissenschaft und Literatur die Namen derer, die aus engen und engsten Verhältnissen hervorgegangen sind, so bleibt kein großer Rest."[4]

„Gerade dasjenige, was wir unter die höchsten Errungenschaften unserer intellektuellen Kultur rechnen, verdanken wir zumeist Männern,

---

[1] Über die Vorsehung (Migne 83, 656).

[2] Riehl a. a. O. 119. [3] Ebd.

[4] Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichtes an den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart II[2] (Leipzig 1897) 683.

die, aus dürftigen Verhältnissen stammend, zeitlebens die Schwelle eines bescheidenen Wohlstandes kaum erreicht haben. Man denke (an den Brillenschleifer Spinoza) an den Sattlerssohn Kant, an das Leineweberkind Fichte, an Gauß, an Lessing, an Schiller, Grillparzer, Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert, an Albrecht Dürer, an die Menge blutarmer Entdecker und Erfinder. Aber kein Lied, kein Heldenbuch nennt uns die Namen derjenigen, deren herrliche Anlagen durch die jämmerliche Sorge um des Leibes Notdurft vernichtet worden sind, noch ehe sie zur Entfaltung kamen."[1]

---

[1] Herkner, Die Arbeiterfrage 148. Die Liste bedeutender Männer, welche aus der Armut zu hervorragenden Leistungen gelangten, könnte erheblich vermehrt werden. Es dürfte für praktische Zwecke nicht unnütz sein, noch auf folgende Namen hinzuweisen: Epiktet, einst Sklave des Epaphroditus und selbst Sohn einer Sklavin, entwickelte sich zum hervorragenden Moralphilosophen. Horaz, der gefeierte römische Dichter und stimmungsvolle Lyriker, war der Sohn eines Freigelassenen, des armen Besitzers eines mageren Äckerleins, d. h. eines kleinen, wenig ergiebigen Landgutes. Der Kaiser Diokletian stieg aus dem Stande der Armen zum kaiserlichen Throne auf. Im Mittelalter zeugen Walafried Strabo und Petrus Damiani von der wissenschaftlichen Keimkraft der Armut. Der jugendliche Gänsehirt Gneisenau trug den Geist des künftigen siegreichen preußischen Feldherrn in sich. Marschall Ney wurde am 10. Januar 1769 als Sohn eines Küfers geboren und wuchs unter dürftigen Verhältnissen heran. Des großen Beethovens Geburtszimmer ist eine Dachkammer in Bonn. Die geistvolle Entdeckerin des Geheimnisses der orientalischen Teppichwebekunst Amalie v. Frankhen in Schlesien war arm und blieb arm, da sie kein Patent auf ihre Entdeckung nahm. Der Astronom Herschel hat aus großer Armut sich vom Militärmusiker zum hervorragenden Entdecker auf dem Gebiete der Himmelskunde entwickelt. Als Napoleon I. eine Freistelle zur militärischen Laufbahn den Weg geöffnet hatte, blieb noch lange drückende Armut der Anteil seiner Entwicklungsjahre. Der österreichische Staatsmann Johann Anton v. Knecht unter Joseph II. war als armer westfälischer Bauernjunge geboren worden (s. Grimm, Schlichte Leute [1891] 374 ff.). Aus armer Familie entsproßte der chinesische Staatsmann Li-Hung-Tschang. Wie Wilhelm Achtermann aus Armut und Not sich zum bedeutenden Künstler auf dem Gebiete der Bildhauerei fortarbeitete, hat Hertkens (Trier 1895) erzählt. Durch Armut und Not rang sich Schliemann zum großen Altertumsforscher durch. Der Ornithologe Bernhard Altum entstammte, wie in „Natur und Offenbarung" 1900 zu lesen ist, armen Eltern. Der Afrika-

Auch die Annalen der katholischen Kirche verzeichnen eine Reihe herrlicher Namen, deren Träger alle einst das Brot der Armen gegessen haben und so heranwuchsen zu Männern großer Taten, sei es in der kirchlichen Verwaltung, sei es in der Wissenschaft, sei es in der religiösen Missionierung der Völker. Sie erzählt uns von Calixt I., von Gregor VII. und Sixtus V. auf Petri Stuhl, von einem hl. Bonaventura, Vinzenz von Paul, Secchi u. a. „Wer will sie alle aufzählen, die großen Armen, geistlich wie weltlich, die es waren oder wurden, um viele reich zu machen? Das gibt zu denken und zu fragen."[1] Der Armut ist auch die Aufgabe gestellt, das Leben der Menschen veredeln zu helfen. Sie wirkt für dieses Ziel in mehrfacher Weise. Zuvörderst ist sie ein Antrieb zum Zusammenschluß der Menschen auf dem Boden von Recht und Pflicht, Liebe und sittlicher Strenge. Mit der Schätzung des Nächstenwohles als eines Stückes eigener Wohlfahrt weckt und schützt sie in der menschlichen Gesellschaft die Milde und Herzensgüte, den Sinn zum Wohltun und den Geist der Mäßigung und gibt ihm unaufhörlich Gelegenheit zur Betätigung. Mit größtem Nachdruck streitet sie für die Voranstellung der ethischen Werte mit ihrem geistigen Adel vor die Gewalt der mechanischen Kräfte, über die der Reichtum verfügt, und weiß die Vorzüglichkeit dieser ethischen Werte mit unwiderleglicher Klarheit darzustellen. Wie das geschieht, darauf weist sehr feinsinnig ein türkisches Sprichwort: „Der Reiche gibt von seinem

forscher Livingstone war der Sohn eines armen Krämers und eine Zeitlang Fabrikarbeiter gewesen. Die Jugend des Dichters Friedrich W. Weber war eine gedrückte. Der spanische Dichter Jacinto Verdaguer beschämt jene nicht seltenen Kulturlöwen der Gegenwart, die mit Achselzucken auf diejenigen sehen, die in ganz bescheidenen Jugendverhältnissen unter landwirtschaftlichen Arbeiten heranwuchsen und sich trotzdem gestatten, an die Seite der ersteren zu treten. Der geistvolle Mann war in der Jugend Viehhüter gewesen, geboren in tiefster Armut. Wie viele Werkstätten der Großindustrie, wie viele Weltfirmen des Großhandels wären noch zu nennen, zu deren Begründung die Energiequellen der Armut entflossen und von ihr die Leitung bekommen haben? Und nicht wenige Fälle könnten zeigen, wie das Anwachsen des Reichtums zur Erlahmung der Energie führte, die das Große erzeugt hatte.

[1] Merz, Armut und Christentum (Stuttgart u. Tübingen 1849) 2.

Vermögen, der Arme von Herzen." [1] Es gibt nicht wenige soziale und sittliche Tugenden, die ihre größte Vollendung erleben, wenn sie in Armut geübt werden.

Sollte der Armut eine wichtige Aufgabe in der Menschheit zugeteilt sein, opferreich, aber edel wie die Mühen des selbstvergessenen Kriegers für das Wohl des Vaterlandes?

Nationalökonomen sprechen von einem Naturgesetz der Armut. „Die Armut gehört zu den ursprünglichen Erscheinungen der Sozietät; sie ist ein allgemeines, in der sittlichen Weltordnung begründetes Gesetz im menschlichen Leben, so daß ihre Existenz mit der des Eigentums, Erwerbs und Bedürfnisses, mit denen der Mensch in die Welt tritt, schon gegeben ist." [2] Dagegen erklären menschenfreundliche Sozialtheoretiker: „Es gibt kein Naturgesetz der Armut", und verkünden uns das Kommen einer neuen Zeit, wo das Walten der Gerechtigkeit die Kluft zwischen reich und arm überbrücken, ja ausfüllen werde [3].

Christus hat zum voraus den ersteren recht gegeben. „Arme habt ihr allezeit bei euch", verkündete er den Aposteln. Jedoch müssen wir uns wohl hüten, dieses Wort des Herrn in einem Sinne zu verstehen, der da geeignet wäre, mit dem Bewußtsein der Unabänderlichkeit über das Elend der Mitmenschen hinwegzutrösten, dessen Heilung zu versuchen ein eitles Unterfangen wäre.

Was bisher von der Armut gesagt ist, könnte immerhin dem Einwand begegnen, sie habe kulturanregend nur dadurch gewirkt, daß sie als Lage empfunden wurde, die man überwinden müsse. Das Ziel sei die Erstrebung des Reichtums gewesen, und er sei daher bei allen Leistungen der Armut der treibende Faktor. Gegenüber dieser Tatsache sei es ein vergebliches Bemühen, durch die hervorgehobenen Erfolge armer Gelehrter, Forscher, Künstler und Unternehmer das Evangelium Jesu zu rechtfertigen. Denn das Evangelium lehre die Armut suchen und lieben, gebiete, den Stand der Armut festzuhalten und beraube sie gerade der Anregungen,

---

[1] Zengin maldan werir, fuqara dilden.

[2] Ratzinger, Gesch. der christl. Armenpflege 1.

[3] Rausch, Das Problem der Armut 41.

durch welche allerdings viele in ihr Geborene zu glänzenden Leistungen geweckt und angeeifert worden seien. Behalten wir diesen Einwand wohl im Auge. Ehe wir jedoch mit ihm uns beschäftigen, fragen wir zuerst:

Was ist Armut? Wenn wir ihren Begriff so bestimmen wollen, daß die Armut im Sinne des Evangeliums unter ihn einbezogen werden kann, so muß uns die Fassung, welche Zeiler[1] diesem Begriffe gegeben hat, als viel zu enge gelten. Er sagt: „Armut im allgemeinen ist die Entbehrung derjenigen Dinge, welche zum Unterhalte der leiblichen Existenz notwendig sind.“ Um als arm gelten zu können, müßte man demgemäß unter freiem Himmel nackt und bloß des Hungertodes sterben. Bei dieser Auffassung läßt sich weder von einem Naturgesetz der Armut noch von einer Begründung desselben in der sittlichen Ordnung reden. In diesem Sinne ist sie eine Krankheitserscheinung am sozialen Körper und kann nicht als Armut im Geiste zur Lebensnorm der Menschen erhoben werden. Auch die Definition Roschers[2] scheint zu eng zu sein. „Zum Begriff der Armut gehört, daß man, und zwar längere Zeit hindurch, der unentgeltlichen Hilfe anderer bedarf, die sich nicht speziell dazu verpflichtet halten.“ Übrigens ist sich der gefeierte Wirtschaftslehrer wohl bewußt, unter diese Begriffsbestimmung nicht alle Zustände unterordnen zu können, die wir mit dem Prädikat „arm“ belegen. Er wie Zeiler haben nur eine besondere Stufe der Armut, die tiefste Not, herausgegriffen, welche man anderwärts unter dem Namen Elend von der Armut unterscheidet[3] und im Christentum unterscheiden muß. Denn der Stifter des Christentums hat bei aller Wertschätzung der freiwilligen Armut doch in der Parabel vom verlorenen Sohn das Bestreben, aus dem Elend sich zu erheben, mit der sittlichen Erneuerung aufs innigste verwoben. Von der Armut im Sinne des Elends möchte es wahr werden, daß sie unter der Herrschaft des Prinzips der Gerechtigkeit und der Liebe aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden wird.

---

[1] Kirchenlexikon I (Freiburg 1882), Sp. 1384.

[2] System der Armenpflege und Armenpolitik (Stuttgart 1894) 1.

[3] Périn, Über den Reichtum in der christl. Gesellschaft II 164.

Zu anderer Auffassung gelangen wir, wenn wir den Begriff der Armut im Anschluß an die traditionelle Bestimmung begrenzen. Die Begriffe des Reichtums und der Armut drücken eine Beziehung zum Besitze aus. Halten wir den Zustand der Wohlhabenheit, d. h. den Zustand des für die Natur- und Standesbedürfnisse ausreichenden, gesicherten Besitzes, als Ausgangspunkt fest, so ist der Zustand, welcher diesen Punkt überschreitet, der Reichtum; der Zustand, welcher hinter ihm zurückbleibt, die Armut; beide in vielfacher Abstufung. Die Armut ist also die wirtschaftliche Lage jener Menschen, welche sich nicht im gesicherten Besitz des für ihre Natur- und Standesbedürfnisse Ausreichenden befinden. Arm ist, wer ohne Arbeit selbst nicht eine kürzere Zeit einen standesgemäßen, wenigstens menschenwürdigen Haushalt führen kann. In diesem Sinne wird die Armut nicht von der Erde verschwinden. Eine Reihe von Faktoren verhindern die Verallgemeinerung jenes Wohlstandes oder Reichtums, der weiteste Kreise über das akute Bedürfnis des täglichen Erwerbes emporhöbe. Die physische Arbeitsunfähigkeit der Kinderwelt, der Greise, der Kranken, zumal der mit dauernden organischen Fehlern behafteten, Mangel an Geschicklichkeit, Mißjahre in verschiedener Hinsicht, welche die Errungenschaften gesegneterer Zeit aufzehren und zugleich den Fortgang der Ertragskraft der Arbeit aufhalten, wirken auf die Bildung des Wohlstandes mäßigend ein, so daß, auch wenn es gelänge, die moralischen Ursachen der Armut, die Arbeitsscheu, die Verschwendung, die Spielsucht, die gewinnsüchtige, betrügerische Übervorteilung durchaus zu beseitigen, es nie an solchen fehlen wird, welche nur durch fortgesetzte eifrige Arbeit ihren Unterhalt gewinnen können, ohne je zu Überfluß und selbst nur mäßigem Luxus zu gelangen.

Besonders nachhaltig wirkt hierzu die Vermehrung der Bevölkerung. „Daß die Lage der Menschheit die Armut ist, daß alle Anstrengungen, welche die Menschheit bis heute hat machen können, um sich dieser harten Notwendigkeit zu entziehen, eitel waren, das ist historisch durchaus zuverlässig. Wir stehen hier vor einer durchaus universalen, stetigen, unzerstörbaren Tatsache, in der sich uns die Wirksamkeit eines allgemeinen Gesetzes der menschlichen Existenz

offenbart."[1] „Es rückt die Bevölkerung fortwährend bis an die Schranke der Unterhaltungsmittel vor. Diese Schranke weicht unaufhörlich unter dem Anprall des immer dichtern Wogendranges der menschlichen Generationen zurück, aber sie weicht nur der Gewalt, weicht nur langsam, und diejenigen, welche sie umschließt, erfahren fortwährend einen gewissen Zwang, und ein schwieriges Leben ist ihr besonderer Anteil."[2] Es wird folgerichtig nie an jenen fehlen, welche die Erfüllung mancher Wünsche und Bedürfnisse sich werden versagen müssen.

Die bisherige Beschreibung erfaßt die Armut allein als wirtschaftliche Lage, die der Mensch als gegeben vorfindet. Wenn das Evangelium und mit ihm die christliche Glaubenslehre dieselbe als Tugend betrachtet, so versteht sie unter Armut nicht mehr bloß den wirtschaftlichen Zustand, sondern ein Verhältnis des menschlichen Willens zu ihm. Die Armut als Tugend ist die Ergebenheit des Willens in den Zustand der wirtschaftlichen Armut als einer von Gott gegebenen Lage und die Zufriedenheit des Lebens in ihr. In diesem Sinne empfiehlt das Evangelium die Armut, in diesem Sinne preist die katholische Kirche sie als sittlich verdienstliche Tat, ja sie adelt sie als besondere Erprobung der Vollkommenheit und umgibt sie mit der Würde eines evangelischen Rates. Ist sie auch in diesem Sinne, nicht mehr bloß als Kraft, die den Willen durch den Gegensatz des Gehofften oder als nötig Empfundenen in größte Spannung versetzt und in solcher erhält, eine Förderung der Arbeit? Leistet das Evangelium dazu einen nützlichen Beitrag, daß die Armut, so als Tugend verstanden und hingenommen, zur Förderung der Arbeit ausschlägt? Damit sind wir zu der schon oben gestellten Frage zurückgekehrt und befassen uns nunmehr mit ihrer Beantwortung. Wir setzen in die soeben entwickelte Definition der Armut als Tugend die Umschreibung der Armut als wirtschaftliche Lage ein. Sofort wird sich zeigen, daß die Auffassung der Armut als Tugend die Arbeit zu fördern

[1] Périn, Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhundert 216.
[2] Périn, Über den Reichtum in der christlichen Gesellschaft II 26.

vermag. Sie ist die Zufriedenheit des Menschen mit der wirtschaftlichen Lage, in welcher er ohne Arbeit selbst nicht eine kürzere Zeit einen standesgemäßen oder doch menschenwürdigen Lebensunterhalt findet. Diese Zufriedenheit umfaßt als unerläßlichen Bestandteil ihres Tugendcharakters die Zufriedenheit damit, arbeiten zu müssen. Somit ist sie Ergebenheit gegen die Arbeit, ja jene Liebe zur Arbeit, die in letzterer ihren würdigen Lebensberuf findet.

Die Behauptung, das Evangelium sei durch die Predigt der Armut als Tugend arbeitsfeindlich geworden, muß also jedenfalls so weit zurückweichen, daß sie zugibt, daß es nicht dieser Predigt Absicht sein kann, den Menschen von der Arbeit abzuhalten, sondern daß sie ihn mit ihr zufrieden machen will.

Aber es bleibt noch der Versuch übrig, die erwähnte Behauptung in dem Sinne festzuhalten, als entreiße die Predigt der Armut der Arbeit im Trieb nach Reichtum den kräftigsten Ansporn. Jedoch auch dieser Vorwurf ist unhaltbar, weniger wegen der falschen Auslegung der Absichten des Evangeliums als wegen der falschen Voraussetzung von der allgemeinen Möglichkeit des Reichtums. Zur Arbeit antreiben durch die Hoffnung auf Reichtum hieße die Arbeitenden mit falschen Vorspiegelungen trösten. Noch nicht einmal größeren Wohlstand kann man der Allgemeinheit der arbeitenden Menschheit für ihre Arbeit in Aussicht stellen. Ist dem aber so, dann vermag der Reichtum als Antrieb zur Arbeit keine Kraft auszuüben. Wo nur im Vertrauen auf ihn gearbeitet worden wäre, müßte bald Entmutigung und Enttäuschung an die Stelle froher Arbeitslust treten. Verdrossenheit und Unzufriedenheit würden die naturgemäße Stimmung dieser Arbeitenden. In dieser wäre nicht Treue zum Arbeitsberuf, sondern der Versuch ihn abzuschütteln als innerlichste Bestrebung zu erwarten. Dieser Geist müßte die Quelle fortwährender Krisen und Störungen werden. Ihre Folgen für die Entwicklung des Arbeitslebens und seiner Wirkungen für die Gesellschaft sind leicht vorzustellen.

Das Gedeihen der Arbeit hängt mit der Stetigkeit, Regelmäßigkeit und Ordnung in ihr aufs engste zusammen. Gewiß bedarf das Leben der mit vollem Drang der Unzufriedenheit vorwärtsstrebenden

Naturen, um vor Stagnation bewahrt zu bleiben und der Segnungen eines gesunden Fortschrittes sicher zu sein. Aber es bedarf ebensosehr der breiten Schichten, die mit geregelter Treue und Liebe die harte Tagesarbeit verrichten und mit Zufriedenheit ihren Lohn genießen. Diese haben den Ruhm, der solide Unterbau eines segnenden Fortschrittes zu sein. Ohne sie würden, bei allgemeinem ungestümen Vorwärtsdrängen, bei allgemeiner Unzufriedenheit mit dem Bestehenden die Errungenschaften des Fortschrittes nicht auf die kräftige Grundlage fester Verhältnisse zu stehen kommen, wo sie nützen können, sondern sie würden unter Zerstörung alles Bestehenden gewonnen und deshalb fast fruchtlos bleiben. Der Arbeiter, der in seiner Lage einen notwendigen Lebensstand kennt und sein Glück in diesen Grenzen sucht, ohne entzündeten Geistes und unzufriedenen Herzens nach Reichtum zu streben, ist daher ein notwendiges Glied der Gesellschaft. Wer ihn lehrt, seine Lage im Sinne religiöser Tugend aufzufassen, schadet ihm und der Gesellschaft nicht, sondern fördert beide.

Der in der Armut gelegene Antrieb zur Arbeit geht auch ohne ungesundes Streben nach Reichtum nicht verloren. Er wird erhalten und genährt, aber auf eine Weise, die sittlich weit edler ist als die Gier nach persönlichem Reichtum und nach den Genüssen des Reichtums. In der Not des Armen, in seiner Abhängigkeit und Lebensunsicherheit, in der geringen Schätzung, in der er steht, kann der Trieb nach Selbständigkeit als Arbeitstrieb, das Streben nach der Achtung der Mitmenschen, das Bedürfnis, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu sein, die Liebe zur Familie, der Geist der Wohltätigkeit, der Glaube an die Verantwortung vor dem göttlichen Richter für die irdischen Lebenstage und die Hoffnung auf Vergeltung im jenseitigen Leben die Lust zur Arbeit und das Pflichtgefühl für die Arbeit in der kräftigsten Weise anspornen. Denn auch der Arme empfindet den geistigen Glückseligkeitstrieb der Seele. Die Tugend wird durch die Armut nicht zugeschüttet[1]. Und sind diese Antriebe in einer Seele lebendig geworden, dann steht der Arbeiter auf einer höheren Stufe des sittlichen Lebens, als wenn

[1] Claudianus (ed. Koch XXII 121): Non obruta virtus paupertate latet.

die Gier nach Reichtum ihn an die Arbeit als ihren Sklaven fesselt. Der Geldtrieb allein wird gar nicht zur Arbeit führen, wo er anders Befriedigung findet.

Diese natürlichen Verhältnisse müssen wohl ins Auge gefaßt werden, wenn man die Lehre Jesu über die Armut richtig würdigen soll. Bei ihrem Anblick wird man die soziale Weisheit des Bibelwortes verstehen: „Trachtet nicht nach Hohem, sondern läßt euch herab zum Niedrigen.“ [1]

Will man den Einfluß des Evangeliums auf die Arbeit würdigen, dann darf man also nicht einseitig das Verhältnis zum Reichtum in Betracht ziehen. Man muß vielmehr prüfen, ob das Evangelium nicht gerade in der Predigt der Armut Arbeitstriebe entwickle und im Arbeitsleben in einer Weise beselige, daß es dadurch die Arbeit nur fördern kann.

Der denkende Geist tritt dabei nicht mit der Hoffnung an den Erlöser heran, daß durch seine Lehre und sein Wirken die Armut völlig aufgehoben werde. Doch er erwartet, daß auf der einen Seite die Armut vor der Verelendung beschützt und in dem Bestreben nach Überwindung der Notlage gefördert werde, und daß auf der andern Seite durch die Lehre Christi die Armut auf die Wege der Arbeit geleitet werde, um in eifervoller Werktätigkeit für die Hebung der Kultur ihre Kräfte dienstbar zu machen.

Diese Erwartung, welche das Denken vom Christentum als göttlicher Erlösungsreligion zu hegen berechtigt ist, hat in der Lehre Jesu ihre Erfüllung gefunden. Die Predigt von der Armut im Geiste ist das Mittel, mit welchem Christus sowohl die Schäden der Armut zu heilen als auch Segenskräfte zu erwecken wußte.

Soll der Arme zur Arbeit greifen, um seine Lage zu verbessern, so muß sein Wille ein sittlich gesunder sein. Seine Lebenslage muß im Ehrenglanze sittlicher Güte erscheinen. Im andern Falle entbehrte der Arme der zugkräftigen Beweggründe, auf unerlaubte Mittel zur Überwindung des materiellen Druckes seiner Verhältnisse zu verzichten. Dazu gehört, daß er sowohl selbst von der sittlichen

---

[1] Röm. 12, 16.

Güte eines Lebens in Armut überzeugt sei, als auch daß dieselbe von den Nebenmenschen anerkannt werde und der gesellschaftlichen Fürsorge und Freiheit und der Achtung der persönlichen menschlichen Würde sich erfreue. Ohne diese moralische Stärkung gerät der Arme im Druck der Not auf die Abwege der Immoralität. Außerdem darf der Wille des Armen, wenn er zur Arbeit greifen soll, in seinem Streben nach Besserung der Verhältnisse nicht durch die Aussichtslosigkeit eines solchen Beginnens gebrochen sein. Nur wenn in dieser Weise subjektive und objektive Verhältnisse ihn ermutigen, wird die Armut ein Trieb zur Arbeit. In der antiken Welt fehlte der Drang nach Überwindung der Armut nicht. Aber es fehlte die Achtung des Standes der Armut und die objektive Möglichkeit einer erheblichen Verbesserung der Lage. Sie hat die Armut in die schauerlichen Abgründe dauernder Verelendung hinuntergestoßen. Deshalb wurde für sie das Problem der Armut zum Verhängnis.

Das christliche Zeitalter wurde zur Blütezeit der freien Arbeit, weil es die Armut ehren gelernt hatte. Damit ward der Weg geebnet, um die Armen so in den Organismus der Gesellschaft einzufügen, daß sie als gesunde Glieder desselben am Werke und Vorteile des menschlichen Fortschrittes den Anteil nehmen, zu dem sie als Menschen berufen sind.

Eine von der Sucht nach Reichtum verzehrte Gesellschaft vermag das Problem der Armut nicht zu lösen. Sie steht ihr innerlich fremd gegenüber, so daß sie dieselbe nicht als organischen Bestandteil in sich aufnehmen kann. Wo eine gedeihliche Verschmelzung der reichen und armen Gesellschaftsklassen sich vollziehen soll, muß die reichen Mitglieder eine innere Verwandtschaft mit den armen verbinden. Beide Teile müssen auf dem Boden einer gemeinsamen, hier und dort angemessenen Pflicht- und Lebensauffassung stehen. Diese innere Verbindung der Gesinnung zwischen reich und arm grundgelegt und hergestellt zu haben, ist das göttliche Verdienst Jesu. „Die Anregung des Reichen zum Hinabsteigen in das Bereich des Armen und zur Erhebung des Armen in das Himmelreich des Gebetes und der Arbeit, in die Christen- und Menschenwürde durch Aufmunterung seiner Selbsttätigkeit, die Wiedereinleitung der beiden

mächtigen Glieder der Menschheit in einen Körper mit gesundem, kräftigem Blutumlauf ist ein aus dem Neuen Testament geschöpfter, mächtig fortwirkender Gedanke."[1] In dieser Wirkung beruht die weltgeschichtliche Bedeutung des Augenblickes, da Jesus dem versammelten Volke vom neuen Sinai der Bergpredigt dies Gottesgesetz verkündigte: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."[2]

Nun war der Armut wieder der Ehrenmantel der sittlichen Güte um die Schultern gelegt. Der Bann der persönlichen und moralischen Geringschätzung, welcher über der materiellen Armut lag, war zerbrochen. Der materiell Arme, welcher im Geiste Christi seine Lage trägt, besitzt den Adelsbrief göttlicher Auserwählung. Der Sohn Gottes hat ihm ein „Selig" zugerufen. Die Armut ist zu einem Felde der Tugend geworden. Der reiche Jüngling hört die Einladung: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben."[3] Die Armut ist die Lebenslage der Apostel, dieser Gefäße der Gnade und Lehre Christi, dieser Tempel des Heiligen Geistes. Für alle gilt das Gebot, den Geist der Armut zu bewahren. Damit war der Stand der Armut zum Stand der Ehre geworden. Zwischen dem Armen und dem Reichen war eine soziale Versöhnung eingetreten.

Der Arme sah sich nun bewahrt vor der Versuchung, den materiellen Druck seiner wirtschaftlichen Lage auf eine unerlaubte Art abzuschütteln, wozu ihn vordem die Verachtung seitens der höheren Stände trieb, so wie er ungestraft seine Hand nach Besitztümern ausstrecken konnte. Um so mutiger griff er zur Arbeit, sowie der Antrieb dazu gegeben wurde. Und dieser fehlte in keiner Weise. Die materielle Not gebar ihn immer neu. Zugleich war mit der Predigt von der Armut im Geiste die sittliche Gleichstellung und ideale Gleichberechtigung der Menschen grundgelegt. Damit war im niederen Volk das mutige Streben geweckt, die Erfüllung

---

[1] Merz, Armut und Christentum 89.

[2] Vgl. hierzu die Predigten Kettelers bei Schleiniger, Muster d. Pred.[3] II (Freiburg 1913) 119 ff. 536 ff.: Die christl. Idee von der Bestimmung des Menschen. [3] Matth. 19, 21.

der erhabensten sittlichen Aufgaben auf sich zu nehmen. Indem es Schulter an Schulter zum Wirken an der Förderung des Edlen und Guten mit den höherstehenden Volksschichten sich berufen wußte, wurde der Blick geschärft, den Wert und das Verdienst der Arbeit für das menschliche Wohl zu erkennen. Mochte die Lebensstellung noch so verschieden sein, jeder wußte seine Arbeit im Dienste des einen großen Zieles den andern, als höher betrachteten Berufen im Werkhause der Welt Gottes sittlich beigeordnet. Berufen, dem Besten mit seinen Mitteln zu dienen, wußte sich auch jeder berufen, mit seinen Mitteln nach dem Höchsten zu streben. Allum brach ein blühendes Arbeitsleben aus schwellenden Knospen.

Indem Christus allen die Armut im Geiste predigte und selbst die materielle Armut mit der Ehrenkrone der sittlichen Vollkommenheit schmückte, hatte er niemand zum Leben im Elend verpflichtet. Die Armut ward nur empfohlen bzw. geboten im Dienste der Ehre Gottes und des Seelenheiles. War dies das Zeichen einer vollkommenen Seele, daß sie es verstand, mit wenigem, mit dem Notwendigen zufrieden zu sein, so war es doch nicht minder Pflicht des Gottesfreundes, seine Kräfte zur Erzeugung jener Güter anzuwenden, welche die Vorbedingung eines gotteswürdigen Lebens der Menschheit sind. Die Predigt von der Armut im Geiste stellte dem wirklich Armen die sittliche Würde zurück, belehrte ihn aber zugleich, daß seine Tugend als Armut *im Geiste* nicht im trägen Dulden der Not bestehen müsse, sondern ihre gottgewollte Übung in jener Entsagung finde, welche sich mit dem Aufsprossen der geistigen Energie für das geistig Edle und Gute innigst verschwistert zeigt. Diese schloß die Verwendung der materiellen Arbeitskräfte, nicht zum Dienste des materialistischen Wohllebens, wohl aber zum Dienste der zivilisatorischen Entwicklung, nicht aus, sondern ein. Es fehlte also der Predigt von der Armut im Geiste mit dem Ansporn zur Enthaltung von den Mitteln unlauterer Selbstbereicherung durchaus nicht an positivem Arbeitstriebe. Ja, indem sie den Besitz irdischer Güter nicht verwirft, sondern nur die seelische Anhänglichkeit an dieselben und ihre Zweckbestimmung regelt, wahrt sie selbst dem Arbeitstrieb des Erwerbsgeistes seinen Einfluß auf den menschlichen Willen.

Die soziale Versöhnung zwischen reich und arm befördert aufs beste die Entfaltung der subjektiven Arbeitstriebe in der Seele des Armen. Eine nachhaltige Wirkung können diese jedoch nur dann hervorbringen, wenn die objektiven Verhältnisse dem subjektiven Arbeitseifer die nötige Freiheit der Bewegung verstatten, so daß er sein Ziel erreichen kann. Auch dafür sorgte die Predigt von der Armut im Geiste, indem sie mit der sozialen Versöhnung die Schaffung eines wirtschaftlichen Ausgleiches einleitete und ermöglichte.

Wenn dem ungezügelten Streben nach materiellem Reichtum der Vorwurf gemacht werden muß, daß es durch das Aussaugen der kleinen Besitztümer und die Proletarisierung großer Volksmassen die gesunde Entfaltung des Arbeitseifers, welchen es der Aussicht auf Erfolg beraubt, unterdrücke, so kann die Armut im Geiste das Verdienst beanspruchen, durch Verteilung des Eigentums Arbeitsgelegenheit und Arbeitseifer zu vermehren. Sie verhindert die Ansammlung großer Reichtümer, welche für den Fortschritt der Zivilisation von so hervorragender Bedeutung sind, nicht, drückt aber gleichwohl auch den einzelnen Armen nicht in hoffnungslose Dürftigkeit nieder. Denn sie steckt dem Erwerbsgeist gesunde Grenzen, durch welche der Erfolg desselben nach Maßgabe der Bedingungen nicht vereitelt, wohl aber verallgemeinert wird. Während materialistische Habsucht nicht errötet, im Genusse üppigen und unsittlichen Reichtums zu schwelgen, wo Tausende darben, wie in der antiken Kulturwelt, und so Sozialkrisen heraufbeschwört und die friedliche Entwicklung des Arbeitslebens stört, knüpft die Armut im Geiste den Gebrauch des Eigentums an die Voraussetzung wirklich vernünftigen Bedarfes und schützt damit das Eigentumsrecht in seinem tieferen wirtschaftichen Grunde[1]. So wird im Eigentum der materiellen Basis des Arbeitslebens ihre Festigung gewahrt und in weitester Verzweigung ausgebaut.

Gerechte Entlohnung von seiten der Reichen, Sparsamkeit auf seiten der Armen, zuletzt hochherzige Mildtätigkeit verbreitern in der Möglichkeit des Eigentums dem Arbeitstrieb in die weitesten Volks-

---

[1] Vgl. Schäffle, Das gesellschaftl. System der menschlichen Wirtschaft (Tübingen 1867) 230. Ratzinger, Die Volkswirtschaft II 20 f. bzw. 7 100 f.

klassen den Schutz objektiver Förderung. Der Geist der Armut hält den Reichen vor Ausbeutung der Arbeitskraft des Armen zurück und treibt ihn an zur gerechten Entlohnung. Er bewegt ihn, seine Reichtümer nicht einseitig nach egoistischen Gesichtspunkten zu verwalten, sondern gemeinnützig zu verwenden. Die Ausdehnung der Arbeitsgelegenheit auf das möglichst große Maß und die durch entsprechenden Lohn angeregte Entnahme von Arbeit im vollen Umfange der Gelegenheit sind die Folge dieser Geistesrichtung.

Bei der liberalen Wirtschaftsordnung nimmt der Unternehmer kein unmittelbares Interesse an der Vervollkommnung der Produktion. Er hat nur ein Interesse am Gewinn. Es ist aber möglich, daß höhere Gewinne sich, absolut betrachtet, aus niederen Betriebsformen ergeben. Geringe Kapitalverwendung, zurückgebliebene Technik und niedriger Lohn können unter Umständen bessere Gewinnaussichten eröffnen als hoher Lohn und fortgeschrittene Technik[1]. Betriebe, welche mit veralteten Maschinen arbeiten, ersparen nicht nur den Besitzern die Ausgabe für wünschenswerte technische Verbesserungen, sondern bleiben auch konkurrenzfähig, wenn die Inhaber sich nicht scheuen, durch übermäßige Arbeitszeit aus den tätigen Händen herauszupressen, was der Sparsamkeit mit dem Maschinenmaterial sonst verlorengehen müßte. Über die Schädigung des Arbeitslebens, welches mit einem solchen System verbunden ist, hilft erst der Geist der Gemeinnützigkeit hinweg, welcher aus der Gesinnung der Armut im Geiste bei den Vermögenden entspringt.

Wenn die Zahlung reichlicherer Löhne, zu welcher dieselbe Gesinnung bewegt, schon an und für sich zu reger Arbeit antreibt, so bleibt eine weitere Wirkung derselben zu betrachten, welche das Arbeitsleben aufs kräftigste fördert: die Vermehrung der Kaufkraft in der Arbeiterbevölkerung. Dieselbe erschließt der Produktion die ausgedehntesten Absatzgebiete und ermöglicht es dadurch, die vorhandenen Kräfte ausgiebig zu beschäftigen.

Auch die Sparsamkeit beim Arbeiter, welche im Anschluß an das Beispiel Christi bei der wunderbaren Brotvermehrung der Geist

[1] Herkner, Arbeiterfrage 166 f.

der Armut weckt, trägt dazu bei. Scheint sie gleich anfangs der Produktion wenig förderlich, indem sie die Kaufmittel ängstlich zurückhält, so ist nicht zu übersehen, daß sie in dem Maße, als sie einen Arbeiter zu Wohlstand führt, denselben auch immer mehr zu den Ausgaben eines wohlgeregelten soliden Haushaltes befähigt, der in seiner Art eine Stütze des Produktenabsatzes ist, während anderseits die Ausgaben eines an keine Rücksichten der Sparsamkeit sich kehrenden Verschwenders in der Regel nicht dahin fließen, woher das edle Arbeitsleben seine Aufträge empfängt.

Wo die vermögenden Volksklassen ihren Reichtum nach dem Gesetz der Armut im Geiste gemeinnützig verwenden und besonders in der Eröffnung der Arbeitsgelegenheit sich von ihr leiten lassen, gewinnt auch der Arbeiter jene Sicherheit der Existenz, welche ihm für die Gegenwart einen würdigen Aufwand gestattet. Die Armut im Geiste versagt allerdings den Luxus der sinnlich-materiellen Ergötzlichkeit. Sie wendet sich aber nicht gegen die geistig-edle Verschönerung des Lebens, sondern strebt vielmehr danach, möglichst viele mit ihren Segnungen zu beglücken. Wenn sie auch die Arbeit für den entbehrlichen Luxus sinnlicher Art beeinträchtigt, so ersetzt sie den Ausfall reichlich durch die Verbreitung der Bedürfnisse nach edlen Genüssen des geistigen Lebens, der Bildung und der sittlichen Hebung des Volkes.

Unter der Herrschaft der Armut im Geiste erscheint der Mittelbesitz in der christlichen Gesellschaft als der Punkt, dem alles zustrebt, und gleichsam als die Achse, um die sich alles dreht [1]. Es bilden sich friedlich befestigte staatliche Verhältnisse. Gerechtigkeit führt ein beglückendes Zepter [2]. An Stelle maßloser Üppigkeit auf der einen und grenzenlosen Elendes auf der andern Seite tritt der Zustand einer die weitesten Volksschichten beglückenden, gesicherten Lebensbehaglichkeit bei allgemeiner Teilnahme am tätigen Leben zum Wohle der Gesellschaft. Das aber ist es gerade, worin selbst

---

[1] Vgl. Kössing, Der reiche Jüngling im Evangelium 341. Périn, Über den Reichtum ꝛc. I, 1. Buch, 5. Kap., 26.

[2] Lact., Inst. 6, 15 (Migne 6, 578).

ungläubige Sozialtheoretiker das Heilmittel für die Schäden des Arbeitslebens erkennen und damit dem christlichen Geiste ihre Anerkennung zollen. „Erst dann", so schreibt A. F. Lange[1], „wird sich sagen lassen, daß die Arbeiterfrage und mit ihr die soziale Frage überhaupt ohne Revolution gelöst oder wenigstens auf sicherem Wege der Lösung begriffen ist, wenn der Prozeß die Differenzierung in der allgemeinen Lebenslage der Bevölkerung zum Stillstand kommt und eine natürliche Rückbildung im Sinne größerer Gleichheit eintritt. Dies ist identisch mit der Abnahme der Arbeit für den Luxus und den raffinierten Lebensgenuß weniger und der Zunahme der Arbeit teils für die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, teils für mäßige und allen zugängliche Erheiterung und Verschönerung des Daseins."

Der Tendenz, zur Arbeit anzuregen, wird die christliche Lehre von der Armut im Geiste auch nicht untreu, wenn sie die reichen Glieder mahnt, die Not der Armen mit Almosen zu unterstützen. Mit Recht verlangt die Therapeutik der Armut[2], daß die Unterstützung der Bedürftigen nie auf eine Weise geschehe, welche die Armen der Gefahr sittlichen Rückschrittes aussetzte. Die Armenpflege darf keine Faulenpflege werden. Auch dürfen die Unterstützungsmittel nicht durch Beschränkung der Produktion nutzbringender Güter — besondere Notlagen abgesehen — aufgebracht werden. Die Therapie der Armut darf sich nicht auf das leibliche Wohl beschränken, sondern muß auch auf das Wohl der Seele abzielen. Sie darf das Elend nicht abwarten, sondern muß ihm vorbeugen. Noch viel weniger darf sie dasselbe vermehren.

Diese Regeln zu beobachten befähigt reichlich der Geist der Armut. Als opfervolle Tugendübung zum Heile der Seele wird sie immer auch auf den Nutzen der Seele der Armen bedacht sein. Dadurch sieht sie sich veranlaßt, dem Laster der Trägheit zielbewußt entgegenzutreten, und nach dem Vorbilde des krankenheilenden Erlösers

[1] Die Arbeiterfrage 191.

[2] Vgl. Ratzinger, Geschichte der kirchl. Armenpflege 413 ff. Roscher, System der Armenpflege und Armenpolitik 36 ff. Vgl. über das christl. Almosen auch Hieronymus an Pamachius 157.

erkennt sie das schönste Almosen in der Ermöglichung fruchtbarer Erwerbsarbeit.

Das christliche Altertum hat die Pflicht der Armenpflege so verstanden. Die Apostolischen Konstitutionen ermahnen: „Ihr Bischöfe sollt für die Pflege der Verwaisten Sorge tragen. Verhelft dem Handwerker zur Arbeit, dem Knaben zu den nötigen Mitteln, daß er ein Handwerk lernen kann und dabei der Verköstigung nicht entbehrt, sowie daß er in der Lage ist, nach tüchtiger und richtiger Schulung im Handwerk sich die nötigen Werkzeuge zu kaufen; denn er soll fürderhin keinem der Brüder durch Beanspruchung von Liebesgaben zur Last fallen, sondern für sich selbst zu sorgen imstande sein. Wahrhaftig glücklich ist nämlich derjenige, welcher vermag sich selbst zu helfen und sich nicht an den Platz der Waisen, Fremden und Witwen zu drängen braucht." [1]

Auch das christliche Mittelalter hat diesen Geist bewahrt. „Rührend ist, zu sehen, wie die hochgebildete, mit den größten Aufgaben des Lebens beschäftigte Gesellschaft [des 12. Jahrhunderts], wie Päpste, Fürsten, Prälaten, Städte, Ritter und Damen miteinander wetteifern in der Pflege der Hilfsbedürftigen, in Anlegung von Armenhäusern, milden Stiftungen, Hospitälern, Arbeits- und Findelhäusern." [2] Auch beim Almosenspenden leitet die Armut im Geiste zur Arbeit an. Nicht sie ist die Ursache, wenn irgendwo das Bettelwesen zum Schaden der Arbeit überhandnimmt, sondern die Mißleitung dieser Gesinnung.

Damit ist nicht gesagt, daß die Verabreichung von Almosen als reinen Liebesgaben ohne direkten Bezug zur Arbeit von ihrem Felde auszuschließen sei. Selbst bei ganz intensivem Arbeitsleben kann die Gesellschaft des reinen Almosens nicht entbehren. Rasch schreitet die Vermehrung der Bevölkerung vorwärts, aber die Eröffnung neuer Arbeitsgebiete, in welche die neue Flutwelle der Bevölkerung hinein-

---

[1] Vgl. Constit. Apost. IV, 12 (ed. Lagarde, Leipzig-London 1862, 114); vgl. Διδαχη IV, 5.

[2] Kraus, Kirchengeschichte § 104, 2, S. 399; vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen (München 1861) 198. Retzbach, Armenpflege der Stadt Freiburg im 16. Jahrh., in der Zeitschr. der Gesellschaft für Geschichtskunde XXXIII (Freiburg 1917) 107 ff.

zuleiten wäre, hält mit ihr nie gleichen Schritt. Deshalb fehlt es nicht leicht an solchen, welche wenigstens zeitweilig der Unterstützung ohne Arbeit bedürfen.

Peabody[1] geht ohne Zweifel zu weit in der Akkommodation der Lehre und Haltung Jesu an unsere soziale Frage, wo er die Meinung ausspricht: „(Jesus) schätzte das Almosengeben als Tugend verhältnismäßig gering; . . . so sehr Jesus auch das Almosengeben schätzt, so spricht er doch meistens in Worten ernster Warnung und nicht lobend darüber. Er weiß wohl, wieviel Betrug, wieviel Prahlerei und Geschäftssinn unter dem Namen Wohltätigkeit besteht. . . .“ „In der Geschichte vom barmherzigen Samaritan wurde dem Gelde, das er zur Erleichterung des Fremden hingab, die geringste Bedeutung beigelegt. . . . Es wird nie berichtet, daß Jesus, dem täglich alle Formen des Leidens und der Bettelei begegneten, Almosen gab. . . .“ „Wahrscheinlich neigte der Verräter mehr zum Almosengeben als Jesus. Denn es war Judas, der wenige Tage früher zu seinem Herrn gesagt hatte: ‚Warum ist diese Salbe nicht verkauft . . . und den Armen gegeben worden?‘“[2] Es ist eine verkehrte Auffassung der Frage, wenn man die Stellung Jesu zum Almosen grundsätzlich nach den Nachrichten der Evangelien über das Almosengeben Jesu dartun will. Bei dem, der von sich sagte: „Der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt lege“, darf man keine reichen Almosenspenden in gemünztem Geld erwarten. Nachdem er überdies gelehrt hatte: „Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut, daß so das Almosen im verborgenen bleibe“[3], ist es sogar statthaft anzunehmen, daß Jesus auch seine Almosen in vorbildlicher Verborgenheit gegeben hat. Wenn es übrigens ein Almosen ist, dem Hungernden ein Stück Brot zu geben, so frage ich, um von den Heilwundern zu schweigen, die nicht nur vom kanaanäischen Weibe (Matth. 15, 26), sondern auch von Petrus und Johannes (Apg.) als Almosen angesehen worden sind: Ist die wunderbare Speisung der Tausende durch den Heiland kein Almosen gewesen? Oder soll etwa dieser

[1] Jesus und die soziale Frage, deutsch von Müllenhoff (Gießen 1903) 199 f. [2] Joh. 12, 5. [3] Matth. 6, 3 f.

Bericht, weil er ein Wunder erzählt, aus der Geschichte Jesu ausscheiden? Dem Almosengeber gleich ist ohne Zweifel jener zu achten, welcher seinen Mitmenschen zum Almosengeben auffordert. Das aber tat unstreitig Jesus, als er zum reichen Jüngling sagte: „Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen.“ [1] Zachäus hat daher auch nicht gegen Jesu Absichten gehandelt und täuschte sich nicht in der Erwartung, Jesu Beifall zu finden, als er sagte: „Siehe, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen.“ [2] Angesichts dieser Angaben des Evangeliums ist es wenig am Platze, das Almosen damit in schiefes Licht zu stellen, daß man es als Liebhaberei des Verräters Judas behandelt. Das sollte um so weniger geschehen, als wir ja auch von Judas lesen: „Das sagte er aber nicht, als wäre ihm an den Armen etwas gelegen gewesen, sondern weil er ein Dieb war.“ [3] Die aus Johannes erhobenen Worte sind doch der älteste Kommentar zur parallelen Erzählung bei den Synoptikern.

Entscheidend in dieser Frage ist aber, daß Jesus das Almosen ausdrücklich des himmlischen Lohnes versicherte, wenn es im rechten Geiste gegeben wird. „Dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten.“ [4] Kommt der himmlische König zum Gericht, dann wird er die auf der rechten Seite in das Reich seiner Freude einführen mit der Begründung: „Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet.“ [5] Diese Worte verstehen sich sehr wohl aus dem Munde desjenigen, der gesprochen hat: „Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer.“ [6] Man kann das Almosen, vernünftig dargeboten und ehrlich erbeten, von den christlichen Liebeswerken nicht ausschließen. Das Leben selbst läßt den Ausschluß nicht zu.

Indem die Armut im Geiste für die Verlassenen Sorge trägt, erfüllt sie eine Leistung, ohne welche das gesunde Arbeitsleben schweren Gefahren entgegengeht [7]. Nur eine sittlich gesunde Bevölkerung ver-

---

[1] Matth. 19, 21. Mark. 10, 21.
[2] Luk. 19, 8. [3] Joh. 12, 6. [4] Matth. 6, 4.
[5] Matth. 25, 35. [6] Matth. 12, 7.
[7] Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen 677 f.

mag dauernd mit der Arbeit sich zu befreunden. Und diese sittliche Gesundheit im Volke zu erhalten ist die Armut im Geiste mit ihrer liebenden Fürsorge berufen.

Werden wir also die erhobenen Vorwürfe gegen die Lehre Jesu anerkennen müssen? Nein. Was ihr zum Vorwurf gemacht und durch Gleichstellung mit dem Buddhismus der Mißachtung preisgegeben werden möchte, ist bei gerechter Betrachtung ein Vorzug derselben. Das Arbeitsgebot Jesu wird durch seine Armenpredigt nicht entkräftet, sondern befestigt. Wie seine Warnung vor dem falschen Gebrauch des Reichtums von der Arbeit die verhängnisvollsten Gefahren abwehrt, so dient seine Predigt von der Armut im Geiste dazu, die von Natur immer sich verjüngende Armut in steter Arbeitslust und Arbeitskraft zu erhalten und zwei Strömungen im menschlichen Wollen, den Wunsch nach ruhigem Glück und das Ausschauen nach immer weiteren Zielen, heilvoll zu versöhnen. In der religiösen Weihe wird die Armut zur Quelle kraftvoller Energie für die Arbeit und ihre kulturellen und zivilisatorischen Segnungen. Jene heroischen Akte, mit denen begeisterte Seelen in der Nachfolge Christi den irdischen Reichtum fortwarfen und durch freiwillige Übernahme der Armut tausend Arme zum rechtschaffenen Streben ermutigten, sind dem Ausstreuen des Saatkornes gleich, das wohl im Boden stirbt, aber nur um zur herrlichen Ernte zu erstehen.

Die Kirche Gottes ist ein Leib, ein lebendiger Organismus mit vielen Gliedern, die alle ihre eigentümlichen Verrichtungen haben (vgl. 1 Kor. 12, 1 ff.). Verrichtungen, die für ein und dasselbe Glied widersprechend erscheinen, werden am gleichen Leibe harmonisch vereinbar als besondere Tätigkeit verschiedener Glieder. So findet sich in der Kirche Christi Duldung des Reichtums und Schätzung der Armut, Erhebung des Reichtums zum Mittel des Heiles und zugleich Bezeichnung der Armut als Weg zum ewigen Leben. Nach dem Maßstab der Umstände und Gaben, die Gott über den einzelnen verfügt hat, ist bei einer Person das eine, bei einer andern das andere, unter Umständen diese, unter andern Umständen jene ein Mittel des Heiles. Für den einzelnen ist das Einzelne, für das Ganze die Gesamtheit der Gaben der gottgewollte Weg, auf dem in der

irdischen Auferbauung des Leibes Christi das Heil zu wirken ist. Reichtum und Armut gehören zusammen in der Kirche Gottes, jede als bestimmte gesellschaftliche Anlage zum Wohl des Ganzen. In der naturgemäßen Gestaltung beider nach dem Geist der Gottes- und Nächstenliebe kommt das Heil der Gesellschaft zur Entwicklung.

Gewiß, auch außerhalb des Christentums haben aszetische Religionssysteme die Armut gepredigt und mit der Predigt der Armut bereitwillige Aufnahme gefunden. Zahlreiche Philosophen vertreten eine Lebensauffassung, welche dem irdischen Raffen und Hasten nach Reichtum abhold ist. Seit Horaz[1] gesungen: Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus, erklang das Lied vom Glück des in bescheidenen Verhältnissen lebenden, zufriedenen Mannes nicht mehr. Soll deshalb die Bedeutung der Armut verkannt werden, weil ihr Problem in dieser Auffassung seine großen Schwierigkeiten und oft das Verhängnis falscher Lösung offenbarte? Das wäre keine gerechte Würdigung des menschlichen Liebens und Hoffens, Suchens und Denkens in allen Formen, in welche die Geschichte es kleidet. Diese Stimmen der Menschheit enthalten alle die Ahnung vom Glück und Segen der Armut für die Menschheit. War es ihnen nicht beschieden, zu einer irrtumsfreien Auffassung zu gelangen, so wollen sie um so lauter Christum preisen, dessen Weisheit für die gesuchte Lebenswahrheit die richtige Formel gefunden.

8. Die mittelbaren Arbeitstriebe des Evangeliums.

Die Strahlen der Wahrheit, die vom Evangelium ausgehen, laufen wohl divergente Bahnen, und eine oberflächliche Betrachtung ist versucht, darin Widersprüche zu finden. Wenn diese Strahlen aber in die wohlbereitete Seele fallen, so vereinigen sich alle in deren Tiefen wie im Brennpunkt zum kräftigen Licht- und Gluteffekt, der die Seelenkräfte in ihrem innersten Grunde zu harmonischer Wirksamkeit belebt.

Im Wesen der Verpflichtung zur Armut im Geiste liegt kein Hindernis für die menschenwürdige Entwicklung der Arbeit. Gegen

[1] Sat. 2, 6, 1.

Mißverständnisse der Lehre Christi von der Armut aber, die der Arbeit nachteilig werden sollten, fehlt es dem Evangelium neben den in den natürlichen Lebensverhältnissen der Menschen gelegenen wirksamen Mitteln zur Abhilfe auch nicht an kräftigen Arbeitstrieben religiös-sittlicher Art.

Es wurde schon hervorgehoben, wie nahe der Heiland die Arbeit in den Lichtschein des Erlösungskreuzes gerückt, auch wie richtig das christliche Altertum daraus die Folgerung für die Arbeit gezogen hat. Gott hat dem Menschen ein übernatürliches Ziel gesteckt, zu welchem die Bahn durch Christus in Herrlichkeit erschlossen wurde; indem er aber gleichwohl dieses Ziel als Preis der Tätigkeit im zeitlichen Leben zu verleihen erklärt, sind die Jenseitshoffnungen des Christen so enge mit seinen diesseitigen Lebensaufgaben verknüpft[1], daß das Streben nach dem ewigen Glück notwendig zur Erfüllung der zeitlichen Lebensaufgaben drängen muß. Die Erfüllung dieser letzteren ist durch die Arbeit bedingt; das memento mori wird zum memento laborare[2], so daß Christus der Prediger der Arbeit geworden wäre, auch wenn er uns sein Beispiel nicht vor Augen gehalten, die sittliche Pflicht der Arbeit und die Ehre des Arbeitsverdienstes nicht direkt ausgesprochen hätte. „Der Glaube an das jenseitige Leben forderte die Beherrschung der irdischen Interessen durch die ewigen Daseinszwecke; aber die Wirkungen dieser sittlichen Vorschrift lagen nicht, wie oft behauptet wird, in einer Richtung mit der grundsätzlichen Verachtung der Erdengüter, sondern begründeten die rechte Wertschätzung derselben, sowie die Pflicht und die Ehre der Arbeit, welche diese Güter hervorbringt oder ihren Gebrauchswert erhöht." [3]

[1] Vgl. Schell, Katholische Dogmatik III (Paderborn 1883), 2. Teil, 21. Thema, § 2, S. 766.

[2] Populi confluunt ad ecclesias casta celebritate, honesta utriusque sexus discretione, ubi audiant, q u a m b e n e hic ad tempus vivere debeant, ut post hanc vitam beate semperque vivere mereantur (Aug., De civ. Dei 2, 38 [ed. Dombart I, Leipzig 1877, 94]).

[3] Schneider, Das andere Leben (Paderborn 1899) 30. Es heißt in sophistischer Weise ein Zerrbild des Christentums entwerfen und in sehr unwissenschaftlicher Art damit die katholische Kirchenlehre entstellen, wenn

Die Arbeit ist von vielfachen äußeren Bedingungen abhängig. Von ihnen ist in den früheren Abschnitten gehandelt worden. Was das Christentum für ihre Ausgestaltung geleistet hat, trat dabei ans Licht.

Aber die Arbeit ist in ihrem Gedeihen auch von inneren, im Charakter des arbeitenden Menschen selbst gelegenen Bedingungen abhängig. Man kann ihre Wirksamkeit überall erproben. Allenthalben kann man es beobachten, wie trotz des Vorhandenseins der besten objektiven Arbeitsbedingungen es Menschen gibt, die entweder der Arbeit fernzubleiben suchen oder, wenn sie auch teilnehmen, doch nicht zu jener engen Verbindung mit der Arbeit verwachsen, welche ein Grundpfeiler der Wohlfahrt ist. In solchen Menschen sind die inneren Bedingungen für die Liebe zur Arbeit, der Sinn zur Arbeit und die Beharrlichkeit in der Arbeit nicht entwickelt. Daher die Erscheinungen der vereinzelten Arbeitsscheu und -flucht.

Leistet das Christentum etwas für die Erzeugung der inneren Bedingungen eines guten Arbeitslebens im Arbeitenden selbst? Sehr viel hat es geleistet und leistet es fortwährend. Das erste ist, daß das Christentum den Menschen zur Persönlichkeit heranbildet. Es weckt in ihm das Bewußtsein seiner hohen Verantwortlichkeit, seines eigenen Wertes und seiner Würde. Es lehrt ihn ermessen, welch hohe Güter Gott in den Menschen gelegt hat und welch große er ihm zur Erreichung stellte. In dem Maße, als ein Mensch zur Persönlichkeit sich entwickelt, drängt es ihn, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu sein. Er findet es unerträglich, ein unnützes Glied in ihr zu bilden.

Die Persönlichkeit bedarf der Selbständigkeit und Freiheit. Natürliche und übernatürliche Gründe fordern sie. Beide sind nachhaltige Weckrufe zur Arbeit.

Wahrendorp (Katholizismus als Fortschrittsprinzip 37) sagt: „Das Christentum erklärt bekanntlich das irdische Leben nur als einen vorübergehenden Zustand, der nicht wert ist der zukünftigen Herrlichkeit. Dann hat es allerdings keinen großen Sinn, sich mit der Verbesserung unserer Lebensbedingungen viel Mühe zu geben." Ebenso einseitig ist die Behauptung v. Hartmanns, daß das Christentum um seiner transzendenten Interessen willen für die irdischen Angelegenheiten kein Verständnis haben und ihnen kein Gewicht beilegen könne.

Schon das Gebot, Gott vor allem zu dienen, legt dem Christen die Pflicht der Arbeit auf. Es läßt sich nicht verkennen, daß die übernatürlichen Pflichten der Gottesverehrung durch die übernatürliche Selbstheiligung den Anhänger des Evangeliums antreiben mußten, sich jene Freiheit zu erringen, welche ihm erst die Möglichkeit garantierte, die religiösen Obliegenheiten zu erfüllen. „Dem Christentum verdanken wir die Einbürgerung und Anerkennung des Prinzips der Freiheit, jenes tiefen und bedeutsamen Lebens- und Entwicklungsfaktors, der trotz aller möglichen Irrungen und Mißbräuche stets als einer der fundamentalen Hebel und Bedingnisse aller Völkerwohlfahrt und alles ökonomischen Fortschrittes anerkannt werden muß."[1] Gerade die frühesten Apostelbriefe des Neuen Testamentes beginnen den Nachweis, wie mächtig der christliche Glaube den Drang nach Freiheit weckte. Er brach mit solchem Ungestüm hervor, daß der hl. Paulus in Berücksichtigung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse mit Nachdruck die Sklaven christlicher Häuser ermahnen mußte, im Stande auszuharren, in dem sie berufen wurden[2]. Dieser frische Zug veranlaßte, nach einer realen Hinterlage der sittlichen Freiheit in den wirtschaftlichen Verhältnissen zu trachten, und so gebar er aus sich heraus den Trieb zur Arbeit. Er erfaßte den Armen mit hoffnungsfrohem Mute, er stellte beim Bemittelten mit kluger Vorsicht sich ein und ließ auch den Reichen nicht unberührt von seinem kräftigen Impulse. Wo der einzelne diesen Befehl des Freiheitsbedürfnisses zur Arbeit nicht verstehen wollte, ließ die Gesellschaft der Christen es nicht an deutlicher Auslegung fehlen. Man hatte den Wert der wirtschaftlichen relativen Unabhängigkeit für das Gedeihen der Religion und die grundlegende Bedeutung der Arbeit zu rasch erkannt, um an träge Arme die vorhandenen Mittel zu verschwenden. „Nicht jeder Arme galt als Opferaltar Gottes, sondern nur der unverschuldet erwerbsunfähige Arme."[3] Der arbeits-

---

[1] Kautz, Die geschichtl. Entwicklung der Nationalökonomie und ihrer Literatur (Wien 1860) 192. Vgl. besonders Eberl, Arbeitsmotive im Lichte der christl. Ethik (Erlangen 1912); Mutz, Christl. Aszetik (Paderborn 1918) 282 ff. [2] 1 Kor. 7, 20 ff.

[3] Ratzinger, Gesch. der christl. Armenpflege 31.

kräftige Arme mußte durch eigne Tätigkeit seinen Unterhalt erwerben, wie es der Apostel selbst angeordnet hatte[1]. „Wenn ein Fresser oder Säufer oder Müßiggänger um Lebensunterhalt kommt, so ist er der Hilfe nicht würdig, selbst auch nicht der Gemeinschaft der Kirche“[2], lautet der Grundsatz der Apostolischen Konstitutionen, und es gereicht der christlichen Kirche des Altertums weder zum Nachteile noch zur Unehre, daß Celsus, wenn auch spottend, bemerken konnte, daß in ihr Wollarbeiter, Schuster und Gerber den größten Eifer zeigen[3].

Die „Lehre der zwölf Apostel“ enthält einen Satz, aus dem wir deutlich entnehmen können, wie man in den ältesten Zeiten der Kirche es recht wohl für nötig hielt aber auch verstand, die Gläubigen zum Erwerb durch Arbeit anzuhalten. Der Satz lautet: „Sei nicht ein Mensch, der seine Hand ausstreckt zum Empfangen, sie aber zurückzieht, wenn man geben soll.“[4]

Der zur Persönlichkeit erzogene Mensch findet in der Arbeit um so mehr das Feld seiner Betätigung, je mehr er gelernt hat, die Triebe der Sinnlichkeit zu bemeistern und er durch Keuschheit und Mäßigkeit zur Herrschaft über sich gelangt ist. Wie groß ist der veredelnde Einfluß, den das Evangelium auf diesem Gebiet der Persönlichkeitsbildung auf Menschen und Völker geübt hat? Man müßte zu großen Zahlen greifen, wenn man berechnen wollte, wieviel Kapital die christliche Mäßigkeit und Keuschheit zu vorwärtstreibenden Unternehmungen freigemacht hat, durch die wieder die Arbeit geweckt und genährt worden ist. Über die Berechnung durch Ziffern hinaus liegt das Maß menschlicher Arbeitskraft, welche durch Mäßigkeit und Keuschheit frisch erhalten und mit frohem Arbeitsdrang beseelt worden ist. Daß diese Kraft dem Evangelium entsprungen ist, zeigt die Kulturgeschichte, wenn sie beschreibt, wie das

---

[1] Ratzinger, Gesch. der christl. Armenpflege 31.

[2] Siehe Schanz, Apologie des Christentums III[3] (Freiburg 1906) 630 f. Vgl. Constit. Apost. II 4 (ed. Lagarde 16). Folgt Verweis auf Spr. 19, 24; 23, 21 31. Pred. 4, 5.

[3] Orig., Contra Celsum 3, 55 (Migne 11, 994).

[4] IV 5 bei Funk, Apost. Väter (1901) 3; vgl. XII 7.

Christentum die wilden Horden der Vorzeit zu Kulturvölkern heranbildete und noch heranbildet, und wenn sie uns wahrheitsgetreu berichtet, daß der Kernbestand der Kulturvölker, auf deren Schultern die Zukunft ruht, nicht die Sklaven eines raffinierten Luxus und nicht die entarteten Knechte der Begierlichkeit im Volke sind, sondern die enthaltsamen, nüchternen Kreise, in denen Arbeitslust und -kraft gleich rege ist.

Was in den einzelnen lebt, gibt auch dem Ganzen seine Farbe, wie umgekehrt das Ganze auf die einzelnen zurückwirkt und sie kräftigt. Die Antriebe zur Arbeit, welche das Evangelium in den einzelnen schafft, wachen auch in der gesellschaftlichen Verbindung der Kirche. Auch sie bedarf der Selbständigkeit und Freiheit durch Arbeit. Die gesellschaftliche Selbständigkeit und Freiheit verschärft das Arbeitsgebot. Denn ihre Ziele sind größer, ihre Formen edler und ausgezeichneter, daher wertvoller und teurer.

Wie der einzelne, so bedurfte auch die christliche Gesellschaft als Ganzes einer materiellen Hinterlage realer Freiheit, wenn sie ihrer gottgewollten Sendung gerecht werden sollte. Diese mußte in einem ausgiebigen kirchlichen Vermögen gesucht werden, wenn nicht, was nach Umständen der Zeit sogar vorteilhafter sein kann als reiche Fonds, die persönliche Wohlhabenheit kirchlicher Glieder von hohem Sinne und frommer Glaubenstreue die materielle Unabhängigkeit der Kirche garantierte und im Interesse derselben Förderung erheischte. In beiden Fällen ergab sich der Trieb zur Arbeit als natürliche Konsequenz. Einen Prüfstein seiner Stärke haben wir in der Erwerbsarbeit der Kleriker des Altertums. Es ist eine Tatsache der Kirchengeschichte, daß im Gegensatz zur philosophischen Ethik des Heidentums[1], welche verbot, einen Bauer oder Handwerker zum Priester zu machen, die Mehrzahl der Kleriker ihren Unterhalt durch den Betrieb irgendeines Handwerkes oder auch durch Landwirtschaft, kurz durch körperliche Arbeit zu gewinnen suchte[2]. Selbst Bischöfe, wie Hilarius und Patrizius, scheuten Feld-

[1] Arist., Polit. 7, 9.

[2] Vgl. Sabatier, L'Église et le travail manuel 67 ff. Ratzinger, Volkswirtschaft 46 129 bzw. 57 f. 154 ff.; Gesch. der christl. Armenpflege 32. Diessel, Die Arbeit im Lichte des Glaubens 167. Sozom., Hist. eccl. 6,

und Handarbeit nicht. Noch im Mittelalter reiht sich an sie der hl. Konrad von Konstanz[1]. Besonders zeichnete sich der fränkische

c. 32 (Migne 67, 139 ff.). Hier., Regula monachorum (Migne 30, 362). Hefele, Konziliengesch. IV 19. Bas., Ep. 2, 82 (Migne 32, 458). Gregor. Tur., Vitae patr. VIII (Migne 71, 1041). Salvian., De gub. Dei 1, 2 (Migne 53, 32). Epiph., Adv. haeres. 80, 6 (Migne 42, 766); 70, 2 (Migne 42, 342)

Im Verlauf der Zeit sah sich die Kirche genötigt, hierin eine Änderung eintreten zu lassen. Die Erwerbssucht konnte zur Vernachlässigung des geistlichen Amtes führen, so daß es gut schien, den Geistlichen vom Betrieb eines Erwerbsberufes abzuhalten. Papst Silvester wollte, daß die Kleriker jede andere Sorge als die für ihr Amt von sich fernhielten, und verfügte, daß ärmere Priester an den Mitteln reicherer Priester Anteil haben sollten. Im sog. Testament J. Chr. wird vom Diakon verlangt, daß ihm durch allgemeines Zeugnis der Gläubigen bestätigt werden solle, daß er nicht an weltlichen Geschäften beteiligt sei, kein Handwerk verstehe, keine Reichtümer besitze usw., vgl. oben S. 122.

Im zweiten Brief an Timotheus 2, 4 heißt es nach dem griechischen Text: „Kein Kriegsmann verwickelt sich in die Geschäfte des Lebens, auf daß er dem gefalle, der ihn angeworben hat.“ Der Apostel Paulus mahnt den Timotheus, dieses Verhalten des Kriegsmannes auch als Kriegsmann Gottes zu beachten und also sich nicht im Widerspruch zum Ziel seines Amtes, das Gott ihm gegeben hat, um weltliche Geschäfte zu kümmern. Die Vulgata hat nun die Anwendung in das Gleichnis hereingenommen und dem Satz die Gestalt gegeben: „Kein Kriegsmann Gottes verwickelt sich in weltliche Geschäfte, damit er dem gefalle, der ihn geworben hat.“ In dieser Form sieht der Satz aus wie ein kanonisches Gesetz, das den Geistlichen an weltlichen Geschäften hindert. Inhaltlich liegt so der Unterschied vor, daß was Paulus nur zu Timotheus sagte und was allerdings für die Kleriker vorbildlich ist, in der Vulgata als allgemeine Norm erscheint. Da indes, was Paulus an Timotheus schrieb, seinem Geiste nach für die Kleriker überhaupt vorbildlich ist, so ist für die praktische Anwendung zwischen beiden Texten kein Unterschied. Die geschäftliche Arbeit der Kleriker im christlichen Altertum steht nicht im Widerspruch zum Worte des Apostels, weil sie eine Arbeit war, die den Unterhalt zur Erfüllung der geistlichen Standespflichten darbot, also nicht weltlichen Interessen, sondern dem Standesinteresse diente. Innerhalb dieses Umfanges ist die geschäftliche Tätigkeit des Klerikers auch überhaupt kein Widerspruch zu dem Wort des Apostels. Man darf aber nicht mit Kistemaker übersetzen: „verwickelt sich in Nahrungsgewerbe“.

[1] Mayer, Der hl. Konrad (Freiburg 1898) 14.

Klerus durch den Eifer aus, mit welchem er sich zum guten Beispiele des Volkes der Arbeit hingab. Aber auch der Klerus der afrikanischen Kirche blieb nicht zurück; Konzilsbeschlüsse ermangelten nicht, wiederholt daran zu erinnern, daß die Kleriker artificiolo vel agricultura, durch Handwerk oder Ackerbau ihren Unterhalt erringen sollten. Desgleichen zierten im Oriente die Schwielen der Arbeit die dem Dienst des Altars geweihten Hände. Noch zeugen altchristliche Inschriften vom Einfluß und Eifer des Klerus für die Wiederherstellung der sozialen Ordnung nach den Stürmen der Völkerwanderung [1].

Setzt die Gesellschaft hohe Ziele fest, welche durch die Arbeit der einzelnen erreicht werden sollen, so tritt leicht die Gefahr ein, daß unter dem Druck der großen Organisation der einzelne zum willenlosen Werkzeug herabsinkt und er für das Ziel arbeiten muß, ohne mit ihm eine innerliche Verwandtschaft und Gemeinschaft erlangt zu haben. Diese Gefahr der Freiheit ist auch eine Gefahr der Arbeit. Das Evangelium besitzt die Kräfte, einer solchen Gefahr vorzubeugen. Es weiß den einzelnen mit dem Ganzen so zu verbinden, daß die Ziele des Ganzen auch die seinen werden, und daß die Arbeit für sie nicht zur Unterdrückung, sondern zur Erhebung des einzelnen wird.

Eine dieser Kräfte ist der Gemeinsinn. Das Evangelium pflanzt ihn in die Herzen durch den Geist der christlichen Nächstenliebe und durch die Einigung der Gläubigen im kirchlichen Zusammenschluß. Diese Einigung bringt Güter, die der einzelne nicht erreichen kann, und sichert Güter, welche der einzelne notwendig bedarf, aber doch sich selber nicht unbedingt sichern kann, wie es so viele Güter des christlich-religiösen Lebens sind. Es ist klar, wie eine Religion solcher Gemeinsamkeit ohne viele Worte den Gemeinsinn stärkt, der mehr erlebt als erlernt wird, einen Gemeinsinn, der nicht nur von unten nach oben, sondern ebenso von oben nach unten verpflichtet.

Während der Gemeinsinn in den Arbeitenden erhebend wirkt, ist eine andere Kraft tätig, die leitenden Kreise zu dem Verhalten zu

---

[1] Kraus, Roma sotterranea [2] (Freiburg 1879) 474.

bestimmen, welches ihrerseits dem Gemeinsinn im Volke entspricht. Diese Kraft ist das aus dem Evangelium geborene *Bewußtsein vom absoluten Wert der menschlichen Seele.* Diesem Bewußtsein entspricht es, daß die kirchliche Gemeinschaft als Anstalt im Dienste der Seelenrettung und der Seelenheiligung waltet und die Arbeit des einzelnen für die Gemeinschaft, im Gemeinsinn vollbracht, vergolten wurde durch die Wirksamkeit des gemeinschaftlichen Organismus für das Wohl des einzelnen. Wie sehr auch in einzelnen Fällen auf diesem Gebiet versäumt werden kann, die genannte Kraft im Bewußtsein ist unausrottbar und erzielt, wenn auch unter Störungen, ihre Erfolge. Dadurch aber bewirkt sie eine immer quellende Anregung zur Arbeit und Ermutigung in der Arbeit.

Der Inhalt der Gottesverehrung im Geist und Befehl des Evangeliums konnte die gebieterische Veranlassung zur Arbeit, welche die äußeren Voraussetzungen der christlichen Religionsübung gaben, nur verstärken.

Der offizielle christliche Gottesdienst wurde einst gefeiert in der Nacht der Katakomben; Kerkerwände umrahmten mit ihrer traurigen Armut die Feier der heiligen Geheimnisse; noch heute ist oft das Zelt des Missionärs oder die Hütte des Wilden die Stätte des heiligen Opfers. Das Ideal des christlichen Gottesdienstes ist dies nicht. Die Ehrfurcht vor dem Heiligsten, welche die Offenbarung des Evangeliums einflößt, hieß seit den Tagen des christlichen Altertums jene herrlichen Tempel der Christenheit erbauen, welche als Meisterwerke der Kunst die Bewunderung der Jahrhunderte erregten. Sie schuf die Kleinodien der Kelche und heiligen Gefäße, sie erstellte die meisterhaften Reliquienschreine, sie rief die Künstler ans Werk, welche durch ihre Schnitzereien in Holz und Elfenbein, durch Pracht und Reichtum ihrer Gemälde, durch den Farbenglanz der gemalten Fenster in der hoheitsvollen Sprache der Kunst die Erhabenheit des Göttlichen verkünden. Aus der Arbeit entstammen diese Werke, zur Arbeit leiteten sie die kommenden Geschlechter. Hatte sich die antike Kunst der verschiedenen Zweige ins christliche Gotteshaus geflüchtet und dort vor dem Barbarismus der Völkerwanderung sich gerettet, so ermangelte der christliche Geist nicht, ihr

die Wege unter das Volk wieder zu bahnen. Das christliche Gotteshaus in seiner Schönheit war die Stätte, von wo die Kultur in das Volk hinausdrang mit ihrem mächtigen Antrieb zur eifervollsten Arbeit. Die Geschichte der Zivilisation Europas hat es mit großen Lettern beschrieben, wie der christliche Gottesdienst die Arbeit lehrte. Dieser Arbeitsdrang im heiligen Dienste der Gottesverehrung konnte nicht verfehlen, die Menschheit auch auf andere Arbeitsbedürfnisse überzuleiten. In gesundem Fortschreiten erwuchs aus ihm der Sinn für würdige Verschönerung der äußeren Lebensverhältnisse, welcher ein nachhaltiger Sporn für die Arbeit wurde. Bewahrte ihn wohl der Geist der christlichen Entsagung vor Überstürzung, so sicherte er seine gesunde Wirksamkeit aufs beste, indem er das materielle Bedürfnis durch ein geistiges adelte und den inneren Zusammenhang des Tugendlebens mit der Arbeit bewies, welche vor Sünde bewahrt und die Mittel zur Ausübung der Tugend bietet [1].

Von nachhaltigstem Einfluß für die Weckung der Arbeitstriebe durch das Evangelium war ein anderer Umstand. Das Evangelium ist eine Heilsbotschaft, die sich gegen eine hochstehende Kultur durchsetzen mußte und im ganzen Verlauf seiner Entfaltung mit ihr in Konkurrenz tritt. Konnte es proklamieren, daß vieles, was diese Kultur hochschätzte, keinen Ewigkeitswert hatte, ja nicht einmal für das vergängliche Leben wahrhaft wertvoll und würdig ist, so blieb doch eine große Summe von Kulturgütern übrig, die unbedingt ein Segen für das Leben sind. Die Vertreter der christlichen Heilsbotschaft konnten sich dem Vorwurf nicht aussetzen, daß sie ihre Anhänger erniedrigten, indem sie dieselben der nützlichen und erhebenden Kulturerrungenschaften der Menschheit beraubten. Der Gegensatz zur weltlichen Kulturrichtung mußte dazu führen, daß die Boten des Evangeliums die Kulturgüter bewahrten und pflegten, um eine christliche Kulturrichtung in der Menschheit hervorzubringen und zu bewahren. Und wir lesen schon im Neuen Testament die Worte Petri: „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, auf

[1] Vgl. Rundschreiben Leos XIII. über die Arbeiterfrage (Ausg. Freiburg 1891) 48.

daß, indem sie euch als Übeltäter verlästern, sie an euch die guten Werke beachten mögen und Gott verherrlichen am Tage der Heimsuchung. ... Denn das ist der Wille Gottes, daß ihr durch eure guten Werke den Unverstand törichter Menschen verstummen macht." [1] Als der Apostelfürst das schrieb, mag er an die Worte der Bergpredigt gedacht haben: „Also leuchte vor den Menschen euer Licht, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater verherrlichen, der im Himmel ist." [2] Es scheint im apostolischen Zeitalter nicht an ängstlichen Gemütern gefehlt zu haben, welche sich fragten, ob der geistliche, durch das Christentum geheiligte Mensch sich nicht verunreinige durch die Teilnahme am Kulturleben dieser Welt des Bösen, ob es angesichts der eschatologischen Hoffnungen nicht Zeitverschwendung ist, sich mit weltlicher Kultur zu befassen. Diesen hat Paulus die Antwort gegeben und ein Programm für das christliche Kulturleben ausgesprochen, wie man es nicht freier, nicht mutiger, nicht vollständiger wünschen kann: „Brüder, was wahr ist, was anständig, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig, was rühmlich, was irgend Tugend ist, was löbliche Zucht bedeutet, das macht euch zu eigen." [3] Schulter an Schulter mit den Nebenmenschen auf dem Felde der Kultur arbeiten und wissen, daß es gottgefällig ist, das ist aus diesen Worten zu lesen. Sie atmen den Geist der Parabel vom Sauerteig, der unter das Mehl gemischt werden soll, bis alles durchsäuert ist. Lehrt diese Parabel Absonderung der Christen von der natürlichen Kultur? Nein, sie fordert völlige Durchdringung und Heiligung derselben durch den christlichen Geist. Dafür muß aber das Christentum die natürliche Kultur des Lebens sich zu eigen machen. Es fordert im Dienste dieser Aufgabe allseitige Arbeit, eindringende Arbeit zur Hebung des Lebens auf gesunden Höhen der Beherrschung und Nutzbarmachung der Kräfte der Natur durch Geist und Arbeit des Menschen. Wie das in der christlichen Vergangenheit erstrebt wurde, hat schon Chateaubriand gezeigt [4].

---

[1] 1 Petri 2, 12 15. [2] Matth. 5, 16.

[3] Phil. 4, 8.

[4] Der Geist des Christentums II, deutsch von Schneller und König 406 bis 476.

Man muß die Vorstellung fernhalten, als sei die Teilnahme am natürlichen Kulturleben ein der Jüngerschaft des Evangeliums aus Zweckmäßigkeitsrücksichten auferlegter äußerer Zwang. Die Kulturarbeit ist mit der diesseitigen Aufgabe des Christentums engstens verwandt. Daher stellt sich für die verschiedensten Seiten christlicher Religionsbetätigung ganz ungesucht der Zusammenhang mit der Kulturarbeit heraus. Die Mittel und Wege weltlicher Kulturtätigkeit werden zu Mitteln und Wegen der religiösen Befestigung und des religiösen Erfolges.

Die Seelsorge erkannte so in der Arbeit früh ein Mittel, die Menschen auf der Bahn des Evangeliums festzuhalten, so daß sie um so mehr sich veranlaßt sah, diesen Teil der Heilsbotschaft nachdrücklich zu verkündigen. Jene Söhne des hl. Benediktus, welche aus den Klöstern der Heimat auszogen, um den noch heidnischen Völkern das Christentum zu predigen, haben zugleich die Ehre der Arbeit in unsere Gaue getragen. Das Bestreben, die Heiden zu Dienern des wahren Gottes zu machen, ließ nur dann Erfolg hoffen, wenn gleichzeitig die Liebe zur Arbeit in den Herzen Raum gewann. Was die Geschichte von der innigen Verschwisterung der Predigt des Evangeliums mit der Predigt der Arbeit meldet, wiederholt sich in der Ausbreitung des Glaubens unter den Heidenvölkern der Gegenwart [1]. Die Gewöhnung an ein solides Arbeitsleben mit seinen ökonomischen und sittlichen Früchten schafft dem Evangelium Raum, seinen Geist in den Bekehrten auszuwirken [2]. Ist der Müßiggang der Weg, auf dem die Versuchungen den Menschen heimtückisch beschleichen, dann ist, wie die hll. Hieronymus [3], Benediktus [4] und Gregor von Tours [5] schon erklärten, die fleißige Arbeit die unerläßliche Vorbedingung für ein treues, christliches Tugendleben. „Mache dich an eine Arbeit", sagt Hieronymus, „damit dich der

---

[1] Siehe Die kathol. Missionen 1886, 19.

[2] Vgl. v. der Goltz, Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung (Danzig 1872) 241 f.

[3] Reg. monach. (Migne 30, 362).

[4] S. P. n. Benedicti regula commentata 48 (Migne 66, 703).

[5] Vitae patr. VIII (Migne 71, 1041).

Teufel immer beschäftigt finde." Die Regel des hl. Benediktus lehrt: „Der Müßiggang ist ein Feind der Seele, und deshalb müssen die Brüder sich zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit befassen." Von Gregor von Tours stammt die Äußerung, fleischliche Regungen könnten nicht anders als durch Arbeiten und schwere Anstrengungen unterdrückt werden. In der oft sehr harten Strafhaft der mittelalterlichen Klöster für fehlende Mitglieder war die Arbeit als Bußmittel vorgesehen [1]. Zu arbeiten ist dem Geiste des Christentums so natürlich, daß, wo seinem aufsprossenden Samen dieses Feld gänzlich entzogen wird, das Pflänzlein verkümmern muß, wenn nicht der Trank der Leiden es stärkt. Die Arbeit ist nicht allein berufen, das hohe Werk des Heiles zu befestigen und zu schirmen, sondern trägt auch bei, es zu ermöglichen. Die Seelsorge sowohl als die vom Evangelium hervorgerufene Glaubenswissenschaft können nur dort ungestört und umfassend ihrer Aufgabe obliegen, wo die Arbeitsamkeit eines Volkes jenen Reichtum schafft, der es einzelnen ermöglicht, diesen geistigen Obliegenheiten ihre Zeit und Kraft zu weihen. Und hat das Christentum durch den erhabenen Gehalt seiner Lehren zur Pflege des natürlichen Wissens einen mächtigen Anstoß gegeben, so konnte auch diese Wirkung nicht verfehlen zur Arbeit aufzurufen, die erst Schulen und andere Bildungsmittel schaffen konnte [2].

Der Gottesdienst im weiteren Sinne des Wortes schließt mit den liturgischen Funktionen, mit der Predigt und den öffentlichen Gebetsversammlungen nicht ab; auch das häusliche Gebet bezeichnet seine Grenze noch nicht. „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich unbefleckt von dieser Welt bewahren", schreibt der hl. Jakobus [3]. Er steht mit diesem Ausspruch ganz auf dem Boden des Evangeliums, wo wir die scharfen Worte lesen:

[1] Krauß, Im Kerker vor und nach Christus (Freiburg 1895) 198.

[2] „Die meisten Institute unserer Wissenschaft und Kunst nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, heilig bewahrten und der Nachkommenschaft fromm vermachten" (Herder bei Diessel, Die Arbeit im Lichte des Glaubens 167).

[3] 1, 27.

„Ich will Barmherzigkeit, nicht Opfer."[1] Almosen zu geben dem, der in Not sich befindet, ist in dem Grade eine durch den Apostel Paulus uns verbürgte Verpflichtung des Evangeliums Christi, daß selbst der Arme gehalten wird zu arbeiten, um außer seinem Unterhalt auch zu haben, um dem Bedürftigen mitzuteilen. Damit war der Seelsorge die Aufgabe gestellt, nicht nur einen toten Glauben an Christus und knechtische Hoffnung in den Herzen zu wecken; sie sah sich gehalten, dahin zu streben, daß die Gläubigen durch reichliche Früchte guter Werke sich als lebende Zweige am Baume der Kirche Christi erwiesen und als freie Gotteskinder sich bemühten, den Lohn der Seligkeit als Verdienst von der göttlichen Gerechtigkeit zu erhalten. Der wahre Christ muß Barmherzigkeit üben, dies Gesetz ist ein neuer Sporn zur Tätigkeit. Die Pflicht der Mildtätigkeit gegen die Hungernden und Durstigen, die Nackten und Fremden war ein scharfer Weckruf zur eifrigen Arbeit, welche die Mittel zur frommen Gabe schafft. Die Handlungsweise der gottbegnadigten Dorkas in der Apostelgeschichte ward zum Vorbild, und es erschienen, wie wir aus Hieronymus[2] wissen, diejenigen Werke der Nächstenliebe als die edelsten, welche nicht aus dem Überflusse des Reichtums, sondern aus der persönlichen Hingabe an das Wohl des Armen durch Arbeit für ihn hervorgegangen waren. Er bemerkt: „Ich will es einfach sagen, magst du all dein Vermögen an die Armen austeilen, nichts wird in den Augen Christi kostbarer sein, als was du mit eigenen Händen [zur Wohltätigkeit] hergestellt hast."

Viel mehr als das vergängliche Leibeshaus ist die unsterbliche Seele zu werten. Konnte der begeisterte Christ gleichgültig bleiben im Anblick der reichen Gelegenheit himmlischen Verdienstes, welche der große Acker der Seelenrettung seinen Bebauern erschloß? Die Erfahrungen der christlichen Missionen haben bewiesen, daß der christliche Gedanke der Seelenrettung durch Bekehrung der Heiden und Ungläubigen auf die Gemüter der Menschen eine hinreißende

---

[1] Matth. 12, 7.

[2] Reg. monach. (Migne 30, 362).

Wirkung ausübte und sie veranlaßte, ihre Mittel und Fähigkeiten sorglich auszunützen, um an dem hohen Werk wenigstens durch Spenden Anteil nehmen zu können.

So hervorragend die Antriebe zur Arbeit aus Gemeinsinn, Wohltätigkeitsgeist und Ehrgefühl nach ihrer sittlichen Seite sind, praktisch packt den Menschen doch mit größter Energie ein sein Wohl betreffendes Ziel. Der Mensch arbeitet mit Ausdauer für sein Brot, mit Mut für seine Freiheit, mit Frohsinn für die Besserung seiner Verhältnisse. Aber bei harter Arbeit muß doch vielfach das Brot kärglich bleiben, die Freiheit bewegt sich in engen Grenzen, die Besserung der Lebensverhältnisse ist eine Hoffnung, deren Erfüllung sich nur allzuoft in weite Zukunft zurückschiebt. Leicht stellt sich dann Überdruß ein, der Arbeitsmut weicht verdrossener Bitterkeit, diese lähmt die geübte Hand und den sehnigen Arm. Man hat es versucht, den Arbeiter angesichts der Stellung, über die ihn Tüchtigkeit und Fleiß nicht hinausführt, auf den Erfolg seiner Arbeit für kommende Generationen zu vertrösten. Aber mit Recht sagt ein protestantischer Theologe der modernen Richtung: „Es ist ein leidiger Trost, wenn man uns auf die Generationen verweist, die nach uns kommen. Gewiß sollen und wollen wir für die Zukunft arbeiten, aber wie viele aus diesen künftigen Generationen werden denn die Früchte unserer Arbeit genießen? Sind die allermeisten nicht das, was man mit dem harten Wort Kulturdünger bezeichnet? ... Und endlich, was wird aus unserer Erde, wenn die letzte Generation über sie hinweggegangen ist? Wofür haben dann wir und alle unsere Nachkommen gearbeitet?“ [1] Wo die Trostgründe der bürgerlichen Erwägungen versagen, tritt das Evangelium ein mit der Botschaft von der himmlischen Vergeltung für alle, die in ihrer Arbeit Gott gedient haben. Diese Botschaft sichert jedem Arbeiter, mag auch das irdische Leben ihm die volle, gewünschte Frucht vorenthalten, den ganzen Besitz seines Arbeitsertrags im jenseitigen Leben. Das ist ein mächtiger Ansporn zur Arbeit, ein

---

[1] Schuster in Die relig. Ideale der mod. Theologie (Frankfurt a. M. 1908) 20.

starker Trost in der Arbeit, der Felsengrund beharrlicher Ausdauer bis zum Ende alles Arbeitens.

Diesen Trost darf der Christ, gestützt auf das Evangelium, in größter Zuversicht sich geben.

In vorzüglichster Weise hat die Arbeit dadurch religiöse Förderung erfahren, daß die von den Verhältnissen und der Wahl des Menschen äußerlich bedingte Eingliederung in die verschiedenen irdischen Arbeitsstellungen im Neuen Testament als göttliche Berufung erscheint. Eine ausdrückliche Erklärung darüber finden wir zwar erst in den Apostelbriefen. Paulus belehrt uns über die göttliche Einsetzung der Obrigkeit[1]. Er unterscheidet die Sklaven und Freien als Stände, die unter Gottes Zulassung sich gebildet haben, und kennt eine Reihe verschiedener Berufungen zum Wirken im Dienste Gottes[2]. Das Geschäftsleben untersteht nach seinen Worten dem Schutze Gottes. Denn er schreibt: „Daß niemand seinen Bruder hintergehe noch übervorteile in Geschäften; denn der Herr ist Rächer von all diesem, wie wir auch zuvor gesagt und beteuert haben."[3] Wie heilig ihm der irdische Beruf war, zeigt ferner das Wort von den Witwen: „Wenn aber eine Witwe Kinder oder Enkel hat, laß sie zuvörderst lernen ihres eigenen Hauses zu pflegen und ihren Eltern Vergeltung zu erstatten; denn das ist wohlgefällig vor Gott."[4] Im gleichen Ton klingt die folgende Mahnung: „Wenn jemand für die Seinigen, besonders für die Hausgenossen keine Obsorge trägt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Ungläubiger."[5] Ebenso erkennt Petrus in der irdischen Obrigkeit eine im Namen Gottes waltende Anstalt, er kennt eine religiöse Verpflichtung der Knechte gegen ihren Herrn[6]. Jakobus sieht in Gott den Rächer der Ungerechtigkeit gegen die Arbeiter und spricht von einer Auserwählung der Armen durch Gott. Wir dürfen in diesen von verschiedenen Aposteln gegebenen Erklärungen um so mehr einen Ausfluß des Evangeliums Jesu sehen, als, abgesehen von den allgemeinen

---

[1] Röm. 13, 1 f. [2] 1 Kor. 7, 20 ff.; 12, 1 ff.
[3] 1 Thess. 4, 6. [4] 1 Tim. 5, 4. [5] 1 Tim. 5, 8.
[6] 1 Petri 2, 17 f.; 4, 10 11. Jak. 2, 5; 5, 4.

Gesichtspunkten, sich in den Evangelien unverkennbar die Wurzeln dieser Anschauungen finden. Wenn Christus die Scharen daran erinnert[1], daß kein Sperling, deren man doch zwei für einen Pfennig kaufe, ohne Willen des himmlischen Vaters vom Dache falle und die ausdrücklich den Zuhörern auf die Zunge gelegte Schlußfolgerung über die göttliche Vorsehung für den Menschen mit den Worten bekräftigt: „auch die Haare eures Hauptes sind gezählt", dann kann man, mag sich übrigens Christus noch so wenig mit den irdischen Angelegenheiten befaßt haben, den Kreis der irdischen Berufstätigkeiten unmöglich aus dem Bereiche besonderer göttlicher Fürsorge ausscheiden. Kommt doch die eminente sittliche Bedeutung der Scheidung der Menschen in einzelne getrennte Berufsstände noch hinzu, um dieselben Gottes besonderem Schutze und Leitung anzuempfehlen. Dann aber muß auch die Nutzanwendung der Parabel von den fünf Talenten auf die natürlichen, im irdischen Berufsleben, und zwar im Dienste sittlich-religiöser Ideen, anzuwendenden Fähigkeiten gemacht werden. Sie sind Talente, mit welchen der Mensch in eifriger Arbeit wuchern soll. Er muß Öl auf der Lampe seiner Tätigkeit bewahren, bis die Stunde schlägt, wo der Bräutigam kommt. „Wirket, solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo niemand wirken kann."[2]

Die Idee der göttlichen Berufung zu den weltlichen Ständen des Lebens, deren Keim in den Evangelien eingestreut liegt und durch die Lehre der Apostel[3] emporwächst zu der in der christlichen Anschauung allgemein verbreiteten Lehre, stellt die treue Berufsarbeit unter die von Gott dem einzelnen auferlegten Pflichten. Es gibt einen Gottesdienst des Berufslebens im Christentum, der sich als eine Ausübung des königlichen Priestertums der Gläubigen darstellt. Damit ist ein Evangelium der Arbeit verkündet, ja sagen wir unter Hinweis auf die Parabel von den Talenten, ein Evangelium des Fortschrittes auf dem mühereichen Bergpfade der Arbeit.

---

[1] Matth. 10, 29 ff. Luk. 12, 6 f.
[2] Joh. 9, 4. [3] Vgl. 1 Tim. 5, 5.

Ein besonderer Berufsstand in den Reihen der an das Evangelium Glaubenden ist die Berufung zum ehelichen Leben. Der große Nationalökonom Rodbertus nannte das christliche Eheleben den Jungbrunnen der Völker [1]. Dazu wird die Ehe wesentlich als Jungbrunnen der Arbeit. Die christliche Ehe, wie das Evangelium mit neuer Heiligung sie feststellt und wie sie die Grundlage des Familienlebens ist, verlieh dem Arbeitseifer die kräftigsten Schwingen [2]. Die Unauflösbarkeit des sakramentalen Ehebandes in der christlichen Kirche schärfte das Auge für die Wahrnehmung der Bedürfnisse künftiger Tage. Ohne mit den Worten des Heilandes, worin er die krankhafte Sorge für die Zukunft tadelt, in Widerstreit zu geraten, mußten im Geiste des Evangeliums die Eheleute an die übernommenen Verpflichtungen denken und ihre Kräfte gebührend anspannen, um Aufgaben zu erfüllen, die mit dem Abschluß der Ehe auf ihre Schultern gelegt worden sind. Es waren Pflichten der gegenseitigen Fürsorge, aber auch Pflichten für die Erziehung und Versorgung der Kinder. Die Apostolischen Konstitutionen mahnen die Christen: „Ihr Eltern, erziehet eure Kinder im Herrn, indem ihr sie angemessene und der Vernunft entsprechende Künste lernen lasset.“ [3] Alle jene Äußerungen tiefer Besorgnis über die große Vermehrung des menschlichen Geschlechts, welche Nationalökonomen in Hinsicht auf die beschränkten Mittel des Lebens vorbrachten, sind ebenso viele Zeugnisse für die gewaltige Kraft, mit welcher Christus die Entwicklung der Arbeit durch die Heiligung des Familienlebens förderte. Ein Volkswirt weist uns darauf hin, wie fortschrittsbar das chinesische Arbeitsleben mangels einer anhaltenden Steigerung der Bedürfnisse geblieben sei. „In China und Indien, wo eine Handvoll Reis der Lohn des Ar-

---

[1] Histor.-polit. Blätter CXX (1897) 765.

[2] Vgl. Devas-Kämpfe, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre 101 ff. Th. Meyer, Die christlich-ethischen Sozialprinzipien und die Arbeiterfrage (Freiburg 1904) 123 f. Martensen, Die christliche Ethik, spez. Teil: 2. Die soziale Ethik (Berlin 1888) 5. Die Notwendigkeit des Besitzes und damit der Arbeit für das gedeihliche Familienleben wird auch im Rundschreiben Leos XIII. über die Arbeiterfrage (Freiburg 1891, S. 18) scharf betont.

[3] Vgl. Constit. Apost. II 11. Dazu II 63 (ed. Lagarde 121).

beiters ist, kann trotz aller Geschicklichkeit und bienenartigen Emsigkeit des Volkes keine Masseninduſtrie gedeihen. Dort erzwingt eben der verschwindende Volkskonsum die Brachlegung fast der ganzen Volkskraft in unergiebigem Zwergbetriebe."[1] Es dürfte auch die Frage am Platze sein, ob bei den Chinesen dieser Stillstand möglich wäre, wenn das Familienleben, zumal die Pflichttreue in der Erhaltung und Erziehung der Kinder, nicht von jenen Verirrungen befallen wäre, von denen die Missionäre berichten[2] und welche ihnen die Gewinnung der Kinder für das Christentum durch Kauf und Findelhäuser möglich machen. Jenes heilige Pflichtbewußtsein, für die Zukunft der Kinder sorgen zu müssen, veranlaßt die Eheleute zur gewissenhaften Anwendung ihrer Arbeitskräfte, es weckt den findigen Geist, daß er auf Mittel denkt, die Arbeit fruchtbarer zu machen, und wird es unter normalen Verhältnissen nicht unterlassen, auch in den Kindern die Lust am Schaffen, den Gedanken an die Ehre der Arbeit anzuregen und das Bewußtsein der Arbeitspflicht wachzurufen.

Ein Vergleich der christlichen Länder mit den Gebieten, auf welchen der Mohammedanismus herrscht, illustriert die Bedeutung des christlichen Familienlebens für die Hebung der Arbeit mit scharfem Lichtglanz. Man redet im Gegensatz zu den sittlichen Arbeitstrieben des Christentums gern von der durchschlagenden Wirkung, welche die Steigerung der Bedürfnisse eines immer raffinierteren Lebensgenusses für die Anspannung der Arbeitskräfte haben müsse. Der Mohammedanismus eröffnet dem Genußleben einen viel weiteren Spielraum als das Christentum, aber eine Förderung des Arbeitslebens vermochte er nicht zu zeitigen. Ackerbau, Industrie und Bergbau liegen trotz der reichsten Schätze, die zu heben wären, tief danieder[3].

---

[1] Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung 112.

[2] Vgl. hierüber u. a. die Berichte in den Katholischen Missionen 1893, 69 u. 93; 1898, Beilage Nr. 3, 12.

[3] Tchihatchef, Kleinasien (Leipzig 1887) 64 ff. u. 170 f. Sarre, Reise in Kleinasien (Berlin 1896; voreingenommen gegen die Christen des Orients). v. Schweinitz, In Kleinasien (Berlin 1906) 20 69 120. v. Westarp, Unter Halbmond und Sonne (Berlin 1913) 75 ff. v. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus (Berlin 1904) 88 281 ff.

Trotz mancher edlen Vorschriften des islamitischen Pflichtenkodex über das Verhalten gegen Eltern und Kinder[1] fehlt die wahre, menschenwürdige Heiligkeit und Durchgeistigung des Familienlebens. Die Vielweiberei drückt dasselbe herab. Sie nimmt der Mutter die Würde der Gleichberechtigung mit dem Vater. Damit verliert sie auch stark an Autorität vor den Kindern. Wie die Frauen zu Dienerinnen und Werkzeugen des Mannes herabsinken, so kommen auch die Mädchen nicht zur entsprechenden Wertung als Menschen. Ihre Erziehung wird vernachlässigt. Eine bessere Bildung erscheint für künftige Haremsdamen überflüssig zu sein. Wieviel an Einfluß für die Erziehung der Knaben und Veredlung des Lebens der Männer dabei verlorengeht, ist offenbar. Soll keineswegs verkannt werden, wieviel eine schlechte Verwaltung, die Vernachlässigung der Verkehrsstraßen, der Förderung des Produktenabsatzes nach außen zum Niedergang des ökonomischen Lebens in der Türkei beigetragen haben, so darf man doch nicht bestreiten, daß die Eigenart des türkischen Ehelebens ein Hauptgrund des Niedergangs ist. Den Beweis dafür bietet der Bevölkerungsnachwuchs. Er offenbart, daß das türkische System der Ehe keine Förderung des Bevölkerungsaufschwungs und daß das Eheleben dortselbst krank ist. Die Dichtigkeit der Bevölkerung steht weit hinter dem Reichtum der Gebiete an Unterhaltungsmitteln zurück. So läßt eben der in den christlichen Ländern so wirksame Anstoß zur Arbeitsentwicklung, der immer ansteigende Bevölkerungszuwachs, seine Kraft in türkischen Ländern vermissen.

Außer dieser mit dem gesellschaftlichen Fortschritt verbundenen Stärkung des Rechtes der Arbeit und der Hebung ihrer Ehre brachte der Geist des Evangeliums der arbeitenden Menschheit auch reiche Vorteile ökonomischer Natur.

Der neue Geist der Liebe führte die Menschen zu gegenseitiger Hilfeleistung zusammen. Das Zusammenarbeiten zu großen Zielen, welches bis zur Verkündung des Evangeliums unter dem Zwang der Sklaverei erfolgt war, ergab sich nun als Frucht der christlichen

---

[1] Siehe Grimme, Mohammed: 2. Teil. Einl. in den Koran, System der koranischen Theologie (Münster 1895) 115 ff.

Nächstenliebe und Gerechtigkeitspflege [1]. Der Arbeitsteilung mit ihrem Gewinn an Zeit und Erfolg war durch sie wesentlich Vorschub geleistet. Die Vereinigung der Arbeiter zu gegenseitigem Schutze und gemeinsamen Unternehmungen lag in ihrem Geiste. Schließlich pochte die Botschaft der Gotteskindschaft aller Menschen, der Bruderwürde aller in Christo unermüdlich an den Schranken, welche die Nationen zur Scheidung von den andern aufgerichtet hatten, bis sie fielen und der Austausch der Erzeugnisse in reichem Wechselverkehr die Völker zusammenführte. „Das Christentum war [und ist noch gegenwärtig] der mächtigste Hebel, wodurch die Vorsehung die Einigung und internationalen Verkehrsbeziehungen der Völker angebahnt, den großartigsten Ideen und Gütertausch der Nationen und Staaten die Wege geebnet und so auch die einzige Konstituierung der Menschheit zu einem großen, einheitlichen Körper und Organismus in Kultur und Wirtschaft vorbereitet hat." [2] Dem Ackerbau und der industriellen Arbeit wurden dadurch neue Absatzgebiete eröffnet. Die Tätigkeit des Landmanns und Handwerkers fand durch den Handel vermehrten Gewinn und kräftige Anspornung.

Die Sonne, die am Morgen aufgeht und die durch Schlaf Erquickten zu neuem Leben weckt, ruft zur Tat. Eine Sonne am Himmel des Denkens und der Sitten ist das Evangelium Jesu. Zwar eilt auch sie in hohem Bogen über das rein Irdische und Zeitliche hinweg, aber ihre Strahlen durchleuchten und durchwärmen alle Verhältnisse des Menschenlebens. Von ihrem Licht und ihrer Glut wird in reichstem Maße die Arbeit getroffen. In welcher Richtung die Strahlen auch treffen, immer geben sie Zeugnis von der Art ihrer lichten Quelle und verkünden, „daß der Geist der ganzen Moral des Heilandes ein Geist der Arbeit sei" [3].

---

[1] Eberl, Die Kirche und die Assoziation der Arbeiter (Passau 1866) 134.

[2] Kautz, Die geschichtl. Entwicklung der Nationalökonomie und ihrer Literatur 192.

[3] Keppler, Die Sklavenfrage im Neuen Testamente: Theol. Quartalschrift a. a. O. 257.

9. Das Evangelium der Arbeit und die katholische Lehre von der Vollkommenheit.

Das Evangelium Jesu Christi durfte keine bloße Theorie bleiben, auch keine bloße Erbauungsschrift ist es geworden, welche den einzelnen begleitet und ermutigt, belehrt und berichtigt. Es ward zur großen geschichtlichen Macht und hat in den vergangenen Jahrhunderten den Völkern die Wege gewiesen. In verschiedenem Maße sind sie von ihm beeinflußt und von seinem Geiste erfüllt worden. Aber keines der abendländischen Kulturvölker hat sich seinem Zepter entzogen. Selbst die heidnischen Rassen und die mohammedanische Welt ist nicht unberührt von seinem Hauche.

Wenden wir nun aber unsere Gedanken zum Eingang unserer Erwägungen zurück, so erinnern wir uns, daß gerade die katholische Kirche angeklagt wird, das Evangelium der Arbeit nicht verstanden zu haben. Stimmen, welche dem Evangelium große Segenskraft für die kulturelle Arbeit zusprechen und für ihre Richtung das Vollmaß der Bewährung des echtevangelischen Geistes beanspruchen, klagen die Kirche an, daß sie die kulturfördernden Arbeitstriebe des Evangeliums unterbunden und gelähmt habe. Stimmen, welche dem Evangelium den Geist des kulturellen Vorwärtsstrebens absprechen, berufen sich auf die katholische Kirche und ihre Arbeitsfeindschaft, durch die sie den arbeitsfeindlichen oder der Arbeit abholden Geist des Evangeliums bestätige.

Erst der Protestantismus habe das Evangelium der Arbeit erkannt, der Welt verkündigt und in wahrhaft weltoffenem und geistesfreiem Sinn aus den Banden der katholischen Weltflüchtigkeit erlöst. Er erst habe die Arbeit und die weltliche Kraftentfaltung als göttlichen Beruf erfaßt. Luther habe zuerst begriffen, daß der Mensch Gott dienen und selig werden solle in treuer Erfüllung seines irdischen Berufes[1]. „Niemals ist mit dem Gesichtspunkt omnia in maiorem Dei gloriam so bitterer Ernst gemacht worden" wie bei den Kalvinisten,

---

[1] Schuster in Die religiösen Ideale der modernen Theologie (Frankfurt 1908) 21.

belehrt uns der Staatswissenschaftler Max Weber[1]. Der Kalvinismus lehrte, „innerhalb des weltlichen Berufslebens aszetischen Idealen nachzugehen". Von der protestantischen Aszese aber rühmt derselbe Autor, daß sie den Gütererwerb im Effekt von den Hemmungen der traditionalistischen Ethik entlaste und die Fesseln des Erwerbsstrebens sprenge, indem sie es nicht nur legalisiere, sondern direkt als gottgewollt ansehe[2]. Auch wenn in der katholischen Kirche die Strebungen zum kulturellen Fortschritt sich zeigen und durchsetzen, ist es nur der Einfluß des protestantischen Geistes. „Der Protestantismus beherrscht die Welt, nicht der Katholizismus. Protestantische Gedanken über Staat, Bildung, Wissenschaft herrschen sogar in katholischen Ländern. Protestantische Sittlichkeit, die Selbständigkeit des Gewissens, treibt alle freien und großen Geister und setzt sich langsam aber unaufhaltsam selbst innerhalb der katholischen Theologie durch."[3]

Das sind kräftige Behauptungen. Wie sollen sie bewiesen werden? Nietzsche[4] findet den Grund für die Kulturfeindlichkeit der katholischen Kirche in ihrer übernatürlichen transzendenten Aufgabe. „Alle Wertschätzungen auf den Kopf stellen, das mußten sie! [die geistlichen Menschen des Christentums]. Und die Starken zerbrechen, die großen Hoffnungen ankränkeln, das Glück in der Schönheit verdächtigen, alles Selbstherrliche, Männliche, Erobernde, Herrschsüchtige, alle Instinkte, welche dem höchsten und wohlgeratensten Typus ‚Mensch' zu eigen sind, in Unsicherheit, Gewissensnot, Selbstzerstörung umknicken, ja die ganze Liebe zum Irdischen und zur Herrschaft über die Erde in Haß gegen die Erde und das Irdische verkehren, das stellte sich die Kirche zur Aufgabe und mußte es sich stellen, bis für ihre Schätzung endlich ‚Entweltlichung, Entsinnlichung' und ‚höherer Mensch' in ein Gefühl zusammenschmolzen."

Das ist eine kräftige Probe der Abneigung oder auch des Hasses gegen die Kirche, eine Probe zugleich, wie der Haß die Dinge verdreht, das Verdrehte verallgemeinert, Stimmungen mit

---

[1] Prot. Ethik und der Geist des Kapitalismus 21 28.

[2] Ebd. 21 99.

[3] Förster in Die relig. Ideale der mod. Theologie 86.

[4] Jenseits von Gut und Bös, Nr. 62; Ges. Werke VII 89.

objektivem Sachverhalt verwechselt und mit dem Verwerfungsurteil fertig ist, ehe er angefangen hat, die Sache zu begreifen. Die Widerlegung muß sich an gegnerische Äußerungen halten, die mehr objektiven Wert und besseres wissenschaftliches Fundament haben. Stimmungen und Willensergüsse genügt es zu charakterisieren.

Tieferen Eindruck ist die auf das Studium der Kirchenväter auferbaute Behauptung zu machen geeignet, daß „der Augustinismus der denkbar größte Abfall von der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre des Evangeliums" sei. Durch ihn sei „der rechtlich gefestigten Gemeinschaft der Kirche die ausschließliche Regelung von Wirtschaftsleben und wirtschaftlicher Betätigung des Individuums überantwortet" [1].

Ein anderer Versuch, die katholische Kirche des Widerspruchs zum Arbeitsgeist des Evangeliums zu überführen, hebt auf die angeblich dualistische Moral der katholischen Kirche ab. Dieser Dualismus lasse die Arbeit als Leistung des gemeinen Christen wohl zu, aber die vollkommenen Christen hätten sich der Arbeit zu enthalten. Damit sei der Arbeit in der katholischen Kirche der Stempel der Minderwertigkeit in sozial-religiöser Hinsicht aufgedrückt, die natürlich auch die Entfaltung der Arbeitslust und Arbeitsfreude beeinträchtige.

In den Bettelorden habe die katholische Kirche eine Institution geheiligt, welche der kräftigste Widerspruch zur Arbeit sei. „Wo es angesehene Bettelorden gibt, da kann das Betteln nicht als schimpflich gelten." [2]

Einen scharfen Beweis für die Minderwertigkeit des Arbeitslebens in katholischen Kreisen schreibe die Entwicklung der katholischen Völker der Gegenwart im Vergleich zu den protestantischen. Die protestantischen Völker seien in mutigem Aufstieg begriffen. Die katholischen Völker zumal der romanischen Abstammung befänden sich im Zustand des Niederganges und des Zerfalles. Die oben

[1] Sommerlad, Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters (Leipzig 1903) 215. Ders., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland I (Leipzig 1900) 101 ff.

[2] Roscher, System der Armenpflege und Armenpolitik 12.

angeführten Worte Hermanns haben diesen Hinweis wohl in seiner schärfsten Form zum Ausdruck gebracht[1].

a) Die Religiosität in der katholischen Kirche und die Arbeit.

Aus den verschiedenen Anklagen, die gegen den Arbeitsgeist in der katholischen Kirche zu Wort gekommen sind, tönt am auffallendsten die Behauptung hervor: die Religionsauffassung der katholischen Kirche sei arbeitsfeindlich, weil in ihr die Religion durchaus auf das Übernatürliche gerichtet ist und zum Ziel das Jenseitige habe. Ihre Betätigung verlaufe in einer Gruppe selbständiger religiöser Handlungen, die eine Welt für sich bilden und denen gegenüber das auf die natürliche Welt gerichtete Verhalten wie Zeitverlust erscheine. Die natürliche Folge dieser religiösen Haltung sei die kulturgeschichtliche Tatsache, daß die Führung im Arbeitsleben ganz auf die protestantischen Völker übergegangen sei, und daß diese durch ihren Wohlstand und die damit sich von selbst verbindende Machtentfaltung die katholischen Nationen weit übertreffen. Die grundsätzliche Verschiedenheit der Auffassung der Religion und ihres Verhältnisses zur Arbeit, welche die Reformation eingeführt habe, zeige, daß diese Superiorität der protestantischen Völker im Wirtschaftsleben kein Zufall sei, sondern in der veränderten religiösen Stellungnahme wurzle. Die Reformatoren hätten eine Auffassung der Religion eingeführt, welche Religion und Arbeit nicht mehr scheide, sondern beide aufs innigste verbinde. Die Religion wurde bei ihnen der Arbeit immanent. So wurde auch ihr Aufschwung der Aufschwung der Arbeit, der hochstrebende Arbeitsgeist sah sich durch keine religiösen Interessen und Rücksichten mehr in seiner vollen Entfaltung und seinem Siegeslaufe gehemmt. Gerade in der Arbeit begann die Religion zu leben und sich auszuwirken.

Gegen die Tatsache, daß gegenwärtig Staaten und Völker, deren Mehrheit zu protestantischen Konfessionsgemeinschaften zählen,

---

[1] Siehe oben S. 19.

durch Reichtum hervorragen und eine führende Rolle im wirtschaftlichen Leben der Welt spielen, ist kein Wort zu verlieren. Daß katholische Länder wie Spanien, Portugal, Italien dahinter zurückstehen, ist nicht zu leugnen. Wenn man aber diese Tatsachen anerkennt, so darf man noch lange nicht angehalten werden, der Erklärung derselben beizupflichten, welche sie kurzerhand aus einem religiösen Prinzip herleiten möchte. Diese Erklärung ist im höchsten Maße oberflächlich und höchstens als Probe einer Selbstgefälligkeit beachtenswert, welche am modernen Mythus von Luther spinnt, weil er den Interessen dieser Selbstgefälligkeit dient. Wenn die wirtschaftliche Ausdehnung und Entwicklungskraft auf keinen andern Voraussetzungen beruhte als auf religiösen, dann möchte diese Betrachtungsweise berechtigt erscheinen. Aber in der realen Welt weiß man den wirtschaftlichen Aufschwung von vielen andern Ursachen wesentlich abhängiger als von der Religion. Der natürliche Reichtum an Rohprodukten, die Bodenschätze, die Bevölkerungsdichte, die Beherrschung der Handelswege, der Besitz natürlicher Wasserstraßen, die Aufspeicherung von Kulturerrungenschaften, die geschichtliche Gestaltung der politischen Verhältnisse, alle diese genannten Umstände und Machtquellen bedingen die wirtschaftliche Entwicklung weit mehr als die Religion. Wenn Länder mit großem Kohlenreichtum und starker Bevölkerung zu den Hauptplätzen des industriellen Wirkens geworden sind, so hat daran die Entdeckung der Steinkohlenverwertung und die Erfindung der Dampfmaschine das Verdienst. Die konfessionelle Verfassung bleibt außer Betracht. Solange die Transportmittel verteuernd auf die Waren wirken, sind der Besitz der Metalle und Kohlen im Lande und die Vorteile der Wasserstraßen für die Entwicklung der Industrien in einem Gebiete ausschlaggebend, nicht die Religion der Bewohner. Gegen die billigere Konkurrenz kann auch die größte sittliche Arbeitslust nicht durchdringen. Die anwachsende Kapitalkraft, welche den Unternehmungsgeist stützt, die Kräfte der geistigen Arbeit freistellt und so in Wissenschaft und Technik neue Wege bahnt und nützt, wirkt ohne Unterschied der religiösen Zugehörigkeit fördernd auf die Entwicklung der Arbeit. Dazu kommen geschichtliche Wandlungen und Gestaltungen. Die

Verödung und Belastung der Länder durch verheerende Kriege, die Minderung der Unabhängigkeit eines Landes durch solche politische Schläge wirken ohne Unterschied der Religion hemmend auf die nationale Arbeit. Daher wird man gerechtermaßen die Erklärung der Unterschiede in der wirtschaftlichen Kraft der Völker zunächst als ein geographisches und geschichtliches, nicht aber als religiöses Problem betrachten müssen. Und wenn man auch den religiösen Einfluß nicht unbeachtet lassen darf, wird man niemals ihm zuvörderst die Unterschiede zuschreiben. Wir sehen denn auch, wie in Ländern mit gleichen handels- und industriegeographischen Verhältnissen gleiche Arbeitsenergie zur Entwicklung kommt, auch wenn dieselben ganz verschiedenen religiösen Bekenntnissen zugehören. Das katholische Belgien steht an industrieller Rührigkeit hinter dem protestantischen England nicht zurück. Das katholische Rheinland, Westfalen und Schlesien wetteifern mit dem protestantischen Sachsen. Unter den Vertretern der Industrie und des Handels wird man Katholiken neben Protestanten auf gleicher Höhe des Könnens und mit gleicher Rührigkeit der Kraft, gleicher Entschlossenheit des Willens finden. Die Entwicklung des Lebens hat nicht widerlegt, sondern reichlich bestätigt, was vor Jahren ein Kulturhistoriker geschrieben hat: „Sind etwa die Protestanten durchweg fleißiger als die Katholiken? Das wird kein Vernünftiger behaupten wollen. In unsern Städten arbeiten Gelehrte, Kaufleute, Gewerbetreibende beider Konfessionen nebeneinander, und niemand denkt daran, daß ihr Arbeitsgeist konfessionell unterschieden sei. Auch Nation gegen Nation gehalten ist freilich der Spanier und Italiener träger als der Engländer, allein anderseits kann der protestantische Skandinavier schwerlich gegen den arbeitsrührigen katholischen Belgier und Franzosen standhalten.“ [1]

Wenn der Satz wahr wäre, daß der katholische Geist die Arbeitslust mindert, dann dürfte nicht bloß in der Gegenwart bei Katholiken und Protestanten keine gleiche Rührigkeit zu beobachten sein, sondern

[1] Riehl, Die deutsche Arbeit 303; vgl.: „Der Niedergang der katholischen Völker“ in Histor.-polit. Blätter CXXIII (1899, 5. Heft) 317 ff.

der Grundsatz müßte auch in der Vergangenheit seine Richtigkeit erweisen. Die katholischen Völker, welche in der Gegenwart industriell und allgemein wirtschaftlich zurückgegangen sind, müßten auch in der Vergangenheit rückständig gewesen sein, wenn der in den beiden Epochen sie belebende Geist der katholischen Religion die Ursache der Rückständigkeit wäre. Aber die Geschichte lehrt: Gerade die katholischen Völker, die heute hinter dem Aufschwunge des protestantischen England oder Amerika zurückgeblieben sind, leuchten in der Geschichte als Träger großer Unternehmungen und Inhaber großer Erfolge im wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Die Republik Venedig wird ein glänzender Stern in der Geschichte bleiben [1]. Der Unternehmungsgeist ihrer Bewohner war gewaltig, seine Früchte reich, und doch waren die Venezianer Söhne der katholischen Kirche. Nicht anders steht es mit vielen weiteren städtischen und staatlichen Gemeinwesen Italiens. Spaniens und Portugals große See- und Kolonialmacht im 16. und 17. Jahrhundert war auch eine Zeit großen wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes. Frankreich in seiner katholischen Zeit stand unter den führenden Kulturmächten der Welt, und man wird trotz seines Kriegsglücks nicht sagen können, daß die Zeit der Trennung von Kirche und Staat und die Zeit der religionslosen Schule einen inneren wirtschaftlichen Aufschwung der Nation bedeute. Auch bei andern genannten katholischen Völkern ist die Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs zugleich eine Zeit des Niedergangs ernster katholischer Gesinnung und der Herrschaft des Unglaubens und der Freimaurerei gewesen, die gegenwärtig in Portugal die Religion verwüsten, ohne dem Volk eine wirtschaftliche Hebung zu bringen. Das Bild wird vollständig, wenn wir noch hervorheben, daß protestantische Länder keineswegs von den Zeiten des politischen und wirtschaftlichen Niedergangs verschont geblieben sind. Die Geschichte Schwedens ist ein Beispiel dafür. Es war seit dem Dreißigjährigen Krieg die erste Macht des Nordens. Aber der protestantische Geist bewahrte das Land weder vor dem Verlust seiner Macht nach außen noch von zerrüttenden Parteiungen im Innern. Es verlor den

[1] Vgl. G. Maier, Soziale Bewegungen und Theorien (Leipzig 1918) 60.

Vorrang im Norden vollständig. Auch Dänemark ist durch die Einführung der Reformation nicht dazu gelangt, sich der immer stärkeren Zurückdrängung zu erwehren, geschweige denn die alte Größe seiner katholischen Zeit wieder zu erlangen. Wie sind die Lose der Niederlande gefallen? Es war um die Mitte des 17. Jahrhunderts die erste See- und Kolonialmacht Europas, doch der herrschende protestantische Geist hat nicht verhindert, daß die Machtstellung des Landes unter starkem Rückgang seines Wohlstandes verlorenging. Genug zum Nachweis, wie unbillig es ist, den wirtschaftlichen Niedergang der katholischen Völker der katholischen Religion und einer ungesunden Stellung derselben zum Arbeitsleben aufbürden zu wollen, den Aufstieg protestantischer Staaten als Frucht des protestantischen Geistes auszuspielen. Das Argument kann auch nicht gerettet werden durch einen Blick auf die Vermögensverteilung bei den Angehörigen der verschiedenen Konfessionen der religiös gemischt bevölkerten Länder. Die Statistik zeigt, daß vielfach der Wohlstand der katholischen Bevölkerung geringer ist als der der Protestanten. Jedoch zu schließen, daß die katholische Religion an dieser Erscheinung die Schuld trage, ist so lange ungerecht, als es in den reichsten Bevölkerungsschichten Katholiken gibt, selbst solche, deren Reichtum nicht ererbt, sondern mit klugem Geschäftseifer unter treuer Betätigung katholischer Gesinnung erworben worden ist. An solchen Beispielen in genügender Zahl fehlt es aber keineswegs.

Unbefangenes Urteil erklärt mit Sombart:

„Wollen wir nun die Bedeutung der katholischen Religion für die Ausbildung des kapitalistischen Geistes ermitteln, so müssen wir uns klarmachen, daß schon dieser Grundidee der Rationalisierung [wie sie in der Moral des Thomismus vorliegt] eine wesentliche Förderung des kapitalistischen Denkens entspringen mußte, das ja, wie wir wissen, selbst ein rationales, zweckgerichtetes ist.... Damit der Kapitalismus sich entfalten konnte, mußten dem naturalen triebhaften Menschen erst alle Knochen im Leibe gebrochen werden, mußte erst ein spezifisch rational gestalteter Seelenmechanismus an die Stelle des urwüchsigen originalen Lebens gesetzt werden, mußte erst

gleichsam eine Umkehrung aller Lebensbewertung und Lebensbedeckung eintreten." [1]

Derselbe führt dann die Förderung an, den die christliche Moral durch Zurückdämmung der erotischen Triebe leistet, durch die Empfehlung ferner der Liberalitas (Wirtschaftlichkeit), durch Bekämpfung des Müßigganges.

„Wenn man aufmerksam die Schriften der Scholastiker durchliest, vor allem das wunderbare, in seiner Monumentalität nur von den Schöpfungen Dantes und Michelangos erreichte Werk des großen Thomas von Aquin, so empfängt man den Eindruck, als habe ihnen noch mehr als diese Erziehung zur Bürgerlichkeit und Wohlanständigkeit ein anderes Erziehungswerk am Herzen gelegen, die Erziehung ihrer Zeitgenossen zu aufrechten, mutigen, klugen, tatkräftigen Männern. Worauf sie in ihrer Tugendlehre den größten Nachdruck legen, wozu sie immer und immer wieder ermahnen, ist die Durchdringung des ganzen Wesens mit Spannkraft und Frische. Nichts verdammen sie so sehr wie die geistige und moralische Schlappheit: die acidia, jene Modekrankheit des Trecento, von der wir durch Petrarka so genau unterrichtet sind, ist eine Todsünde."

Mit gleicher Wertschätzung spricht er von der Förderung des kapitalistischen Geistes durch spätere große Theologen: Antonin, hl. Bernardin von Siena, Kajetan, Chrysostomus, Javellus und viele andere [2].

Anderseits sind auch die geographischen, geschichtlichen und politischen Ursachen der Erscheinung geringeren Reichtums der katholischen Bevölkerung einzelner gemischter Länder in die Wagschale einer gerechten Beurteilung zu werfen. Katholische Bauernbevölkerung vom Verkehr abgelegener Gegenden kann bei bestem Arbeitsgeist den Reichtum günstiger gelegener Gegenden und Industriebezirke nicht erreichen. Es ist sicher, daß die Säkularisation nicht nur die katholische Kirche als solche schwer betroffen hat, sondern auch die katholische Bevölkerung

---

[1] Werner Sombart, Bourgeois 308.

[2] Ebd. 311. Vgl. Keller, Unternehmung u. Mehrwert (1912; Görres-Gesellschaft, Sektion für Rechtswissenschaft, 12. Heft).

selbst sehr schätzbarer Hilfsquellen der Bildung und wirtschaftlichen Förderung beraubt hat. Das übte auf sie einen um so empfindlicheren Schlag, als die der Kirche entrissenen Güter vielfach in die Hände der Protestanten gerieten und dort als billig erworbene Erwerbsquellen Reichtümer schufen, die nicht immer auf Arbeit und christlichem Arbeitsgeist gründeten. Die immer wieder erhobenen Rufe nach Parität für den katholischen Volksteil und die Nachweise der Imparität wecken die Erinnerung an eine Zurückdrängung der katholischen Bevölkerungsteile von einzelnen Vorteilen der öffentlichen Einrichtungen in Staat und Gemeinden, die auch das wirtschaftliche Zurückbleiben der Katholiken zur Folge haben mußte. Es beleuchtet den Vorwurf mangelnden Arbeitsgeistes unter den Katholiken eigentümlich, daß konfessionelle oder antikatholische Befangenheit zu solchen Mitteln der Abwehr gegriffen hat. Solche Vorkommnisse sind nicht nur in Irland oder einigen Kantonen der Schweiz zu verzeichnen, sondern sie sind auch in Deutschland selbst erlebt worden und haben schmerzliche Folgen gezeitigt.

Will man beurteilen, was der Reichtum der Völker für die Menschheit wert ist, und will man nach diesem Urteil die Religion dieser Völker bewerten, so darf man nicht unterlassen, auch die Frage zu stellen, wie unter diesem Reichtum die sittliche Haltung der Völker sich bewährt. Wie schon oben bemerkt wurde (S. 218 ff.), sind die Künste des Reichtums nicht auch immer die Wege sittlicher Größe und des sittlichen Idealismus. Der Kult der wirtschaftlichen Gewinne kann zu einer sittlichen Verkehrung führen, welche der Menschheit zum Verderben wird. Wer an den furchtbaren Krieg denkt, den England, Frankreich, Rußland, Japan, Italien und Serbien gemeinsam gegen die mitteleuropäischen Mächte unter Verleugnung aller kulturellen Solidarität unternommen haben, und beherzigt, daß der Goldgeiz einer englischen Geldmacht die tiefste Ursache dieses verheerenden Krieges und die Profitwut amerikanischer Lieferanten die gewissenlose Ursache seiner Verlängerung war, der kann wohl nicht mit dem Bekenntnis zurückhalten, daß die Bestrebung nach wirtschaftlicher Größe auch Krankheitskeime der verhängnisvollsten Wirkung bergen kann. Solche geschichtlichen Begebenheiten werden zum Beweise, daß der sittlichen

Kultur der Menschheit, dem Völkerheil und der Humanität nicht untreu war, wer auf das wirtschaftliche Streben der Völker aus sittlichen Gründen und vom religiösen Boden aus mäßigend wirkte. Wenn tatsächlich der Idealismus und der Jenseitsgedanke der katholischen Moral den Erwerbsgeist mäßigte, indem sie ihn an die Gebote der Liebe, der Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit band, dann hat sie der menschlichen Zivilisation mehr genützt, als wenn sie mitgeholfen hätte, das wirtschaftliche Leben zum Vernichtungskampf der Kulturvölker ausarten zu lassen.

Es ist ein schöner Gedanke, was einmal Alban Stolz[1] geschrieben hat: „Nirgends scheint mir Arbeit und Ruhe sich in ein so richtiges Verhältnis gesetzt zu haben wie beim Spanier.... Hingegen sieht man auch nicht, daß der Spanier sich zum Knecht der Arbeit macht und darin sein Leben abhaspelt.... Aus einem edlen Antrieb mit großer Ausdauer etwas erringen ist schön und menschenwürdig; denn da treibt das Leben des Geistes zu äußerer Tätigkeit und wallt hinaus in die Körperwelt und prägt sich ihr auf. Ein Arbeiten hingegen, das nur von der Sinnenwelt oder materiellen Notwendigkeit aufgedrungen ist, oder wo der Mensch genußhungrig und geldsüchtig möglichst vielen Gewinn zusammenhaschen will, ist Sklaverei im Dienst der Erde, des Geldes oder des Bauches. In Spanien scheint allenthalben eine stolze Unabhängigkeit zu herrschen von den weichen Bequemlichkeiten und vielen Bedürfnissen unseres Kulturlebens. Deswegen ist auch der Arme ein wahrer Edelmann; weil er kein Knecht des Genusses ist, so ist er auch kein Sklave unaufhörlicher Arbeit."

Wie es unrichtig ist, daß die Geschichte den Arbeitsgeist der katholischen Bevölkerung ungünstig beleuchte, so ist es auch unrichtig daß erst Luther das richtige Verständnis für die religiöse Bedeutung der Arbeit und des irdischen Berufes gebracht habe[2]. Nur Mangel an eindringender Forschung konnte eine solche Meinung zutage fördern. Es wird unten gezeigt werden, wie in der Kirche des Altertums

---

[1] Spanisches für die gebildete Welt[18] (Freiburg 1910, Volksausg.) 132 f.

[2] Eger, Die Anschauungen Luthers vom Beruf. Ein Beitrag zur Ethik Luthers (Gießen 1900).

und des Mittelalters von der Arbeit gedacht worden ist. Hier sollen nur einige Stimmen aus der Luther nächstvorangehenden Epoche zeigen, wie wenig es des Reformators von Wittenberg bedurft hat, zur richtigen Ansicht über weltlichen Beruf und weltliche Arbeit zu kommen! Von Hans Rosenblüt (1450) in Nürnberg besitzen wir ein Gedicht über den Müßiggänger. Darin spendet er der Arbeit das folgende Lob: „Jeder Schweißtropfen eines ehrlichen Arbeiters teilt sich in vier Teile: der erste fließt in die Hölle hinab und löscht das höllische Feuer drinnen aus; der zweite Teil rinnt dem Arbeiter in die Seele, reinigt und verklärt sie; der dritte Teil steigt gen Himmel und harft und geigt so lieblich vor Gott, dem Dreieinigen, daß er sich in Güte und Erbarmung zu dem armen Menschenkinde neigt; der vierte Teil macht den Arbeiter alles Guten teilhaftig, das auf Erden geschieht durch Beten, Fasten, Almosengeben, Messelesen u. dgl."[1] Geraume Zeit vor Luther hat sich der Dominikaner Herolt in Predigten über die Berufsarbeit geäußert. Er steht damit natürlich nicht allein, sondern ist ein Typus aus der Predigt seiner Zeit. Wir lesen bei ihm: „Man fragt: Ist die Arbeit verdienstlich, welche die Eltern mit ihren Kindern haben? Ich antworte mit Ja! Wenn nur in den Eltern eine solche Absicht vorhanden ist, daß sie die Kinder zu Ehren Gottes zu ernähren streben, daß sie gute Diener Christi werden. Und wenn die Eltern im Stande der Gnade sind, dann gereichen ihnen alle Arbeiten, die sie mit ihren Kindern haben, nämlich das Säugen, das Baden, das Tragen, das Einwickeln, das Aufheben, das Ätzen, das Überwachen, das Unterrichten und das Rügen der Fehler, daß sie Gott nicht weiter beleidigen, zum Verdienst. Ebenso verhält es sich mit dem Vater, der sorgt und arbeitet für die Ernährung von Frau und Kinder. Das geschieht alles mit Verdienst für das ewige Leben. Deshalb sagt der Apostel, daß denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht."[2] Derselbe Dominikaner handelt in einer eigenen

---

[1] Siehe Christlich-soziale Blätter 1876, 192. Ich verdanke diese Mitteilung Herrn Kaplan Dr. Raszeja.

[2] Sermo 25 de tempore.

Predigt über die Arbeiter und leitet sie mit dem Satz ein: Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Flug[1]. Vom Handel bemerkt er: Der Handel ist an und für sich gut und notwendig[2]. Ein anderer Dominikaner, Markus von Weida[3], der kurz vor Ausbruch der lutherischen Wirren das Predigtamt in Sachsen versah, äußerte sich in der Adventspredigt 1501 zu Leipzig folgendermaßen: „Etliche Menschen beten wenig mit dem Munde und wird doch die Arbeit ihrer Hände vor Gott als ein Gebet geachtet. Also beten stets und allweg alle frommen und getreuen Arbeiter, die in ihrer Arbeit nichts anderes suchen denn eine ziemliche zeitliche Nahrung, damit sie Gott desto stattlicher dienen, Weiber und Kinder ernähren mögen. Desgleichen beten alle die, die etwas Gutes tun und tugendlich leben. Und nach dieser Auslegung ist beten nichts anderes denn daß der Mensch das, was er tut, in Arbeit oder andern guten Werken, endlich tut zu Lobe und Ehre Gottes. Und wer das tut, was er beginnt, er esse, er trinke, er schlafe oder wache, er arbeite oder gehe müßig, was er tut, das heißt alles Gebet, und wird von Gott nicht anders angenommen denn ob derselbe Mensch dieweilen in der Kirche wäre und betete. . . . Christus sagt: Man muß allweg beten usw. Das ist soviel gesprochen: Der Mensch soll allweg das tun, was seinem Stande und Wesen gebührt und was gut und recht ist. So er das tut, betet er allweg. Daraus folgt, daß man manchen armen Bauer, Ackersmann oder Handwerksmann, auch andere, die ihren Handel oder dasjenige so sie beginnen, gar dahin stellen, daß es Gott endlich zu Lobe kommen soll, findet, der mit seiner Arbeit so er täglich tut, Gott im Himmel angenehm ist, und mehr mit seiner Arbeit verdient bei Gott denn irgendein

---

[1] Sermo 55 de tempore.

[2] Sermones super epistolas dominicales (sine loco et anno) sermo 15. Siehe N. Paulus, Luther und der Beruf in neuester Beleuchtung: Katholik 1902 I 331.

[3] Ein Nutzliche Lere und underweysunge, wye und was der mensch beten solle und Sonderlich außlegunge des heyligen Vater unsers durch eynen Bruder Prediger Ordens zu Leyptzg gepredigt (Leipzig 1502).

Kartäuser oder andere schwarze, graue oder weiße Mönche, die täglich zu Chor stehen, singen und beten." [1]

Was hat nun Martin Luther dieser Arbeitspredigt, wie sie noch unmittelbar vor Beginn der Reformationszeit erschollen ist, hinzuzufügen gehabt? Ist es so bedeutend, daß man ihn als den Bringer einer neuen, weit segensreicheren, fast allein gesunden Auffassung betrachten kann? Gewiß, Luther hat sich vielfach über die Arbeit ausgesprochen und zu ihr anzuregen gesucht: „Arbeiten soll und muß man", heißt es in der Auslegung Luthers zum 127. Psalm. „Gott will, er [Adam] soll arbeiten, und ohne Arbeit will er ihm auch nichts geben." [2] Mit Recht sagt er bei anderer Gelegenheit: „Wenn du nun hingingest und sagtest: ‚Ei, ich will nicht arbeiten, ich will Gott vertrauen, er wird mich wohl ernähren', das heißt Gott versuchen." [3] Und er weiß: der Berufsarbeit sich entziehen, ist eine schwere Sünde, durch die man Gott versucht [4]. „Jedermann soll arbeiten und sein Brot verdienen, denn mit Arbeiten dient man Gott, und nicht allein das, man beweiset auch, daß man Gott dient." [5] Er geht so weit, zu sagen, „daß der Mensch nicht zum Müßiggang, sondern zur Arbeit, auch wenn er im Stande der Unschuld geblieben wäre, geschaffen ist" [6].

Die angeführten Aussprüche betonen gewiß nachdrucksam die Verpflichtung des Menschen zur Arbeit durch Gott. Aber sie enthalten nichts, was Luther eigentümlich wäre. Ein tieferes Verständnis für die Bedeutung der Arbeit ist in ihnen nicht erschlossen.

Fragen wir Luther, was denn der Arbeit für eine geschäftliche Bedeutung zukomme, so müssen wir uns wundern über den niederen Stand seiner Auffassung. Wir dürfen wohl sagen: Wehe dem Mönche des Mittelalters, der so wie Luther von der Arbeit geredet hätte und vor dem Forum der Kritik eines Uhlhorn, Carneri u. a.

---

[1] Bei Paulus, Luther und der Beruf rc., a. a. O. 332 f.; vgl. dazu Denifle, Luther und das Luthertum I (Mainz 1904) 176.

[2] Ges. Werke (Walch) V 1870, Nr. 7 9. [3] Ebd.

[4] Ebd. XI 2822.

[5] Auslegung der Epistel vom 1. Fastensonntag (Ges. Werke XII 59).

[6] Ges. Werke I 186.

erschiene. Nach Luther ist nämlich die Arbeit insbesondere verordnet, damit der Mensch Gelegenheit habe, Selbstverleugnung zu üben. Daß er aber in der Arbeit das von Gott gewollte Mittel zur Herrschaft über die Natur, zur Dienstbarmachung ihrer Schätze für den Menschen erkannt hätte, daß sich gerade in der Arbeit der Mensch erheben soll zum Herrscher über Tiere und Pflanzen der Erde, gemäß dem großen göttlichen Gebot, davon scheint er nichts zu wissen. Im Gegenteil spricht er ausdrücklich der Arbeit alle hervorbringende Wirksamkeit, allen kausalen Einfluß auf die Ergebnisse ab. Zu 1 Mos. 12, 3 f. bemerkt er: „Gott verbietet die Arbeit nicht und will nicht, daß wir sollen müßig gehen, wiewohl er mit seiner Gegenwärtigkeit und nach seinem Willen alles regiert. Aber das Fleisch soll und muß geübt werden mit Gefährlichkeit, Anfechtungen und Schrecken und dem ungewissen Ausgange unserer Arbeit.“[1] In der Predigt zum fünften Sonntag nach Dreieinigkeit lehrt er ferner: „Es liegt an der Arbeit nicht, sondern an Gottes Beraten, wie auch der 127. Psalm V. 3 sagt: Wem er es gönnt, dem gibt er es schlafend. Es stehet doch gar nicht in euern Händen und Arbeit, und wird nichts daraus, wo Gott nicht selbst Hausvater ist. Nicht aus Mühe und Arbeit, sondern aus lauter Segen kommt der Reichtum, wie auch der 17. Psalm V. 14 sagt von solchen: de absconditis tuis repletus est venter eorum (von deinen verborgenen Gütern ist ihr Leib ersättigt).“[2] Die Arbeit übte nach seiner Anschauung gleichsam nur eine moralische Kausalität auf Gott aus, sie ist nur ein Mittel, Gottes Segen zu erlangen. Denn er sagt zum 128. Psalm: „Obwohl unsere Arbeit und Mühe nicht zur Nahrung genugsam ist, so gebraucht doch Gott dieselbe als Mittel, dadurch er uns segnen will. Das Leder ernährt den Schuster nicht, das Säen den Ackersmann nicht, das Predigen den Prediger nicht, aber doch gibt Gott dadurch oder damit die Nahrung.“[3] Entschiedener ist die folgende Äußerung

---

[1] Ebd. II 2121. Ähnlich bei Erklärung des 128. Psalms (Ges. Werke IV 2738 f.); vgl. G. Maier, Soz. Bewegungen und Theorien (1918) 56 f.
[2] Ges. Werke I 1798. [3] Ebd.

zum 127. Psalm: „Arbeiten muß und soll man. Aber die Nahrung und des Hauses Fülle ja nicht der Arbeit zuschreiben, sondern allein der Güte und dem Segen Gottes.... Es findet sich das Widerspiel, daß etliche ungeheuer arbeiten und haben doch kaum Brot zu essen. Andere tuen gemach arbeiten, denen fleußt es zu. Das macht alles, daß Gott will die Ehre haben, der allein gibt alles Gedeihen. Denn wenn du gleich hundert Jahre pflügtest und aller Welt Arbeit tätest, so möchtest du doch nicht einen Halm aus der Erde bringen, sondern Gott ohne all dein Werk, weil du schlafest, macht aus dem Körnlein einen Halm und viele Körner darauf, wie er will.... Gott will, Adam soll arbeiten, und ohne Arbeit will er ihm auch nichts geben. Wiederum will er ihm auch nichts durch seine Arbeit geben, sondern bloß durch seine Güte und Segen, daß die Arbeit soll eine Übung sein in diesem Leben, das Fleisch zu bezwingen."[1] „Du arbeitest umsonst", erfahren wir weiter[2], „wenn du dahin arbeitest, daß du wolltest dich ernähren und dein Haus bauen und machst dir wohl viel Sorge und Mühe, aber zugleich mit solcher Vermessenheit und frevelhaftem Unglauben sollst du wohl Gott erzürnen, daß du nur desto ärmer werdest und ganz verderbest, weil du dir vornimmst zu tun, das ihm allein gebührt zu tun." Am schroffsten kommt diese Ansicht in der Erläuterung zum Ausdruck, mit welcher der Begründer des Protestantismus das 13. Kapitel des 2. Buches Moses, näherhin die Verse 18—22 versieht[3]. Er wirft bezüglich der Bewaffnung der Israeliten die Frage auf: „Wozu dient denn dies alles [da doch Gott mit unmittelbarer Gegenwart sein Volk beschützte]?" Die Antwort lautet: „Ei, unter dieser Rüstung und Kriegswehren, da will Gott bei dir sein, und sich darunter verbergen, daß andere Leute gedenken möchten, du würdest es ausrichten mit deiner Kriegsrüstung und eigener Macht, da es doch Gott allein tut (Ps. 60, 14; 144, 1 ff.). Also tut auch Gott mit andern Dingen. Er heißt uns beten, arbeiten, welches alles nur ein lauter Spiegel-

[1] Ges. Werke V 1870. [2] Ebd. 1873. [3] Ebd. III 1323.

fechterei ist. Denn wo Gott nicht segnet, so wächst nicht ein Haar, nicht ein einziger Strohhalm, sondern es wäre mit allen Dingen aus. Dennoch will er haben, daß ich mich also stelle, denn wo ich nicht pflügte und säte, würde ich gar nichts haben. Denn ohne meine Arbeit will er es nicht geschehen lassen, und doch soll es nicht durch meine Arbeit getan sein. Und also sollten wir uns halten im Herzen, daß wir wissen, es werde nichts daraus, wenn er es nicht tuet, auf daß Gott Raum habe und er eine Hütte bei dir kriege, darin er sich verberge. Also haben sie ihre Kriegsrüstung gebraucht, gleich als wäre sie gar kriegerisch. Als wollte Gott sagen: ‚Ich will euch brauchen zum Scheine allein in dieser Sache.'"

Im Anschluß an das 8. Kapitel des 5. Buches Moses [1] empfangen wir die Belehrung: „Also gedenket das gottlose Herz des Menschen, wenn es Reichtum genug hat: Ich habe dies mit meiner Arbeit erworben, und merket nicht, daß es lauter Gottessegen ist, der unter Zeit durch unsere Arbeit, unter Zeit ohne unsere Arbeit, aber nimmer aus unserer Arbeit, sondern allzeit aus seiner milden Barmherzigkeit uns geschenkt ist. Denn wie wir oben gelernt haben: er braucht unsere Arbeit wie eine äußerliche Decke und Schein, unter welcher er uns segnet und sein Gut uns mildiglich gibt, auf daß der Glaube Raum habe, daß wir nicht achten, als hätten wir es durch unsere Kraft und Arbeit zuwege gebracht."

Zu 1 Mos. 43, 3 und 4 schrieb er die gleichen Gedanken nieder, ein Zeichen, wie voll er davon war: „Es muß das Gebet und die Arbeit, so eines jeden Beruf erfordert, in Demut geübt und getrieben werden. Und wiewohl solche Arbeit nichts zur Sache tut, will es doch Gott gleichwohl also haben, daß wir im Schweiße unseres Angesichts unser Brot essen sollen." [2]

Über die Konsequenzen dieser Anschauung brauchen wir uns nicht erst besinnen. Ihr Träger zog sie selbst und sprach sie selbst aus in der Predigt vom Fischeramt Petri und Christi Auferstehung [3]:

---

[1] Ebd. III 2143. [2] Ebd. II 2121.
[3] Ebd. XII 2037.

„Gott will, wir sollen arbeiten wie hier Petrus, und will doch nichts geben um der Arbeit willen, wie hier Petro geschieht."

Was wir in den vorgetragenen Ansichten Luthers über die Arbeit gehört haben, ist ein Mystizismus, der für einen gesunden Geschäftsbetrieb einfach unbrauchbar ist [1]. Es ist ihm nicht genug, die Notwendigkeit des göttlichen Segens zum Erfolg der Arbeit zu betonen, das tut die katholische Religionslehre mit der Offenbarung der Heiligen Schrift, sondern er leugnet in widernatürlicher Weise jede physische Bedeutung der Arbeit für das Arbeitsergebnis. Das Arbeiten ist nur Schein und Gelegenheit, das Fleisch abzutöten, keineswegs aber ein Mittel in des Menschen Hand, die Güter des Lebens durch eigene Kraftanstrengung zu gewinnen. Eine solche Auffassung ist allerdings geeignet, den Arbeitsstolz zu brechen und alle rechthaberischen Gelüste im Arbeitenden zu unterdrücken; ein mutiges Selbstbewußtsein kann im Arbeiter, der diesen Standpunkt vertritt, aber nicht aufkommen, eine entschlossene Arbeitsfreudigkeit, ein vertrauender Unternehmungsgeist ist auf diesem Boden ausgeschlossen. Was die Lehre des Wittenberger Predigers von der Ursächlichkeit der Arbeit am meisten auffällig machen muß, ist ihre bedenkliche soziologische Seite. Die mitgeteilten Sätze des Religionsneuerers, praktisch befolgt, sprechen dem Arbeiter die Frucht des Fleißes seiner Hände ab. Womit soll er sein Recht auf Lohn begründen, wenn er selbst und sein Arbeitgeber auf dem Boden der Anschauung steht, daß die Arbeit als solche keinen Einfluß übt auf das, was man gemeinhin als Ergebnis der Arbeit betrachtet, sondern daß dieses einfach ein Segen Gottes ist, der wohl bei der Arbeit, aber nicht aus der Arbeit kommt? Jeder Anspruch auf Verhältnismäßigkeit des Lohnes zum Arbeitsertrag kann mit der Erklärung niedergeschlagen werden, daß der Ertrag ja nicht Arbeitsergebnis, sondern Segensgeschenk Gottes an den Arbeitgeber ist. Durch diese Lehre wird der Arbeiter ganz der Gnade des Arbeitgebers überantwortet. Die Arbeitssklaverei findet die besten Anhaltspunkte in

[1] Vgl. S. Weber, Zur Lehre Luthers von der Arbeit, in „Der kath. Seelsorger", 12. Jahrg. (1899) 257 ff. 306 ff. 353 ff. 411 ff.

einer Lehre, die den Hauptwert oder alleinigen Wert der Arbeit darin findet, daß sie ein Mittel sei, das Fleisch zu bezwingen, daß aber der Schein ihrer Fruchtbarkeit nur „Spiegelfechterei" Gottes sei. Mit ihrer Gegensätzlichkeit zur rechtlichen persönlichen Stellung des Arbeiters ist eine solche Lehre eine Sprosse auf der Leiter des sozialen Niedergangs. Sie zerbricht mit dem Lohnrecht den goldenen Schlüssel, welcher die Segnungen der Arbeit weitesten Kreisen eröffnet und damit die Wege aufsteigender Kultur nicht nur wenigen Auserwählten, sondern dem ganzen Heer der arbeitenden Menschheit aufschließt. Mit dem Lohnrecht zerbricht die edle Waffe, welche die Arbeitsnot und Arbeitspflicht des Armen beschirmt vor der Gefahr rücksichtsloser Ausbeutung.

Diese mystische Beurteilung des Einflusses der menschlichen Arbeit auf die Erfolge ist keineswegs Lehre der Heiligen Schrift. So sehr diese die Notwendigkeit des göttlichen Segens hervorhebt, stellt sie doch eine natürliche Bewirkung des Arbeitserfolges durch die Arbeit selbst keineswegs in Frage. Man denke nur an die Worte des schon wiederholt genannten 127. Psalmes: „Von der Arbeit deiner Hände wirst du essen. Heil dir, es wird dir gut gehen."[1] Der hl. Paulus sah den Lohn seiner Arbeit als von ihm gewirktes Gut an, denn er sagt: „Was mir und denen, die bei mir sind, nötig war, haben dargereicht diese [seine] Hände."[2] Nicht weniger klar ist seine Sprache im Epheserbrief[3]: „Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen Gutes, damit er habe, um dem, der Mangel leidet, mitzuteilen." Wer arbeitet, kann nach ihm sein eigenes Brot essen[4]. So hatte auch Christus die Werke der Menschenhand als wirkliches eigenes Werk der Menschen erklärt und es zum Gegenstand der ewigen Vergeltung gemacht[5].

Wie wenig Luther der Regenerator der Arbeit ist, zeigt die Geschichte der an ihn anschließenden Zeit. Statt eine Zeit auf-

---

[1] Luther übersetzt: Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit. Wohl dir, du hast's gut.

[2] Apg. 20, 34; vgl. 2 Theß 3, 8 f. [3] 4, 28. [4] 2 Theß. 3, 12.

[5] Matth. 5, 16; 16, 27; 23, 5. Mark. 14, 6. Luk. 11, 48. Joh. 7, 19; 8, 41; 14, 12.

steigender Ehre der Arbeit zu sein, beseelt von frohem Arbeitsmut, drücken gerade in lutherischen Ländern Leibeigenschaft, Willkürherrschaft, Auswucherung den Bauernstand in die tiefste Erniedrigung herab[1].

Nun weist man freilich darauf hin, daß Luther doch den Anstoß zur mächtigsten Arbeitsentwicklung gegeben habe, indem er die Arbeit selbst als Gottesdienst erklärte, das religiöse Suchen mit der irdischen Arbeit in eine Leistung verschmolz und dadurch die Motive des Ewigen in ihrer gewaltigen Stärke auch zu den Motiven der Berufsarbeit machte. Er habe gleichsam, wie er das allgemeine Priestertum predigte, die Arbeitsstätte selbst zu Altar und Tempel gemacht. Luther selbst hat sich in der Darstellung bewegt, daß er hier der Welt eine ganz neue Anschauung gebracht habe. Denn er sagte: „Ehe das Evangelium kam, predigte man also: Gute Werke wären, die wir selber aus eigener Andacht verrichten und auswählen, als daß einer ginge nach St. Jakob, der andere zu einer andern Wallfahrt, dieser gab den Mönchen im Kloster, ließ Messen lesen, steckte ein Wachslichtlein auf, fastete zu Wasser und Brot, betete soviel Rosenkränze. Als nun das Evangelium gekommen ist, beten wir also: Gute Werke sind nicht, die wir selbst erwählen, sondern die Gott geboten hat, als wenn ein jeder tut, was ihm auferlegt ist in seinem Stand auf Erden. Ein Knecht tut gute Werke, wenn er Gott fürchtet, an Jesum Christum glaubt und im Gehorsam seines Herrn[2] einhergeht. Zuerst ist er gerecht vor Gott durch den Glauben an Christum, darnach gehet er im Glauben dahin, führet ein gottselig Leben, hält sich mäßig und züchtig, dienet seinem Nächsten, mistet den Stall aus, gibt den Pferden Futter usw. Wenn er in solchen Werken einhergeht, so tuet er bessere Werke als kein Kartäuser. Es scheint wohl nicht, daß es große treffliche Werke sind, wenn er auf den Acker reitet, in die Mühle fährt usw., aber weil Gottes Gebot und Befehl da ist, so können solche Werke, so gering

[1] Siehe Döllinger, Kirche und Staat 97 ff. 198 ff; Ratzinger, Die Volkswirtschaft 208 f.; G. Maier, Soz. Bewegungen und Theorien 56 ff.

[2] Gemeint ist der irdische Dienstherr, nicht etwa der göttliche Herr. Das geht aus der Haltung des ganzen Abschnittes und besonders aus der Gegenüberstellung des Gehorsams der Magd gegen ihre Frau unten hervor.

sie auch scheinen, anders nicht denn eitel gute Werke und Gottesdienst heißen. Also auch eine Magd tut gute Werke, wenn sie im Glauben ihren Beruf ausrichtet und tut, was sie die Frau geheißen, wenn sie das Haus kehret, in der Küche spület und kocht. Das sind viel köstlichere Werke denn eines Kartäusers, der ein hären Hemd anhat, nachts aufsteht, fünf Stunden singt, kein Fleisch ißt. So hat ein Christ ein süßes Leben auf Erden und dort das ewige Leben im Himmel. Ob er schon viel Mühe und Unruhe hat in seinem Stande, so hat er doch bei seiner Arbeit und Mühe Freude im Herzen und ein gutes Gewissen, denn er weiß, daß seine Werke und Arbeit eitel gute Werke und Gottesdienst sind. Ist er ein Knecht, so ist er fröhlich und guter Dinge; wenn er ins Holz fährt, auf den Acker reitet, so singet er; ist sein Herr wunderlich, schilt ihn und tut ihm unrecht, so hat er Geduld und wartet auf ein ander Leben.“ [1] Die Seitenhiebe, wie sie oben gegen die Kartäuser abfielen, sind bei andern Gelegenheiten zu verleumderischem Hohn gesteigert. Allein, was hat Luther mit solchen Erklärungen Neues in die Welt gebracht? Gar nichts. Die früher mitgeteilten Stellen aus den Predigten der Dominikaner Herolt und Markus von Weida zeigen, daß das Gesunde in Luthers Gedanken hierüber nur eine Wiederholung der katholischen Gedanken sind, welche jene aussprachen. Was Luther Neues dazu bringt, sind einige grobe Spottreden und verleumderische Verdrehungen der katholischen Anschauungen.

Es wird sich im Nachfolgenden zeigen, wie sehr die Anschauungen Luthers und seiner Nachbeter und vieler Lobredner über die Arbeit in der katholischen Kirche irrig sind [2]. Wenn dem Augustinismus der Vorwurf gemacht wird, daß er die Arbeit ganz der kirchlichen Direktive unterstellt sehen wollte, so ist wohl nicht zu behaupten, daß er den religiösen Wert der Arbeit nicht erkannt habe. Hier sei nur auf die eine Tatsache hingewiesen, daß die Kirche seit uralter Zeit die Arbeit heiligend und weihend begleitet hat, indem sie

---

[1] Bei Uhlhorn, Die Arbeit im Lichte des Evangeliums 25.

[2] Nämlich in den Abschnitten: „Die Arbeitslehre der Kirchenväter“ und besonders „Die Arbeit und der angebliche Dualismus der katholischen Moral“.

die Werkzeuge und Transportmittel weihte, den Segen Gottes auf die Arbeit herabrief und dazu in Prozessionen durch die Fluren wallte, auch die Blüten und Früchte des Feldes ins Gotteshaus bringen ließ und sie segnete. Alle diese Weihe- und Gebetshandlungen entspringen den Anschauungen, daß auch die Arbeit ein Teil der Religion, gottesfürchtiges Arbeitsleben zugleich religiöses Leben und Ewigkeitsstreben sei.

Von einem hat sich allerdings die Kirche immer ferngehalten, das ist jene Verirrung, welche den religiösen Wert der Arbeit so betont, daß die besondern selbständigen Übungen der Religion überflüssig erscheinen. Eine Verirrung ist das, weil ein solches Verfahren die Brunnquelle des religiösen Geistes verschüttet, das religiöse Aufwärtsstreben erstickt und in derbem religiösen Realismus die Religion ihres Ansehens und ihrer Würde beraubt. Diesen kulturgeschichtlichen Mißerfolg seiner Lehre hat Luther selbst noch zu beklagen gehabt: „Unsäglich", so mußte er zugeben, „sei die Verachtung des Volkes vor den Predigern des Evangeliums. Bauern, Bürger und Adelige nähmen den Pfarrherren fort: Korn, Gerste, Hafer und was sie wollen. Die Bauern auf den Dörfern beschweren sich, wenn sie ihrem Pfarrer sollten einen Zaun machen, ja sie zwingen ihn wohl, daß er die Kühe und Säue hüten muß gleich andern Bauern. Unter dem Evangelium will jeder tun, was ihn gelüstet, und werden die Pfarrherren und Prediger nicht allein verachtet, sondern auch schlecht gehalten."[1] In der Vorrede zum Großen Katechismus sagt er 1529: „Auch unter dem Adel finde man Rülze und Filze, welche vorgeben, man bedürfe hinfort weder der Pfarrherren noch der Prediger, man hab's in den Büchern und könne es wohl von ihm selber lernen, und lassen auch den Pfarrer getrost fallen und verwüsten, dazu beide, die Pfarrer und Prediger, weidlich Not und Hunger leiden, wie sich denn gebührt zu tun den tollen Deutschen. Der Adel scharrt, reißet und raubt den Fürsten und andern, was sie können, sonderlich den armen Kirchen, und treten als eitel Teufel

---

[1] Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes III[17 u. 18] (Freiburg 1899) 75 ff.; I[19 u. 20] 366 371 408.

Pfarrherr und Prediger mit Füßen. Auch Bürger und Bauer geizet nur, wuchert, treugt und treibt allen Trutz und Mutwillen, ohne alle Scheu und Strafe, daß es zum Himmel schreit und die Erde es nicht mehr ertragen kann.... Alle Welt wolle fett werden mit Stehlen und Rauben der Kirchengüter und das Evangelium aushungern. Man zähle und rechne es an den Fingern, was die dazu gegeben und tun, so das Evangelio genießen, ob nicht unserthalben, die wir jetzt leben, schon längst kein Prediger und kein Schüler mehr wäre. Ja wenn wir es nicht zuvor hätten aus unserer Vorfahren milden Almosen und Stiftungen, so wäre der Bürger halber in den Städten, des Adels und der Bauern auf dem Lande das Evangelium längst getilgt und würde nicht ein armer Prediger gespeiset und getränket."[1] Das waren die Folgen vom derben Realismus der Religion, die sich vollkommen üben läßt in der Arbeit des Stallknechtes und der Küchenmagd, wie ihn Luther selbst gepredigt hat.

Und dieser Realismus wirkt noch heute nach und lähmt die selbständige religiöse Übung manchmal fast bis zum Absterben der Religion überhaupt. Nietzsche[2] hat einmal die Worte niedergeschrieben, welche die Wirkungen des Realismus in der Religion grell beleuchten: „Hat man wohl beachtet ..., daß die moderne, lärmende, Zeit auskaufende, auf sich stolze, dummstolze Arbeitsamkeit mehr als alles übrige gerade zum Unglauben erzieht und vorbereitet? Unter denen, welche z. B. jetzt in Deutschland abseits von der Religion leben, finde ich Menschen von vielerlei Abkunft der Freidenkerei, vor allem aber eine Mehrzahl solcher, denen Arbeitsamkeit von Geschlecht zu Geschlecht die religiösen Instinkte aufgelöst hat, so daß sie gar nicht mehr wissen, wozu Religionen nütze sind, und nur mit einer Art stumpfen Erstaunens ihr Vorhandensein in der Welt gleichsam registrieren. Zu diesen Gleichgültigen gehört heute die Überzahl der deutschen Protestanten in den mittleren Ständen, sonderlich in den arbeitsamen großen Handels- und Verkehrszentren."

---

[1] Luthers Ges. Werke XXI 26—27.

[2] Jenseits von Gut und Bös Nr. 58. Ges. Werke VII 81 f.

Allein das Problem: Evangelium und Arbeit, ist nicht gelöst, wenn das Schlagwort tönt: Arbeit ohne Evangelium und Religion, Arbeit auf Kosten von Evangelium und Religion!

b) Die Arbeitslehre der Kirchenväter.

Wenn man die Aussprüche und Lehren der Kirchenväter[1] über die Arbeit und über die Voraussetzungen der Arbeit anruft, so ist wohl zu beherzigen, daß die Aussprüche eines Kirchenvaters noch nicht die Lehre der Kirche sind. Das jugendliche Christentum jener Tage sah sich dem großen Problem gegenüber, den Geist der übernatürlichen Lebensrichtung der Religion Jesu innerhalb einer Welt zur Geltung zu bringen, in welcher die natürlichen Lebensbetätigungen vielfach verkehrten Zwecken dienstbar geworden waren und innerhalb des gesellschaftlichen Systems nicht leicht ohne Gefahr der Sünde geübt wurden. So war der Kriegsdienst vielfach nicht ohne Gefahr der Verleugnung des Christentums, der Besitz des Reichtums nicht ohne die Gefahr der Anteilnahme an sündhaften, jedenfalls unchristlichen Erwerbsweisen und nicht ohne die Gefahr der Nutznießung an dem durch Sünde oder mit Sünde Gewonnenen. Das jenseitige christliche Lebensziel und die Tugendübungen, die dazu leiteten, mußten als Angelegenheiten von absolutem Wert erscheinen, während die überkommenen Anschauungen im Reichtum und materiellen Lebensgenuß samt dem, was sie brachten, die höchsten Werte sahen. Da darf man sich nicht wundern, wenn unter dem Eindruck solcher Gegensätze über Reichtum und Erwerb des Reichtums volle Verdammungsurteile ergehen und der Arbeit für den Reichtum dieses Lebens wenig Schätzung entgegengebracht wird. Was verworfen wird, ist nicht der Reichtum und die Arbeit im theoretischen Sinn dieser Worte, sondern der Reichtum und die Arbeit zu verkehrten Zielen in der sündhaften Praxis jener Zeit bzw. des heidnischen Geistes. Darin hatten sie recht, ebenso wie Christus recht

---

[1] Siehe hierzu Seipel, Die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter (Wien 1907); Schilling, Reichtum und Eigentum in der altkirchl. Literatur (1908); Ders., Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus (1910).

hatte, als er den in seinen irdischen Gütern das ganze Glück suchenden Mann einen Toren nannte, dieweil noch in der gleichen Nacht seine Abberufung vor den göttlichen Richter zu erwarten stand. Ihre Beurteilung ist eine von moralischen Gesichtspunkten unternommene und will nicht einer nationalökonomischen, sondern nur der heidnisch-moralischen entgegengestellt werden. Was von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus zu sagen wäre, bleibt außer Betracht, und man darf daher auch heute diese Äußerungen nicht ohne weiteres als wirtschaftliche ansehen. Es fehlte wohl nicht an Versuchen, auch dem wirtschaftlichen Interesse gerecht zu werden, waren diese auch oft unzulänglich und nach heutigem Urteil selbst verfehlt. Bei diesen Versuchen wird aber sofort offenbar, daß in der Kirche der Blick für die positive Bedeutung des Reichtums und der Arbeit nicht erblindet war. In einem Zeitalter, in welchem die wirtschaftlichen Verhältnisse recht verworren waren, und in welchem es auch auf dem Boden der weltlichen Wissenschaft an einer umfassenden und durchgreifenden theoretischen Bearbeitung der Wirtschaftsangelegenheiten fehlte, war der einzelne theologische Denker nicht in der Lage, die Frage erschöpfend und in wohldurchdachter Harmonie zu allen Verhältnissen zu lösen. Die Kirche selbst war noch nicht in der Lage, durch Bestimmungen von allgemeiner Gültigkeit die immanenten Methoden und Ziele der menschlichen Arbeit darzustellen. Man wird von den Kirchenvätern erwarten, daß sie das religiöse Ideal unentwegt im Auge behalten und unter seiner Führung Brauch und Mißbrauch des Irdischen für die damalige Lage und auf dem Boden der damaligen Verhältnisse einer richtigen moralischen Wertung unterzogen haben.

Nun sind unbestreitbare Stimmen zu verzeichnen, welche die Harmonie des irdischen Berufes mit dem christlichen Leben aussprachen, die Ehre und den Wert der Arbeit klar betonten und auch über Reichtum und Armut und ihr Verhältnis zur Arbeit im Geiste des Evangeliums sich ausgesprochen haben. Es sind nicht verlorene Stimmen, die in einem verlassenen Winkel der Kirche wirkungslos verhallt wären, sondern es sind führende Stimmen im Reiche der christlichen Gedanken.

Klemens von Alexandrien, ein Mann von großer Einwirkung auf seine Zeitgenossen und auf die Nachwelt, hält die Ausübung weltlicher Berufe mit der Heiligung des Lebens im christlichen Geiste für durchaus vereinbar. „Betreibe den Landbau, wenn du Landmann bist, aber erkenne Gott bei deiner Landarbeit; fahre zur See, wenn du die Schiffahrt liebst, aber indem du auch den himmlischen Steuermann anrufst.... Man kann auf die göttliche Weisheit hören, man kann aber auch eine bürgerliche Stellung erfüllen; jedoch gibt es kein Hindernis, die weltlichen Geschäfte in ehrenhafter Weise, wie es Gott entspricht, zu betreiben." [1] Wenn der christliche Philosoph dabei ein gewisses Maßhalten in der Arbeit empfiehlt, so daß der Mensch nicht ganz in der Arbeit aufgeht, so ist dies kein Zeichen einer unrichtigen Stellung zum Arbeitsproblem, sondern ein Ausfluß echt humaner Gesinnung, deren Aufleben auch heute die Veredlung der Arbeit bedeutet. Klemens brauchte das nicht von Plato zu lernen, obwohl er dabei von ihm beeinflußt sein mag. Das Alte und das Neue Testament nahmen denselben Standpunkt zur Arbeit ein [2].

Auch Origenes verlangt, daß wir alles nach den Regeln der Vernunft tun und zur Ehre Gottes [3]. Dann ist es aber auch recht. Was aus Arbeit stammt, sieht er als Gabe Gottes an, so daß die Arbeit ein Mittel wird, der Gaben Gottes teilhaftig zu werden. „Alles, was wir in Gerechtigkeit und Güte empfangen, empfangen wir von Gott und seiner Vorsehung, so die edlen Früchte und das herzstärkende Brot, die süße Traube und den Wein zur Freude des Menschenherzens. Auch die Früchte des Ölbaumes erlangen wir von Gottes Vorsehung, das Angesicht des Menschen zu erheitern." [4] Der heidnische Charakter des Staates und die Beeinflussung des geschäftlichen Lebens vom Geiste des Heidentums hat allerdings auch begreiflicherweise Origenes zur Zurückhaltung gegen das weltliche öffentliche Leben veranlaßt.

---

[1] Protrepticus c. 10. Pädagog. 3, 11.
[2] Siehe oben S. 46 ff. 116 ff.
[3] Contra Cels. 8, 30. [4] Ebd. 8, 67.

Sätze, welche aus dem syrischen Kirchengebiet über die Arbeit sich aussprechen und welche die Apostolischen Konstitutionen aufbewahrt haben, sind heute so würdig beachtet zu werden wie damals. „Dem Knaben bietet die Mittel, auch ein Handwerk zu lernen und davon sich (unterdessen) zu ernähren, damit er, wenn er sein Handwerk richtig erlernt hat, er sich solches und die Werkzeuge seines Handwerkes beschaffen kann." Wenn der folgende Satz von der Schätzung nicht etwa vom anzuwendenden Zeitaufwand verstanden wird, so ist er auch eine würdige Aussprache über die Arbeit: „Wenn einer seine eigene Arbeit zum Vorwand nimmt und (den Dienst Gottes) vernachlässigt, sündhafte Ausflüchte vorbringend, so soll ein solcher wissen, daß die Gewerbe der Gläubigen Nebenarbeiten sind, die Hauptarbeit aber der Gottesdienst ist."

Bei Tertullian[1] lesen wir: „Der Erdkreis wird ohne Zweifel von Tag zu Tag reichlicher angebaut und kultiviert als zuvor. Allum sind Wege gebahnt, alles ist bekanntgemacht, alles ist voll Geschäftigkeit. Liebliche Gründe haben vergessen lassen, daß dort einst berüchtigte Einöden lagen. Saatfelder haben die Wälder kultiviert, Haustiere haben das Wild verscheucht, Sandwüsten wurden Saatfelder, Felsgebiete werden aufgeschlossen, Sümpfe entwässert. Die Zahl der Städte ist größer geworden, als einst die Zahl der Häuser war. Die Inseln sind keine Wildnisse mehr, die Klippen haben ihren Schrecken verloren. Überall Wohnungen, überall Bevölkerung, überall Staatsordnung, überall Leben." Angesichts dieser Worte begreift man leicht, daß er Ermunterungen zur Arbeit nicht nötig fand. Wie sehr er aber die Teilnahme der Christen an der Kulturarbeit des Lebens schätzte, zeigt sein früher mitgeteiltes Wort über die allgemeine Beteiligung der Christen am Arbeitsleben jener Zeit.

Mit großer Hingebung und kräftiger Seelenspannung für das Übernatürliche blickt Cyprian[2] in die Welt. Doch auch für ihn ist die Arbeit eine fast selbstverständliche Aufgabe des Christen. Nur für die Kleriker verlangt er, daß ihnen die mühevollen Geschäfte der Welt nicht aufgebürdet würden. Sie sollen aus den Gemeinde-

[1] De anima c. 30. [2] Ep. 1, 1.

mitteln unterhalten werden und so gleichsam den Zehnten von den Früchten genießen. Das Beispiel hierfür ist ihm der Alte Bund, in welchem die Leviten, die dem Gottesdienst oblagen, zu ihrem Unterhalt den Zehnten aller Früchte von den elf Stämmen erhielten. In diesem Beispiel stellen die elf Stämme, die der irdischen Berufsarbeit obliegen, das Vorbild der nicht dem geistlichen Stande angehörenden christlichen Bevölkerung in Hinsicht auf die weltliche Berufsstellung dar. Die Hingebung an den weltlichen Beruf besteht für Cyprian ohne Zweifel zu Recht, so sehr er auch die Loslösung des Geistes von der Sklaverei gegen die Welt und die Heiligung der Seele durch gute Werke des Almosens empfiehlt. Das ist um so mehr zu beachten, als der Bischof von Karthago seine Zeit als eine Zeit des sittlichen Niedergangs und der Verwilderung betrachtet hat[1]. Wie er die Arbeit angeschaut hat, ist auch daraus zu erkennen, daß er es als Zeichen des Alters der Welt beklagt, daß die Marmorbrüche ihre Ergiebigkeit verloren haben, die Bergwerke ihre Vorräte an Silber und Gold erschöpft zu haben scheinen, daß der Landbau zurückgeht, die Seefahrt verliert, die Erfahrung in den Handwerken abnimmt[2]. Beim Christen findet er es dabei eigentümlich, daß seine Energie nicht erlahmt, wenn auch, wie er mit dem Propheten Habakuk[3] schildert, „der Feigenbaum keine Frucht bringt, die Weinberge nicht sprossen, die Ölkultur versagt, die Felder kein Getreide geben, die Schafe in den Ställen zurückgehen und an den Krippen die Ochsen".

Laktantius ist mit der griechischen Gedankenwelt in engster Berührung gestanden, als Schriftsteller aber steht er unter den Lateinern. Er ragt hervor durch seinen Scharfblick für die wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit, ihre Bedingungen und Wirkungen[4]. Was die Arbeit angeht, so weiß er, daß wir Menschen schon das allgemeine und mittelmäßige Gut nicht ohne Mühen erwerben können. Ja es gibt kein Gut, das wir nicht durch Mühen erwerben müßten. Trotz der

---

[1] Brief an Donatus 6; Brief gegen Demetrianus 4.

[2] Brief gegen Demetrianus. [3] 3, 17.

[4] Siehe Sommerlad, Das Wirtschaftsprogramm der Kirchenväter 113.

reichen Mühsale ist das Leben doch ein hohes Gut[1]. Die Mühsale selbst haben ihren hohen Wert darin, daß sie zur Unsterblichkeit führen[2]. Das irdische Leben haben wir durch die Geburt, das ewige Leben erreichen wir durch Arbeiten und Mühen. So ist es auch Gottes Wille, daß der Mensch arbeite. „Wer ist es, der diese Erde bebaut? Wer befährt das Meer? Wer macht Gebrauch vom Feuer? Der große Gott hat das alles eingerichtet, nicht für sich, da er nichts bedarf, sondern wegen der Menschen, damit sie es richtig gebrauchen." [3] Wenn auch der Zeitgenosse Diokletians sich dahin äußert: „Wir messen jede Leistung an der Rettung der Seele" [4], so weiß er doch, daß diese ohne die Mühen dieses Lebens, die das Feld zur Tugendübung sind, nicht geschehen kann. Laktantius weiß, daß der Müßiggang den Menschen verdirbt[5], die Tugend nur unter beständigen Mühseligkeiten gedeiht. So ist denn auch der in harter Arbeit stehende Mensch nicht geringeren Wertes. Es wird einer sagen: „Sind nicht bei euch die einen arm, die andern reich, die einen Sklaven, die andern Herren, besteht nicht ein Unterschied zwischen den einzelnen? Nein. Und es ist kein anderer Grund, warum wir uns gegenseitig den Namen Bruder geben, als daß wir uns für gleich halten. Denn da wir alles, was den Menschen betrifft, nicht nach dem Körper, sondern nach dem Geist messen, so mag wohl die körperliche Lage eine verschiedene sein, für uns sind sie dennoch nicht Sklaven, sondern wir nennen sie Brüder nach dem Geist und Mitknechte gemäß der Religion." [6]

Basilius der Große von Cäsarea hat die Arbeit als notwendigen Inhalt des religiösen Lebens auch bei den Mönchen betrachtet, die ihm unterstanden. Und ist nicht Erwerb das Motiv, so doch die Leibeszucht und die Nächstenliebe. Übrigens betont er auch das biblische Gebot, daß wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Der Gedanke des Erwerbs durch Arbeit ist also nicht ganz ausgeschaltet und lag auch bei ihm bereit, in Verbindung mit dem

[1] Divinarum Institutionum 3, 8. [2] Ebd. 7, 5.
[3] Ebd. 7, 4. [4] Ebd. 6, 17. [5] Ebd. 5, 23.
[6] Ebd. 5, 16.

Motiv der Nächstenliebe und des Gemeinsinnes wirtschaftlich aus-gebaut zu werden. Gregor von Nyssa, sein Bruder, teilt die Anschauungen des Klemens von Alexandrien. Fortgeschrittenere Einsichten erfüllen den dritten großen Kappadozier, Gregor von Nazianz[1]. Nicht nur ihrer Zwecke wegen, schon an sich ist nach seinen Worten die Arbeit etwas Schönes. „Für jeden, der mit seinen Anschauungen nicht ganz auf dem Standpunkt des Krämers angekommen ist, ist die Ermüdung in Arbeit selbst schon ein Vorteil, ein großer Lohn.“[2] Gerne verweilt er in seinen Reden bei der Erinnerung an das arbeitsame Leben der Menschen. Der Zusammenhang zwischen Ausfuhr, Arbeitshebung und Wohlstand stand klar vor seinem Auge. Obwohl seine Weltanschauung nicht minder übernatürlich gerichtet ist als die der andern Väter, und er deshalb die Habsucht und Genußsucht streng verurteilt, ist er für das tätige Leben voll Verständnis und Wertschätzung.

Das gleiche kann man vom hl. Johannes Chrysostomus sagen. Er führt seine Zuhörer zu den Aposteln Petrus und Paulus, damit sie beim Zelttuchmachen und Fischen die Arbeit schätzen lernen[3]. In anschaulicher Weise legt er die Notwendigkeit der Arbeit dar, indem er eine Stadt schildert, deren Bewohner alle reich wären, so daß sie nicht arbeiten wollen. Er findet, daß diese gezwungen ist, Arme herbeizurufen, damit die unentbehrliche Arbeit geleistet wird. Eine Stadt von Armen aber wäre seines Erachtens für sich allein bestandfähig, denn ihre Bewohner könnten alles Notwendige erarbeiten. Dinge aber, die ohne Reichtum nicht zu gewinnen sind, würden entbehrlich sein, da sie nur Zubehörden eines unnötigen Luxus seien[4]. Noch wärmer als Gregor von Nazianz hat Theodoret von Cyrus sich über Wert und Menschenwürdigkeit der Arbeit ausgesprochen: „Welches der menschlichen Güter glückt ohne Mühe? Welches menschliche Glück reift die Natur ohne Arbeit? Die Früchte des Landbaues ernten wir um den Preis der Arbeit und ebenso die

---

[1] Sommerlad, Das Wirtschaftsprogramm der Kirchenväter 137.
[2] 40. Rede 21 (Migne 36).
[3] 1. Brief an die Kor., Hom. 20, 6 (Migne 61).
[4] 1. Brief an die Kor., Hom. 34, 4 f.

Früchte des Handels. Mit Arbeit bauen wir Städte und ihre Einrichtungen. Unter Arbeit bereiten wir uns Wohnungen, bereiten dem Leib die Hülle der Kleider, den Füßen die Schuhe, und setzen die mannigfachsten Speisen vor. Einer Drohne gleichst du und einem unter Nichtstun Ernährten, der die Früchte der Arbeit anderer pflückt, wenn du deinerseits nichts zum Lebensunterhalt beiträgst. Wenn nun jedes Gut durch Arbeit zustande gebracht wird, so schmähe nicht wegen seiner Arbeiten den dienenden Stand."[1]

Von Hieronymus wurde schon oben erwähnt, wie er aus aszetischen Gründen die Arbeit empfohlen hat. Die Praxis wurde auch im ägyptischen Mönchsleben geübt, wo z. B. ein Evagrius von Pontus sich mit Bücherabschreiben den Unterhalt verdiente.

So waltet von den Tagen, da die Evangelien verfaßt wurden, durch die große Zeit der Kirchenväter hindurch der Geist, der die Arbeit für heilig und religiös verdienstvoll betrachtet. Wie ist es nun zu verstehen, daß mit dem Augustinismus ein Abfall von den wirtschaftlichen Lehren der Kirchenväter eingetreten sei und die Kirche künftig hierin beherrscht habe? Ist dieser Abfall auch ein Abfall von der Lehre über Heiligkeit und Pflicht der Arbeit? Ist es richtig, daß, wie Nietzsche[2] behauptet, das Christentum in den ersten fünf Jahrhunderten sich aus dem Gegensatz zum Evangelium zur Kirche aufgebaut hat?

Beantworten wir zuerst die an zweiter Stelle aufgeworfene Frage. Die Tatsache, daß Augustinus selbst einer jener Geister der Kirche ist, welche die Arbeit mit Entschiedenheit gefordert und ihre Heiligkeit und Notwendigkeit verkündigt haben[3], dürfte schon genügen, um zu zeigen, daß mit ihm und bei seinen Anhängern ein Abfall vom Arbeitsgeist des Evangeliums nicht eingetreten sein kann. Augustinus stellt die mannigfachen Arbeiten in der Aufzählung nebeneinander; den vornehmen Künsten, der Betätigung der Architektur, den Gründungen der Städte reiht er ohne weiteres nicht nur die Bepflanzung

---

[1] Migne 83, 680 f.

[2] Antichrist, Werke VIII (1896) 261.

[3] Siehe Weinand, Antike und moderne Gedanken über die Arbeit (M.-Gladbach 1911) 19 ff. (nimmt allerdings auf Sommerlad nicht Bezug).

der Äcker, sondern sogar die Künste des Handwerkers an [1]. Während die Weltmenschen aus irdischen Beweggründen arbeiten, soll der Christ arbeiten „der Ruhe wegen, die Gott verspricht" [2]. Augustinus sieht also in der Arbeit ein Mittel zum höchsten und vornehmsten Ziel des Menschen. „Zwei Geburten gibt es für den Menschen, das Geborenwerden und das Wiedergeborenwerden. Wir werden geboren für die Arbeit, wiedergeboren werden wir für die Ruhe. Wir werden geboren zu Leiden, wir werden wiedergeboren für die ewige Glückseligkeit." [3] Diese Worte beleuchten hell, wie klar Augustinus „die Notwendigkeit des Arbeitens" [4] für alle Menschen erkannt hat. Allerdings vergißt der Kirchenlehrer dabei nie die höhere Bestimmung des Menschen und will nicht, daß derselbe zur bloßen Arbeitsmaschine werde. Es soll seiner Geistigkeit auch bei der Arbeit Recht werden. Daher ist ihm die Verbindung der geistigen Arbeit mit der körperlichen das Erstrebenswerte [5], so zwar, daß er sagt: „Nur geistig, nicht auch körperlich arbeiten ist ein Zeichen der Faulheit." [6] Das hat Augustinus insbesondere den Mönchen gegenüber geltend gemacht, als sie aus falsch verstandener Frömmigkeit glaubten von der Handarbeit absehen zu sollen. Bei diesem Anlaß erfahren wir auch, wie Augustinus vom Handwerk gedacht hat. Wir wundern uns nicht, daß er als Christ weit entfernt ist von der heidnischen Verachtung des Handwerks, aber wir freuen uns und finden es charakteristisch, daß der große Geistesmann und Gelehrte bei der Belehrung der Mönche gerade die Gelegenheit findet, sich so eindrucksvoll über das Handwerk auszusprechen. Er erklärt nicht zu wissen, vor wem man sich der Handarbeit schämen soll. Man brauche es nicht zu tun vor den Juden, denn ihre Patriarchen haben das Vieh gehütet; nicht vor den Heiden, denn angesehene griechische Philosophen waren Schuster; nicht vor der Kirche Gottes, denn der Gerechte, den Gott auserwählt hatte, ihm die Jungfrau Maria

[1] De quantitate animae 72 (Migne 32).
[2] Sermo 9, 13 (Migne 38).
[3] Sermo 376, 2 (Migne 39).
[4] Civ. Dei 22, 24, 4.
[5] Sermo 37, 6. [6] Ebd.

anzuvertrauen, war ein Zimmermann[1]. So kommt er zur Schlußfolgerung, daß jedes derartige Gewerbe gut sei[2], und stützt sich auf Paulus, der die Handarbeit gut genannt hat[3]. Gerade der Hinblick auf diesen Apostel gibt ihm Gelegenheit, die für die Antike überraschende Äußerung zu tun: „Er (Paulus) hat ein reines und ehrbares Gewerbe betrieben, wie das die Arbeiten der Schmiede, Bauleute, Schuster und Bauern sind."

Ist also Augustinus unzweifelhaft ein ganz scharfer und kraftvoller Vertreter der christlichen Anschauung von der Würdigkeit und Pflichtmäßigkeit der Arbeit, worin soll der Abfall seiner Lehre vom Geiste des Evangeliums liegen? Man antwortet uns: in der Unterstellung der Arbeit und des Wirtschaftslebens unter die Autorität der Kirche. Das Evangelium leite den Menschen an, einen teleologischen Zusammenhang seiner Berufsarbeit mit dem übernatürlichen, ewigen Lebensziel herzustellen. Man solle arbeiten in der Ergebenheit gegen Gott, in der Hoffnung auf die göttliche Vergeltung, auch um die Mittel zu jener Wohltätigkeit zu erhalten, die, im rechten Geiste geübt, zur Sündenvergebung und göttlichen Belohnung führe. Dabei sei der einzelne aber für seine Praxis auf sich selbst gestellt gewesen, überlassen der freien Hingabe an die Ermunterungen seines durch den Glauben belehrten Gewissens. Bei den Griechen, wo besonders im Mönchtum eine Reaktion zugunsten der Freiheit des Individuums gegen die Allgewalt des Staates zu beobachten sei, habe man noch in der späteren Zeit der Väter diesen Standpunkt festgehalten. Auch das schwere Problem des Verhältnisses von Reichtum und Armut zu Arbeit und Tugend habe man in hochidealem Sinne auf moralischem Wege noch von diesem Standpunkt aus zu lösen gesucht. Im Augustinismus aber sei „der rechtlich gefestigten Gemeinschaft der Kirche die ausschließliche Regelung von Wirtschaftsleben und wirtschaftlicher Betätigung des Individuums überantwortet" worden[4]. Längst hatten sich Stimmen erhoben, die

[1] De opere monach. 14 (Migne 40).

[2] Ebd. [3] Eph. 4, 28.

[4] Sommerlad, Das Wirtschaftsprogramm der Kirchenväter 216; vgl. Ders., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche I 126 137 ff.

glaubten, daß das Verhältnis von reich und arm durch eine Art Kommunismus, sei es der Güter, sei es der Nutznießung am besten und humansten geregelt werde. Der von Gott ursprünglich gewollte Zustand sei der der Gleichheit aller gewesen. Es lag nahe, für das Zeitalter der Erlösung diese Gleichheit aller in Aussicht zu nehmen. Aber die klare Tatsache, daß durch die religiöse Erlösung die Natur der Menschen nicht wieder in den ursprünglichen Zustand der Vollkommenheit versetzt wurde, und daß der Unterschied der Talente, Neigungen und Anlagen geblieben und für die Praxis des Leibes eine gewisse Ungleichheit des Besitzes förderlich ist, ganz besonders der Einfluß des Staates auf das wirtschaftliche Leben, den die Kirche weder unter dem Heidentum noch unter christlichen Kaisern ausschalten konnte, hielt davon zurück, die Gleichheit aller in einer praktischen Organisation durchführen zu wollen. Man begnügte sich, den Kommunismus als Ideal der Nächstenliebe anzustreben in der Form, daß die Reichen den Armen Anteil an ihrem Überfluß gaben, die Armen um dieses Anteils willen sich in die Ungleichheit des Besitzes schickten und in der freiwilligen Entäußerung der Reichen Ermunterung für das Leben in Armut gewannen. Damit ging parallel die gleichheitliche Einschätzung aller Menschen als Mitbrüder in Christus und Gleichberufene zum Gottesreich. Diese ließ, je mehr sie als das wichtigste Gut des Menschen erschien, alle andern Unterschiede zurücktreten und bahnte den Weg zur gesetzlichen und rechtlichen Gleichheit der Menschen, die mit dem Fortschreiten der christlichen Kultur auch immer mehr ihre Verwirklichung erlebte. Mehr und mehr sei nun aber der praktische Ausgleich zwischen reich und arm aus der Bahn privater Wohltätigkeit auf die Wege kirchlicher Wohltätigkeit übergegangen. Die Kirche sollte den Überfluß der Reichen erhalten und ihn zugunsten der Armen verwalten. Aus dem Arbeiten zum Zwecke, Wohltaten üben zu können, kam es zum Arbeiten, um der Kirche für die Wohltätigkeit Zuwendungen machen zu können. Und ihr erwuchs darüber die Bestimmung. Je mehr die Kirche sich entwickelte zur Hüterin der christlichen Zucht und Sitte und die Idee sich festsetzte, daß alles der christlichen Zucht und Sitte dienstbar werden sollte, desto nachhaltiger gestaltete sich die Idee

aus, daß alles, auch die Staatsordnung, der Kirche dienstbar sein müsse. Der konsequenteste Vertreter dieser Idee sei Augustinus. Mit der Herrschaft der Kirche über alles, auch über den Staat, sei zugleich die wirtschaftliche Abhängigkeit des einzelnen von der Kirche gegeben; die Abhängigkeit des Arbeitslebens von der Kirche ist die Folge davon.

In dieser Theorie ist einmal, der neueren protestantischen Anschauung entsprechend, nicht beachtet, daß die Kirche nicht erst ein Entwicklungsprodukt der nachapostolischen Zeit ist, sondern eine Gründung Christi selbst, die er im innersten Einklang mit der Natur des Evangeliums vollzogen hat[1]. Damit fällt schon ein gutes Stück von der Behauptung eines Abfalles des Augustinismus vom Evangelium. Wenn man sodann eine Benachteiligung des vom Evangelium geweckten Arbeitsmutes und der Freude an der Arbeit aus der Unterstellung unter die Kirche folgern würde, so übersieht man, daß die Kirche auf dem Boden desselben Evangeliums steht und mit gleichen Motiven wirkt wie jenes, aber für das Leben den Vorteil schafft, daß sie die Motive nachdrücklich vorhält und deren Befolgung durch die Anregungen aus ihrer Autorität zu sichern vermag.

Auf eine solche Organisation war biblisch hingewiesen durch die gegnerische Organisation der Welt, welche die Kinder Gottes vom Verkehr auszuschließen drohte, die älteste Nachricht vom Boykott aus biblischer Quelle[2].

Erfaßt die von Christus gegründete Kirche das aus dem Geist des Evangeliums entspringende Arbeitsleben auch mit ihrer Organisation, so tut sie es ohne Zwang für jene, die vom Evangelium geleitet sind und so selbst den Geist der Kirche in sich tragen. Die Organisation ist ihnen nur eine Stütze, durch welche sie das Ziel, das sie selbst erstreben, sicherer erlangen können[3]. Weil dieses Ziel

---

[1] Statt weiterer Ausführungen hier verweise ich auf die Darlegung, welche ich in meiner „Christlichen Apologetik" (Freiburg 1907) 242—264 vorgetragen habe. Dort ist auch auf die weitere Literatur über diese Frage verwiesen.

[2] Offb. 13, 17. [3] Vgl. oben S. 277.

das des Evangeliums ist, ist diese Organisation auch kein Abfall vom Evangelium. Überdies ist die ganze Organisation auf dem Boden der Freiheit auferbaut zu denken, zusammengehalten nicht durch Zwang, sondern durch Glauben und Liebe; eine Organisation des Geistes und der gemeinsamen Ziele, nicht eine Unterdrückung der freien Bewegung des einzelnen innerhalb der Ziele, die Ordnung von allem auf Gott hin im Glauben, daß alles seine Existenzberechtigung aus seiner Dienstbarkeit für Gott gewinnt.

Nicht erst Augustinus, ja nicht einmal erst das Neue Testament hat das gelehrt, sondern schon in den Sprichwörtern[1] lesen wir: „Der Herr hat alles um seiner selbst willen gemacht, auch den Gottlosen für den bösen Tag.“ Daß alles zur Ehre Gottes dienen soll, sagt dann auch das Neue Testament: „Würdig bist du, Herr, unser Gott, zu empfangen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen wurden sie und sind sie geschaffen.“[2] Es lehrt auch: „Er (Christus) ist das Haupt des Leibes der Kirche, er, der da ist der Anfang, der Erstgeborne aus den Toten, damit er in allem den Vorrang habe.“[3] Ihm schreibt es die universelle Herrschaft zu: „Welcher den Leib unserer Niedrigkeit umgestalten wird, daß er gleich sei dem Leib seiner Herrlichkeit nach der Kraft, durch welche er sich auch alles unterwerfen kann.“[4] Im gleichen Geiste heißt es: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über alle und durch alle und in uns allen.“[5] In der gleichen Schrift heißt es von Jesus: „Alles hat er (Gott) unter seine Füße gelegt, und ihn zum Haupt über die ganze Kirche gesetzt, welche sein Leib ist und die Vollendung dessen, der alles in allem vollendet.“[6] Seinen Aposteln aber hat der Herr auch den Befehl gegeben: „Lehret sie alles halten, was immer ich euch befohlen habe.“[7] Mit gutem Grund hat daher Seipel[8] gegenüber Sommerlad die Anschauung aus-

---

[1] 16, 4. [2] Offb. 4, 11. [3] Kol. 1, 18.
[4] Phil. 3, 21. [5] Eph. 4, 5 f. [6] Eph. 1, 22 f.
[7] Matth. 28, 20.
[8] Die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter (Wien 1907) 308.

gesprochen: „Uns bleibt die Wirtschaftsethik des hl. Augustinus der vollendete Ausdruck der Lehren des Evangeliums und der Väter über die rechte, gottgefällige Verwendung der irdischen Güter.“

c) Die Arbeit und der angebliche Dualismus der katholischen Moral.

Der dritte Einwand gegen die Befähigung der katholischen Kirche, daß sie dem Arbeitsproblem gerecht werde, stützt sich auf die Behauptung einer dualistischen Moral, welche innerhalb derselben gelehrt werde, die Moral der Vollkommenen oder, wie sie auch mit gänzlicher Verkennung der katholischen Begriffe genannt wird, die übernatürliche Moral und die Moral des gewöhnlichen Volkes, die man dann als natürliche zu bezeichnen beliebt.

Dieser Einwand wird am besten widerlegt, indem man das Mißverständnis aufklärt, auf dem er beruht. Die katholische Moral ist keineswegs dualistisch, sondern durchaus einheitlich. Die katholische Kirche fordert, daß das gesamte sittliche Leben der Gläubigen durch Ziele und Wirkungsweise übernatürlich geheiligt werde. Wenn Gregor d. Gr. einst sich äußerte, daß es sehr viele Geschäfte gebe, welche schwerlich oder gar nicht ohne Sünde betrieben werden können, so hat er vom praktischen Betrieb seiner Zeit gesprochen und Geschäftsgepflogenheiten ins Auge gefaßt, die sündhaft waren, nicht aber die gewerbliche Arbeit als solche von der christlichen Vollkommenheit ausgeschlossen. Die Kirche nimmt niemand aus, aber sie lehrt auch, daß jedes Mitglied der Kirche die christliche Vollkommenheit erreichen kann, unbeschadet welche Berufsstellung innerhalb der sittlichen Tätigkeitsgebiete es überhaupt einnimmt. Wie sie sämtliche Werke in den Dienst Gottes gestellt wissen will, so lehrt sie auch für alle in den Dienst Gottes gestellten Werke[1] die himmlische Vergeltung erhoffen. Denn zum religiösen Leben gehört im Grunde genommen alles[2]. Ja die Kirche geht so weit in der Einheit der Moral, daß sie mit der Tatsache rechnet, daß viele Werke

[1] Vgl. Birkle, Christliche Berufsarbeit (Regensburg 1912).
[2] Vgl. hierzu Weber, Christl. Apologetik 109 ff.

von äußerlich recht untergeordneter Art doch vor Gott verdienstlicher seien als ganz hervorragende weltliche und kirchliche Taten, weil erstere mit größerer Liebe zu Gott und freier von persönlichen Minderungen sein können als letztere. Denn als entscheidend für den Wert der Werke innerhalb der sittlichen Tätigkeit gilt ihr die Liebe. Nach ihrem Maße, nicht nach dem materiellen Maß der äußeren Werke bemißt sie die Vollkommenheit der Werke, des Lebens und der Persönlichkeiten. Das ist die Einheit der Moral, die Paulus in seinem Hohenlied auf die Gottesliebe gelehrt hat[1].

Der Vorwurf einer doppelten Moral, der seit Luther[2] der katholischen Kirche immer wieder gemacht wird, beruht lediglich auf der Verwechslung der persönlichen Heiligung und Verdienstlichkeit mit dem sachlichen Wert der menschlichen religiösen Handlungen. In Hinsicht auf die persönliche Verdienstlichkeit ist keine Arbeit und kein Beruf von der höchsten Vollendung ausgeschlossen, in Hinsicht auf den sachlichen Wert, für die äußere Gottesverehrung und die Auferbauung des Reiches Gottes besteht zwischen den Handlungen der Menschen ein Unterschied. Wer der Predigt vom Reiche Gottes obliegt, tut Besseres, als wer dem Tische dient[3], wer in Gottes Wort sich vertieft, hat einen besseren Teil erwählt, als wer in äußerer Geschäftigkeit den Leib zu bedienen sucht[4]. Aber auch bei Verrichtung dieser sachlich wertvolleren Leistungen erreicht jeder allein das persönliche Verdienst, das dem Maß seiner persönlichen Liebe zu Gott entspricht, die ihn leitet.

Bei den Gläubigen, die in den höheren Formen der religiösen und kirchlichen Wirksamkeit tätig sind, ist die gleiche Bedingung maßgebend wie bei jedem andern Gläubigen, nämlich der Stand der Gnade Gottes und die geistige Einigung mit Gott durch die Liebe[5]. Von ihrem Maß hängt das Verdienst ab. Sie gibt nach katho-

---

[1] 1 Kor. 13, 1—8 13.

[2] Wie diese Anschauung von Luther vertreten wurde und seither in der protestantischen Theologie umgeht, zeigt und bewertet Denifle in Luther und das Luthertum I (Mainz 1907) 143 ff. 188 ff.

[3] Apg. 6, 2. [4] Luk. 11, 42.

[5] Vgl. Mutz, Christl. Aszetik (Paderborn 1918) 41 ff.

lischem Glauben dem Scherflein der Witwe größeres Verdienst als der Goldspende des Pharisäers, sie kann das Vaterunser des Armen mit größerem Verdienst segnen, als das Verdienst des Priesters ist, der die heilige Messe ohne dieses Maß der Liebe und Andacht feierte. Es war ein echt katholisches Wort, als Papst Pius X. beim Vorbeigehen an einfachen Arbeitern sagte, es wäre möglich, daß sie vor Gott um der gläubigen Ergebenheit und Liebe willen höher stünden als vornehmste Menschen hoher, selbst kirchlicher Stellung.

Nur durch hervorragende Werke übernatürlichen und geistigen Wertes, mit der erforderlichen sittlichen Würdigkeit und in vollkommener Liebe Gottes erfüllt, erwirbt man das größere Verdienst. Das größere Werk erwirbt das höhere Verdienst nicht durch seinen materiellen Wert. Es ist der Kirche ferne, den Allmächtigen durch irdische Gaben käuflich zu denken. Vielmehr erwirbt das inhaltlich reichere Werk das größere Verdienst, weil in diesem reichen Inhalt das höhere Maß einer reichen Liebe zu Gott wirkt und sich erprobt. Die Leistung dieser Werke gründet auf größerer persönlicher Hingabe an das Gute. Die Gesinnung ist das Heilige, aber die wahre Gesinnung erprobt sich am Werk. Es ist leicht, vom Almosengeben zu träumen, es kann schwer werden, zu geben; es zeugt von größerer Liebe, bis zum Maße eigener Dürftigkeit zu geben, als wenn man nur von seinem Überflusse gibt. So ist es auch ein größeres Maß von Liebe zu Gott, das sich im Entschluß zur freiwilligen Armut und zum Leben in Jungfräulichkeit bekundet, als wenn man ein christliches Leben ohne solche Überwindung der natürlichen Triebe auf sich nimmt. Auch in der Hingabe an die geistige Tätigkeit zur gesteigerten Pflege der Religion liegt ein höheres Maß der Liebe zum Göttlichen vor, um dessentwillen diese Tätigkeit ein reicheres Verdienst verheißen kann. Ist doch auch diese Hingabe nicht ohne viele Opfer möglich, welche die Bemeisterung der Sinnlichkeit im Dienste des Geistigen fordert, und nicht ohne hohe edle Liebe zur großen Sache, welcher diese Werke dienen. Es gibt im Christentum nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift auch eine Auserwählung. Niemals treten diese Verdienste mechanisch mit Erfüllung des Werkes ein, sondern in Abhängigkeit von der moralischen Würdigkeit. Somit

ist bei diesem Gesichtspunkt von einem moralischen Dualismus wieder nicht die Rede. Auch wenn wir das letzte Ziel des Menschen und die Eignung der Werke des Lebens zur Erlangung dieses Zieles ins Auge fassen, kann von einer doppelten Moral nicht die Rede sein. Allen Gläubigen aller Stände stellt die Kirche die Erreichung des himmlischen Lebens in Aussicht. In jedem Stand, lehrt sie, kann man dieses Ziel erreichen; in jedem, auch selbst im Ordensstand und Priesterstand, sogar auf dem bischöflichen und päpstlichen Stuhl kann man dieses Ziel verfehlen. Ja gerade jene, welche den höheren Formen religiöser Wirksamkeit sich widmen, laden nach der Anschauung der Kirche eine höhere Verantwortung auf sich.

Vom katholischen Standpunkt hat Hertling sich zu dieser Frage zutreffend geäußert[1]: „Jenes christliche Ideal der Lebensführung schließt ein Doppeltes ein, die Setzung eines jenseitigen Zieles von überragendem Werte und zugleich die rüstige Förderung der im Diesseits gelegenen. Zwei falsche Extreme sind daher gleich sehr zu vermeiden, nach der einen Seite die restlose Hingabe an die Mühen und Pflichten des irdischen Lebens, nach der andern aber ebenso die ausschließliche Hervorkehrung unserer überweltlichen Bestimmung. Wohl weiß die Geschichte der Kirche von hervorragenden Persönlichkeiten, welche in vollendeter Weltabgekehrtheit den Bedingungen des weltlichen Daseins entrückt zu sein schienen, und für welche nichts einen Wert besaß, was nicht mit dem übernatürlichen Endziel in unmittelbarstem Zusammenhange stand. Ihre Aufgabe war es, einem Zeitalter als Gewissen zu dienen und die nach allen Seiten ruhelos und endlos verlaufenden Bestrebungen der Menschheit auf ihr Zentrum zurückzulenken. Statt aller andern mag an den hl. Franz von Assisi erinnert werden und seine durch die Jahrhunderte nachwirkende Bedeutung. Aber die Kirche hat nie behauptet, daß das, wozu die Vorsehung einzelne Ausnahmemenschen berufen hat, sich zum Moralprinzip für alle ausweiten ließe; sie hat nie den Satz aufgestellt, daß wir uns des Übernatürlichen nur bemächtigen könnten durch Vernichtung des Natürlichen."

---

[1] Das Prinzip des Katholizismus und der Wissenschaft (Freib. 1899) 10.

Nur den Unterschied kennt die katholische Kirche, daß die eine einheitliche Moral des Lebens nicht von allen Menschen mit gleicher Vollkommenheit durchgeführt wird. Hier liegen allerdings viele Abstufungen vor. Und wenn die Kirche nicht nur das Höchstmaß duldet und die mindere Vollkommenheit nicht verwirft, so handelt sie dabei echt christlich im Geiste des Evangeliums[1].

Wie die Kirche die materielle Arbeit durch ihre Auffassung vom sittlichen Verdienst nicht von der höchsten Stufe der Vollkommenheit ausschließt, so tut sie es auch nicht, wenn sie für das Ordensleben in ihrem Schoße die persönliche Armut als Weg zur Vollkommenheit darstellt.

Derjenige, welcher auf dem Standpunkt des Bibelglaubens steht, wird nicht bestreiten können, daß die katholische Kirche nur dem Beispiele Christi folgt, wenn sie in der freiwilligen Beobachtung der realen Armut eine Art der christlichen Vollkommenheit findet. Denn kein anderer als Jesus Christus hat das Wort gesprochen: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach.“[2] Er selbst wollte das Beispiel des armen Lebens werden und forderte von seinen Aposteln dasselbe. Die Beobachtung vollkommener Armut ist also zweifelsohne eine christliche Tugend, deren Erhabenheit alsbald nach ihrer Proklamierung durch die Haltung des reichen Jünglings beleuchtet wurde.

Sie ist auch ein Weg zu den höchsten religiösen Zielen. Schon im siebten Kapitel wurde darauf hingewiesen (s. S. 261). Die Armut erleichtert dem Herzen den Aufschwung zu Gott, sie verleiht der Vereinigung mit Gott feste Dauer, indem sie anleitet, im Trost der göttlichen Hilfe eine Stütze zu suchen, sie schärft den Blick des Geistes für die ewigen Güter. Tausend Fesseln verknüpfen den Reichen mit der Welt, tausend Genüsse breiten das Netz ihrer Gefahren über seine Wege, stolze Selbstmächtigkeit läßt ihn leicht seines Gottes vergessen. Die Armut hinwieder ist ein Saatfeld, auf dem die köstlichsten Tugenden des sittlichen Lebens im Wandel der Heiligen emporsproßten.

---

[1] Matth. 12, 20 ff. [2] Matth. 19, 21.

Die Geschichte der Zivilisation ist der katholischen Kirche zum heißesten Danke dafür verpflichtet, daß sie die Armut gepredigt und in dieser Tugend einen Grund- und Eckstein des sozialen Friedens gelegt hat, dessen Früchte wirtschaftliches Gedeihen, Aufleuchten der Wissenschaft, Glanz der Künste sind.

Das Tugendstreben der Menschen bedarf heroischer Vorbilder, wenn es trotz der vielen Versuchungen zu seinem Ziele kommen soll. Gerade der Heroismus der freiwilligen Armut ist berufen, gleich Prophetenstimmen die Menschen aus dem Taumel zeitlichen Genußlebens und aus dem Gewirre der Jagd nach vergänglichem Gewinne emporzurufen und sie mit Macht den sittlichen und religiösen Aufgaben zuzuwenden. „Großes muß opfern, wer das Größte erreichen will, und nach den Fleischtöpfen Ägyptens darf nicht verlangen, wer in das Gelobte Land einzuziehen begehrt. Gar mancher hat seither im Herzensdrange getan, was der Herr von jenem jungen Reichen verlangte, und es wäre sehr töricht und zeigte wenig Verständnis für den Geist Christi, wollte man in solchen heroischen Taten immer nur krankhafte Erscheinungen sehen" [1], schreibt ein protestantischer Theologe zu unserer Frage.

Die trefflichsten Gründe bewogen die Kirche, die Tugend der Armut mit weitschallender Predigt zu verkünden. Die Nachfolge Christi auf ihrer Bahn erheischte aber mit nichten, die Werkzeuge der Arbeit abzulegen, um sie betreten zu können.

Man hat bei der hohen sittlichen Bedeutung des Heroismus der Armut schon deshalb keinen Grund, der katholischen Kirche zu zürnen, daß sie als gelehrige Schülerin ihres göttlichen Stifters im Leben freiwilliger Armut eine besondere Vollkommenheit erblickte, als sie nicht im mindesten übersah, daß diese Aufforderung nicht als Pflichtgesetz, sondern als Rat an die Gläubigen erging und dem Verbot des Müßigganges durch Christus nicht im mindesten Eintrag tun durfte. Lassen wir uns aus der Mitte jener eine Aufklärung zuteil werden, welche mit freiem Entschluß die Straße des armen Lebens eingeschlagen haben, und wir vernehmen die Worte: „Nicht

[1] Rogge, Der irdische Besitz 27.

nur eure Speisen sollt ihr mit den Armen teilen, sondern verkauft auch euren Besitz, damit ihr mit Geringschätzung aller eurer Dinge nachher mit der Arbeit eurer Hände euch erwerbt, was ihr zum Leben braucht und womit ihr Almosen gebet."[1]

Die Kirchengeschichte liefert zu diesen Worten den Schmuck herrlichster Illustrationen. Die Väter und Vorläufer des klösterlichen Lebens, die heiligen Einsiedler Antonius, Hilarion u. a., verbanden mit der stillen Betrachtung der göttlichen Dinge die Beschäftigung mit Handarbeiten[2]. Ihre Schüler folgten dem Beispiele. „Was taten diese Mönche, die Zönobiten, die Eremiten, die Sarabäiten? Alle ohne Unterschied widmeten sich der Arbeit. ‚Man kennt', sagt Montalembert, ‚die mannigfaltigen unaufhörlichen Arbeiten, welche die Tage der Mönche erfüllten. In den großen Fresken des Camposanto von Pisa, wo einige der Väter christlicher Malerei das Leben der Väter in der Wüste mit so großartigen und reinen Zügen dargestellt haben, da sieht man sie in ihren groben, braunen und schwarzen Gewändern, die Kapuze auf dem Kopfe, manchmal auch den Mantel von Ziegenhaaren über den Schultern, beschäftigt, den Boden umzugraben, die Bäume zu fällen, im Nil zu fischen, die Ziegen zu melken, die Datteln zu sammeln, die ihnen zur Nahrung dienen, und die Matten zu flechten, auf denen sie sterben sollten.'"[3] „Die Tage waren geteilt in Feldarbeit und in Ausübung der verschiedenen Handwerke, besonders in die Fabrikation der Matten, deren Gebrauch in den Ländern des Südens so allgemein geworden ist. Es befanden sich unter den Religiosen auch ganze Familien

---

[1] Glossa ordinaria IV zu Luk. 12, 33.

[2] Hieronymus, Leben des hl. Hilarion 5. J. Mayer, Die christliche Aszese, ihr Wesen und ihre historische Entfaltung 16 20. Ratzinger, Gesch. der christl. Armenpflege 100. Athanasius, Leben und Wandel unseres heiligen Vaters Antonius Kap. 3 (Migne 26, 846). Makarius, Über die Geduld. Zum Kampf des Christentums für die Arbeit vgl. auch Theodoret, Haeret. fab. 4, 11 (Migne 83, 430 f.). Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche I (Paderborn 1907/08) 95 97 ff. 111 197 218.

[3] Sabatier, L'Église et le travail manuel 86. Vgl. Montalembert, Die Mönche des Abendlandes I, deutsch von Brandes (Regensburg 1860) 70.

von Webern und Walkern[1]. Alle Regeln der Patriarchen in der Wüste schrieben die Pflicht der Arbeit vor."[2] „Wenn du in deiner Zelle sitzest", lautet die Regel des hl. Antonius, „so denk beständig an drei Dinge, nämlich an die Arbeit deiner Hände, an die Betrachtung deiner Psalmen und an dein Gebet."[3] Der hl. Makarius[4] fordert, daß jeder Mönch von der zweiten bis zur neunten Stunde bereit sei für seine Arbeit. Der hl. Basilius d. Gr.[5] schreibt den Mönchen die Arbeit als heilige Pflicht vor und geht in der Wertung der Mönchsarbeit so weit, daß er das Fasten nach dem Nahrungsbedürfnisse geregelt wissen will, welches der arbeitsame Verbrauch der Kräfte hervorruft. Von den Mönchen, welche auf dem Tabor in Palästina wohnten und die drei dortselbst gebauten Heiligtümer bedienten, berichtet uns eine armenische Quelle, daß sie neben dem Gebet ihre Zeit der Arbeit weihten[6]. Im Abendland erstand den Mönchen im hl. Augustinus, der die Segnungen rüstiger Hände in Feld und Werkstatt wohl zu schätzen wußte[7], ein ernster Rufer zur Arbeit, als im Mantel der Frömmigkeit die Trägheit in die Reihen derselben sich einschleichen wollte. Mit klarer Entschiedenheit wies er die Mönche auf das Beispiel des Apostels Paulus hin, der gezeigt habe, daß die Diener Gottes arbeiten müssen, und dessen Arbeitsgebote keinerlei Widerspruch gegen die Satzungen des Evangeliums enthielten[8]. Als Leben der Arbeit stellte Hieronymus

---

[1] Vgl. Hieronymus, Vorrede zur Regel des hl. Pachomius § 6 (Migne 23, 64).

[2] Sabatier, L'Église et le travail manuel 87. Vgl. Salvian., De gub. Dei 1, 2 (Migne 53, 32). Hieronymus, Mönchsregel 362. Cassianus, Das Institut der Klöster 2, 3 (Migne 49, 80); vgl. 10, 7 (S. 371 ff.); 10, 21 (S. 386). Athanasius, Leben und Wandel unseres heiligen Vaters Antonius Kap. 3. Vigilius, Mönchsregel (Migne 50, 375).

[3] Reg. LX. Regul. ac. praecep. S. P. n. Antonii ad s. mon. Codex reg. in sex tom. I, 5. Siehe bei Sabatier a. a. O. 88. Vgl. Athanasius a. a. O. 23 44 (Migne 26, 877 908).

[4] Reg. ad. mon. (Migne 34, 968).

[5] Regul. fus. tract. interrog. 37 38 19 (Migne 31, 1009 f. 963 f.).

[6] Elische, Ges. Werke (Venedig 1859; arm.) 237.

[7] Augustinus, Über die Größe der Seele 33, 72 (Migne 32, 1075).

[8] Ders., Die Mönchsarbeit (Migne 40, 527 ff.).

in der Vorrede zu den Regeln des hl. Pachomius das Leben der Mönche dar. Cassian und Martinus reihten sich an die Seite dieser Lehrer, als sie die Mönche in ihren Klöstern versammelten.

In den Frauenklöstern des Abendlandes vor Einführung der Benediktinerregel war die Handarbeit eine regelmäßige Anforderung[1].

Der große Patriarch des Mönchtums im Abendland ist Benedikt von Nursia. Eine Legende, welche der hl. Gregor über ihn erzählt, will seine Bedeutung für die Blüte des Arbeitslebens im Abendland innerhalb und außerhalb der Klostermauern trefflich versinnbilden. Ein Gote, so erzählt sie, welcher in Subiaco Laienbruder geworden war, hatte sein Werkzeug, mit welchem er die Erde bebauen sollte, in einen See fallen lassen. Der Ordensstifter erfuhr dies: wunderbarerweise rief er das Werkzeug aus den Tiefen des Wassers hervor und gab es dem Bruder zurück[2]. Das Heidentum hatte in den See der Genußsucht, des Stolzes und des Ungehorsams die Arbeitsinstrumente versinken sehen. Der Ordensstifter holte sie hervor durch den Geist der Abtötung, der Demut und des Gehorsams, den er dem Abendland durch seinen Orden zurückgab. „Der Müßiggang ist ein Feind der Seele, deshalb müssen die Brüder zu festgesetzten Zeiten sich mit Handarbeit beschäftigen, zu bestimmten Zeiten hinwieder mit der heiligen Lesung. . . . Wenn aber die Not der Gegend oder die Armut es erfordert, daß sie mit dem Sammeln der Früchte sich abgeben, so sollen sie sich nicht betrüben, weil sie dann wahre Mönche sind, wenn sie, wie auch unsere Väter und die Apostel, von der Arbeit ihrer Hände leben.“[3] Der Benediktinerorden hat den Arbeitsgeist seines Vaters voll in sich aufgenommen und ihn ausströmen lassen in die Länder. Aller ausgebildetere Ackerbau des Mittelalters ist vorzugsweise von den Kirchen und Klöstern ausgegangen; wie sie Pflanzschulen der geistigen Bekehrung waren, so auch der wirtschaftlichen Kultur[4]. Von den

[1] Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche I 197.

[2] S. Greg., Dial. 2 (Migne 66, 144).

[3] S. P. Benedicti regula commentata c. 48 (Migne 66, 703); vgl. Heimbucher a. a. O. I 218.

[4] Roscher, System der Volkswirtschaft II (Stuttgart 1885) 375.

irischen Mönchen bemerkt Sommerlad[1]: „Wert und Bedeutung der Arbeit für die Genossenschaft ist ebenso gewürdigt wie die Nutzbarkeit des in rechter Weise erworbenen Vermögens.“ Wir erfahren „auch von Kolumba, daß er im Dienst der Aszese und Mission ein arbeitsreiches Leben geführt hat. Und wenn uns nach seiner Mönchsregel noch ein Zweifel an seiner Grundanschauung verblieben wäre, aus seiner Lebensbeschreibung, die der Mönch Jonas aus dem Kloster Bobbio in den vierziger Jahren des 7. Jahrhunderts verfaßt hat, wüßten wir, wie arbeitsam und opferwillig der irische Mönch in der öden Waldwildnis gewirkt hat. . . . Bis ins kleinste erstreckte sich die arbeitsvolle Tätigkeit der Mönche, hat doch der gewissenhafte und selbstlos häusliche Walarich († um 622) täglich die Raupen gelesen, die die Kohlbeete seines Klostergartens verheerten. Und Kolumba selbst griff helfend und mahnend ein, mitunter mit der dämonischen Kraft des Organisators. . . . Was er von seinen Mönchen forderte, hat der heilige Mann selber nicht unterlassen, und wo es not tat, selber mit Hand angelegt: wir hören, daß er im Walde Holz gefällt hat. . . . Genug der Beweise, daß Arbeitslust und Arbeitsfreudigkeit nicht in dem Kreise der Männer fehlten, die der irische Missionsbote auf das Festland geführt hat.“[2] Gleiches ist von den angelsächsischen Glaubensboten in Deutschland zu sagen. Die spätere Zeit verzeichnet das frische Fortleben des Arbeitsgeistes, wenn auch statt dem Trieb zur Kolonisation nunmehr aszetische Beweggründe in den Vordergrund traten. Wenn die Arbeitsamkeit der Klöster dazu führte, daß die weltlichen Grundherrschaften Mangel an Arbeitskräften fühlten, so spricht das jedenfalls nicht für die Anklage, daß die kirchliche Aszese die Menschen der Arbeit entfremdete. „Die Kirche erscheint im Mittelalter als die Trägerin aller Kultur, von den Klöstern geht alle Bereicherung und Verschönerung des Lebens aus.“[3] Zunächst empfingen diesen Geist jene Ordensgenossenschaften, welche aus dem Benediktinerorden oder

---

[1] Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland I (1900) 194.
[2] Ebd. 209—212.
[3] Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts usw. 8.

im Anschluß an ihn hervorgingen, die Zisterzienser, die Trappisten, die Kartäuser u. a., deren segensreiches Apostolat der Arbeit das Antlitz der Erde verklärte.

Als die Zeit der Entdeckung der Steinkohle gilt gewöhnlich das Jahr 1198. Der Mönch Rainer von St. Jakob in Lüttich gibt das Jahr 1213 an. Gelegentlich des achthundertjährigen Jubiläums der Steinkohle wies nun aber der Bergingenieur Franz Büttgenbach[1] darauf hin, daß der erste Steinkohlenbau Europas bereits 1113 in der Gemeinde Kirchrat am dort gelegenen Kohlberg betrieben worden sei. Und zwar seien es Augustiner-Chorherren gewesen, deren Stift der Kohlberg gehörte, die zuerst auf den brennbaren Erdstoff ein Augenmerk richteten und mit der Ausbeutung desselben begannen. Unter dem Jahr 1113 geben die Annales Rhodenses davon Nachricht.

„Unter den Orden, welche [in Deutschland] in der Bodenkultur großartige Erfolge aufzuweisen haben, ragten neben den Benediktinern im 12. Jahrhundert die Prämonstratenser hervor, im 13. die aus der Schöpfung des hl. Benedikt entstandenen Zisterzienser. ‚Auf den Ackerbau, den Gott geschaffen und angeordnet hat, wenden wir unsern Fleiß‘, heißt es in der Schrift eines Zisterziensermönches. ‚Wir, die Mönche und die Konversen, unsere Brüder, samt den Tagelöhnern arbeiten gemeinsam, ein jeder so gut er es vermag, und so leben wir alle von unserer Arbeit.‘[2] Auch die Äbte waren verpflichtet, teilzunehmen an den Mühen des Feldbaues. Während des Dienstes herrschte Stillschweigen; man pflegte sich durch Zeichensprache zu verständigen. So war die beste Ausnützung der Zeit gesichert."[3] Der Zisterzienserorden, welcher seine Klöster vorzugsweise in den Tälern anlegte, ergänzte mit seiner Tätigkeit den Benediktinerorden, der für seine Niederlassungen mit Vorliebe die ragenden Höhen der Berge aufsuchte[4]. Aus der gemeinsamen Wirksamkeit ging die

---

[1] Europas erster Steinkohlenbergbau (Aachen 1898).

[2] Dolberg, Zisterziensermönche 223.

[3] Michael, Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrh. bis zum Mittelalter I² 10 f.

[4] Vgl. S. Bernhardi opera II (1845) 166 275; I, 811 962, wo der hl. Bernhard vom Mönch Handarbeit, Abgeschlossenheit und Armut verlangt.

Kultivierung des ganzen Landes hervor. Aber diese Arbeitstätigkeit beschränkte sich nicht auf den Ackerbau. Jene Industrie — um hier von der emsigen Tätigkeit der Mönche für die Verbreitung der Literatur durch die Arbeit des Bücherabschreibens zu schweigen[1] —, welche zunächst der Förderung des Ackerbaues dient oder die bessere Benutzung der Produktion ermöglicht, jene, welche den Gewinn emsigen Landbaues der Verschönerung des menschlichen Lebens zuführte hielt mit den Klöstern den Einzug in die Länder. Auch im Handwerk wurden die Mönche der Klöster die Lehrer des Volkes[2]. Der dritte Orden des hl. Franziskus war ursprünglich als eine Vereinigung im arbeitenden Volk gedacht. Eine Arbeitsgemeinschaft war die Gesellschaft der armen Brüder Schuster und Schneider[3]. „Das Kloster der Hieronymiten in Spanien enthielt in seinem Umfange mehrere Gewerbe."[4] Die bedeutendsten Orden der Kirche — es sei auch der Karmeliter noch Erwähnung getan — haben das Wort Arbeit und Handarbeit auf ihre Fahnen geschrieben. Selbst Nathusius[5] gesteht: „Eine glänzende Entfaltung des christlich-sozialen Geistes erblicken wir ferner im Mittelalter, wo sich die Idee der christlichen Gemeinde der Brüderlichkeit des himmlischen Sinnes und der treuen, fleißigen Berufsarbeit in die Klöster rettete. Was dort die Mönche durch Jahrhunderte hin geleistet haben in der Erziehung der Völker durch Arbeit, derjenigen Völker, die Träger der modernen Kultur werden sollten, das ist mit leuchtenden Buchstaben in die Geschichte eingegraben." So sehr blieb der Ordensgeist in der katholischen Kirche ein Geist der Arbeit, daß noch in neuester Zeit mehrere Kongregationen entstanden, welche die Hingabe an die Interessen des arbeitenden Volkes sich zur Aufgabe machen[6].

---

[1] Vgl. hierüber Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter (Leipzig 1896) 448.

[2] Siehe Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes I[19 u. 20] 398 f.

[3] Chateaubriand, Geist des Christentums II 451 f. [4] Ebd.

[5] Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der soz. Frage (Leipzig 1897[2]) 358; s. Walter, Sozialpolitik und Moral (Freiburg 1899) 317.

[6] Siehe Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche II[2] 354 422. Dazu die Arbeitervereine, sogar in den Missionen; s. Kath. Missionen 1899 S. 36.

Welch bedeutende Tätigkeit auf dem Boden einiger Handwerke die Franziskaner im St. Salvatorkloster zu Jerusalem entfalten, ist jedem Pilger bekannt. Das ist der Geist, der schon in der „Nachfolge Christi" dem Mönch sagt: „Zum Dienen bist du gekommen, nicht zum Befehlen; zum Leiden und Arbeiten bist du berufen, nicht aber zum Müßiggehen und Plaudern"[1], und den Vätern in der Wüste nachrühmt: „Den Tag über arbeiteten sie, und die Nacht lagen sie dem Gebete ob, wiewohl sie auch bei ihrer Arbeit vom inneren Gebete nicht abließen."[2]

Die Humiliatenmönche (vom 12. bis 16. Jahrhundert) machten sich verdient durch die Unterhaltung von Arbeitergenossenschaften[3]. Ähnlich wirkten in neuerer Zeit die Arbeiterkolonien, welche von der Genossenschaft der Brüder des hl. Franziskus gegründet wurden[4]. Veredlung der Arbeit und Schätzung derselben liegen dem „Institut der frommen Arbeiter[5] vom hl. Calasanctius" (gestiftet zu Wien 1889, vom Priester Anton Maria Schwartz) und dem Institut der Aumôniers du travail (gestiftet von Bischof Doutreloux von Lüttich 1895) zugrunde[6]. Beide gelten der Seelsorge der Arbeiter. Mit ihnen sind die „Brüder vom hl. Vinzenz von Paul" zu nennen. Glänzende Leistungen der Arbeitsenergie auf dem Boden des christlichen Mönchtums gelang es den Trappisten unter Abt Franz Pfanner zu Banjaluka in Bosnien und in Natal zutage zu fördern[7]. Zu erwähnen ist hier auch die Einrichtung landwirtschaftlicher Schulen Bresignores in Brescia unter Förderung des Bischofs von Cremona.

In einem Kranze tragen sie die Palme der Armut und der Tat. Das Leben religiöser Beschauung im Geiste der Abtötung und im Stande der Besitzlosigkeit verbannt aus den eigenen Kreisen seiner Jünger die Arbeit nicht. Viel weniger kann es einen lähmenden Einfluß auf die Arbeit anderer üben. Das Gegenteil ist die natürliche Folge. Die Blüte des Handwerks wie die der Landwirtschaft im katholischen Mittelalter, welche mit dem Aufblühen der Orden

[1] Thomas a Kempis, Nachfolge Christi 1, 17, 3. [2] Ebd. 1, 18, 2.
[3] Heimbucher a. a. O. I² 263. [4] Ebd. II² 501.
[5] Ebd. 523. [6] Ebd. 525 [7] Ebd. 466.

gleichzeitig ist, bezeugt das mit Nachdruck[1]. Wenn das christliche Volk bei denjenigen, welche in den Stand besondern Strebens nach Vollkommenheit eingetreten sind, sieht, daß das Kreuz der Arbeit in Verbindung mit dem Gebet und dem sittlichen Tugendstreben die Hoffnungen jener begründet, welche, um Gottes Seligkeit zu finden, die Welt verlassen haben, so muß es die Arbeit mit um so freudigerem Gemüte erfassen, je mehr der Ansporn des Gewinnes es ihm noch erleichtert, sein Joch zu tragen. Auch der naturgemäßen Bildung von Besitz ist die Kirche nie entgegengetreten, sofern er im Geiste Christi Verwendung fand und das Heil der Seele nicht gefährdete, wie Psalm 61, 11 und 1 Kor. 7, 31 das Verhältnis zum Besitze regelt. Der Arbeitstrieb des Besitzes wurde von der Kirche nicht gebrochen. Die Befolgung des Rates der Armut im klösterlichen Stande drückt die Arbeit nicht zur Beschäftigung der Bürger zweiter und dritter Klasse im Reiche Christi nieder, um die Einwände der Gegner in diese Form zu kleiden, sie profanisiert die irdische Berufsarbeit des Christen nicht, sondern sie besiegelt durch ihre Verbindung mit der Arbeit eben den hohen Rang der irdischen Berufsarbeit, ein Werk im Dienste Gottes zu sein, dessen höhere Frucht die Hoffnung auf das Leben ist.

Wie viele Tausende von christlichen Frauen haben mit neuer Lust und Liebe das Joch der Arbeit über sich genommen, wenn sie der Heiligen der katholischen Kirche und ihrer Arbeit gedachten! Sieghaft muß die Gestalt einer hl. Elisabeth von Thüringen die Herzen zur Arbeit leiten beim Gedanken, wie die königliche Frau das Brot der Arbeit aß[2]. Ihr zu Seite stehen die hl. Notburga, die hl. Zita, der hl. Wendelin, der hl. Isidor, der selige Markgraf Hermann von Baden.

Die Kirche blieb nicht dabei stehen, für das Arbeitsleben lichte Vorbilder im Mönchtum zu stellen, sondern suchte die Arbeit aller ihrer Glieder in das Heiligtum religiöser Weihe einzuführen. Wie zu den Zeiten Augustins Mailand und Rom Geistliche[3] an der

---

[1] Siehe Michael, Geschichte des deutschen Volkes ꝛc. I[2] 144 ff.

[2] Siehe Montalembert-Städtler, Leben der hl. Elisabeth von Ungarn[2] (Einsiedeln 1883) 133.

[3] Sabatier, L'Église et le travail manuel 53.

Spitze von Arbeitervereinigungen sahen, so schuf der katholische Geist des Mittelalters die religiösen Bruderschaften der Arbeiter. Der Mensch, so sagte man sich, soll arbeiten um der Ehre Gottes willen, der es geboten hat, und um den Segen des Fleißes zu haben, der in der Seele liegt. „Aus der Auffassung der Arbeit als eines frommen Werkes, als einer notwendigen Begleiterin des Gebetes, als der Grundlage eines geregelten Lebens erwuchs jene innige Verbindung der Religion und der Werkstatt, welche die einfältig frommen Künstler der Zeit dadurch zu versinnbilden suchten, daß sie die Heiligen mit dem einen oder dem andern Werkzeug ihres Handwerkes, oder bei der Arbeit selbst, darstellten. Aus der Verbindung der Arbeit mit der Religion und der Kirche erhielt jede Zunft das Gepräge einer religiösen Körperschaft. Jede hatte ihren besondern Schutzheiligen."[1] Man konnte die Arbeit nicht ohne Religion, die Religion aber auch nicht ohne Arbeit denken. Religiosität und Arbeitsamkeit waren auch bei den Laien innigst miteinander verschlungen. Was eine Religion weiht, schätzt sie auch und will es geschätzt wissen. Nun weiht aber die katholische Religion die Werkzeuge der Arbeit, die Erzeugnisse der Arbeit, die Arbeitsstätten und Arbeitszeiten. Die heiligste Handlung der katholischen Religion, das heilige Meßopfer, stellt die Kirche in den Dienst der Arbeit als festliche Weihe und Fürbitte. Sie begleitet mit dem Wettersegen den Landmann auf sein Feld und bittet um den Himmelssegen für den Arbeiter in der Werkstätte mit ihren Weihungen.

Indem die Apostel der Arbeit mit ihren Mühen das Leben der Armut verbanden, bahnten sie jener Auffassung der Arbeit in den Geistern weite Bahn, welche in derselben nicht nur das unentbehrliche Mittel materiellen Erwerbes, sondern vor allem eine sittliche Tat, die Erfüllung der Pflichten sieht, welche die gegebene Kraft der menschlichen Persönlichkeit auferlegt. Damit stehen sie ganz auf dem Boden der hohen und völkerbeglückenden Ideenwelt des Neuen Testamentes. „Das Neue Testament hebt mit besondern Kraftworten die Verderbnis des einseitigen materiellen Erwerbes hervor und

---

[1] Vgl. Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes I[19u.20] 405.

ergänzt hier das Alte, welches uns den Segen des Erwerbes vor Augen hält. So ergänzt auch das Neue Testament die Weisheit einer echten Wirtschaftspolitik, es befehdet sie nicht. Es zeigt, daß nicht Gewinn und Lohn, sondern die sittliche Kraft des Ringens in der Arbeit das Menschenwürdigste sei." [1]

„Wer nur suchet Geld und Reichtum zu scharren mit seiner Arbeit, der handelt schlecht, und seine Arbeit ist Wucher", sprach das katholische Mittelalter[2], und zeigte damit, daß es sein Arbeitsleben auf den Boden des Neuen Testamentes gestellt hatte.

Seit dem Eintritt der materialistischen Auffassung der Arbeit bahnt sich der Fortschritt seine Straße mit einem Aufgebot von Schmerz und Not, durch einen heißen Kampf der Menschen gegen Menschen, auf Kosten eben seiner Bahnbrecher. „Ist das zügellose Hasten und Raffen der letzten Jahrhunderte nach Steigerung der materiellen Wohlfahrt, sub specie aeternitatis betrachtet, vielleicht nichts denn eine grandiose Verirrung der westeuropäischen Kulturmenschheit?" fragt bei diesem Anblick auch der moderne Nationalökonom[3]. Welch ein Frühling sozialen Heils müßte die Menschheit beglücken, wenn nach dem Vorbild der in Armut und Arbeit sterbenden Mönche des Mittelalters statt des materialistischen Gesichtspunktes des Geldgewinnes der sittliche, christliche des Erfolges, der Auswirkung sittlicher Energie der Antrieb der Arbeit würde! Welche Stimmung der Zufriedenheit müßte dem Arbeiter seine Last versüßen, wenn unten und oben der sittliche Zweck der Arbeit in den Zielpunkt des Strebens gerückt würde!

Doch haben wir nicht bei Beurteilung der Stellung, welche die katholische Kirche durch ihre Ordensinstitute gegenüber der Arbeit zum Ausdruck bringt, eine Tatsache von entscheidender Bedeutung außer acht gelassen? Noch haben wir nicht von den Bettelorden gesprochen, welche die katholische Kirche zu ihren Instituten zählt. Diese gerade sind hauptsächlich der Grund, die Arbeitswertung der

---

[1] Riehl, Die deutsche Arbeit 196.

[2] Siehe Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes I [19 u. 20] 405.

[3] Herkner, Arbeiterfrage 138.

katholischen Kirche zu verdächtigen. Weist man mit Recht darauf hin, daß die Verpflichtung des den besondern Stand des vollkommenen Lebens repräsentierenden Mönchtums zur Arbeit die Arbeit adle, warum soll es verboten sein, in der Gründung der Bettelorden eine Idealisierung des in Müßiggang auf Kosten der Nächsten lebenden Bettlertums zu sehen?

Es liegt im Interesse des Wohles der Menschheit, daß die Aufgaben des Lebens auf die vorhandenen Kräfte angemessen verteilt werden. Die Aufgaben der Menschheit sind mannigfaltig. Die Kräfte des einzelnen sind beschränkt. Deshalb ist es für die Gesellschaft nicht förderlich, daß alle alles angreifen. Ihr ist am besten gedient, wenn jeder die ihm zuteil gewordenen Fähigkeiten auf dem entsprechenden Gebiete getreu verwendet. Deshalb kann darin kein Widerspruch gegen irgendeine Obliegenheit der menschlichen Gesellschaft gefunden werden, wenn einzelne Kräfte von ihrer Erfüllung absehen, um sich ungeteilt andern, für die Menschheit nötigen Berufsarten zu widmen, oder wenn nach Maßgabe der Zeitverhältnisse die Kultivierung einzelner Zweige menschlicher Berufstätigkeit besonders nötig scheint und betrieben wird. Dies gilt nicht nur für die einzelnen Gebiete der materiellen Arbeit, sondern auch für die geistige Arbeit im Gegensatz zur ersteren und für ihre einzelnen Zweige. Deshalb kann man wegen des Daseins von Institutionen in der Kirche, welche lediglich dem Bedürfnis nach Teilung der gesellschaftlichen Aufgaben dienen [1], wie sie auch in den Kreisen der in der Welt Lebenden geübt wird und werden muß, nicht den Vorwurf erheben, daß sie die Arbeit zurücksetze, weil dieselben nicht gerade der Erwerbstätigkeit geweiht sind oder sie ausschließen. Bleibt es denn nicht mehr wahr, daß die Kirche durch die Vorschrift der Handarbeit in den ältesten und strengsten Orden dieselbe zum Mittel der größten Vollkommenheit erhebt, wenn sie andern Orden gemäß den Bedürfnissen der christlichen Gesellschaft eine andere Aufgabe als die Handarbeit zuweist? Eine objektive Würdigung der Sachlage muß solche Vorwürfe als durchaus ungerechtfertigt zurückweisen.

---

[1] Vgl. S. Thom., S. th. 2, 2, q. 187, a. 3 ad 1.

Überdies ist es ja Tatsache, daß auch die sog. Bettelorden der katholischen Kirche die Arbeit nicht ausschließen, sondern vielmehr ihre Mitglieder mit Nachdruck dazu verpflichten. Es darf hier wohl an ein Wort Harnacks[1] erinnert werden: „Die Reformation hat das Mönchtum abgetan und abtun müssen. . . . Aber es trat nun etwas ein, was Luther so nicht vorausgesehen und gewollt hat — das Mönchtum, wie es evangelisch denkbar und notwendig ist, verschwand überhaupt. Eine jede Gemeinschaft aber braucht Persönlichkeiten, die ausschließlich ihrem Zwecke leben; so braucht auch die Kirche Freiwillige, die jeden andern Beruf fahren lassen, auf die Welt verzichten und sich ganz dem Dienst des Nächsten widmen, nicht weil dieser Beruf ‚ein höherer' ist, sondern weil er notwendig ist, und weil aus einer lebendigen Kirche auch dieser Antrieb hervorgehen muß."

Das Testament des hl. Franziskus von Assisi verkündet es laut, wie sehr er selbst die Arbeit schätzte, wie sehr er von seinen Jüngern forderte, daß sie der Arbeit mit Liebe zugetan seien: „Ich arbeite", so lauten die Worte des Heiligen, „mit meinen Händen; und ich will die Arbeit und will entschieden, daß alle meine Brüder arbeiten auf ehrbarem Arbeitsgebiete. Diejenigen, welche nicht zu arbeiten verstehen, sollen es lernen, nicht aus Begierde nach Arbeitslohn, sondern um des guten Beispiels willen und zur Vermeidung des Müßiggangs. Und wenn uns kein Arbeitslohn zuteil wird, dann nehmen wir unsere Zuflucht zum Tische des Herrn, indem wir von Türe zu Türe Almosen erbitten."[2]

„Diejenigen Brüder, welchen Gott Kräfte zum Arbeiten gegeben hat, sollen in Treue und Frömmigkeit arbeiten und den Müßiggang verbannen, damit der Geist des Gebetes und der Andacht, dem alles Irdische unterworfen sein muß, nicht erlösche. Zum Lohne für ihre Arbeit können sie sich Dinge, die zur Lebensnotdurft gehören, geben lassen, nur kein Geld, so wie es sich für Knechte Gottes und

---

[1] Das Wesen des Christentums. 16. Vorl. (Leipzig 1900) 180 f.

[2] Reg. S. P. n. Francisci, Opuscula. B. P. Francisci Ass., ed. Wadding (Neapel 1865) 102.

Eiferer in der heiligen Armut geziemt." [1] So lautet die fünfte Regel des Heiligen.

Von einer gegensätzlichen Stellung des Franziskanerordens zur Arbeit kann also keine Rede sein. Allerdings trat die körperliche Arbeit bei ihnen nicht in dem Grade hervor wie bei den Benediktinern, sondern die seelsorgerliche Arbeit beschäftigte sie in erster Linie. Predigt und Verwaltung des Bußsakramentes nahmen den größten Teil der Arbeitskräfte in Anspruch, und es war nicht müßiger Bettel, wenn sie nachher auf dem Wege des Almosens ihren Unterhalt suchten, sondern nur ein System bescheidener Entlohnung geleisteter Dienste, angepaßt der Naturalwirtschaft jener Zeit. Es ward diese Art gewählt, um die seelsorgerlichen Dienste möglichst weiten Kreisen zukommen zu lassen. In diesem Sinne bemerkt der große Theologe des Ordens, der Doctor seraphicus, auf die Frage: Warum arbeitet ihr nicht mit euern Händen, um den Lebensunterhalt zu gewinnen und um nicht durch Almosenheischen beschwerlich zu fallen? folgendes: „Wenn wir rein von der Handarbeit leben müßten, dann würde uns diese Aufgabe derart schwer belasten, daß wir den Vorteilen anderer uns nicht widmen, noch frei den Gottesdienst feiern und dem Gebete ungehindert obliegen könnten. Wenn nämlich dann ein Bruder in den Beichtstuhl oder auf die Kanzel gerufen würde, dann müßte er antworten: Ich habe heute noch nicht vollendet, was ich zur Gewinnung des Lebensunterhaltes leisten muß; und jener, für den ich arbeite, wird mir meinen Lohn nicht geben, bevor ich zu Ende bin, deshalb kann ich nicht kommen. So aber arbeiten alle, mit Ausnahme der Kranken; die einen in der Wissenschaft, um die Gläubigen zu belehren, die andern im Dienste und Lobe Gottes, andere beim Sammeln der Almosen für den gemeinsamen Unterhalt, noch andere im häuslichen Dienste, und so bleibt keiner straflos müßig." [2] Er verteidigt das Almosennehmen

---

[1] Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche I² 285.

[2] S. Bonav., Quaestio 2 circa regulam, bei Sabatier, L'Église et le travail manuel 108. Vgl. Quaest. disp. 2, a. 2, 9 (Opp. omn., ed. cit. V, 145 155 161): „Die körperliche Arbeit ist also zu loben und anzuraten, doch so, daß der Eifer des Gebetes, die Fruchtbarkeit der Predigt und die klösterliche Zucht

seiner Ordensbrüder, aber es ist bezeichnend, daß er weder auf die christliche Nächstenliebe noch auf die Billigung seines Ordens durch die Kirche sich berief, sondern einzig und allein auf die Arbeit im Dienste des Gemeinwohles sich stützte. So anerkannte er mit ganz paulinischem Gedankengang die Notwendigkeit und Pflicht der Arbeit.

So wenig der Franziskanerorden der Arbeit Abtrag tun wollte, ebensowenig hegten die Begründer des Dominikanerordens eine solche Absicht. Von dem Arbeitsfeld desselben ist allerdings die Handarbeit ausgeschlossen[1]. Diese Anordnung entsprang aber keineswegs einer prinzipiellen Geringschätzung der Arbeit. Ist der Orden auch ein Bettelorden — dem übrigens seit Martin V. der Erwerb liegender Güter gestattet ist —, so wurde doch die angestrengteste Übung der Kräfte in geistiger Arbeit für das Wohl der Mitmenschen die erste Obliegenheit seiner Mitglieder. Thomas von Aquin weist zwar den Versuch zurück, auf Grund der oben angeführten Stelle der Glossa ordinaria die Verpflichtung zur Handarbeit auf alle Religiosen auszudehnen. Aber er findet die Ausnahme nur statthaft, wenn der volle Zweck der darin gebotenen Handarbeit durch andere sittlich erlaubte Mittel erreicht wird[2]. Läßt schon diese Begründung einer Ausnahme erkennen, daß er den hohen Wert der Arbeit im allgemeinen wohl zu schätzen wußte und bei aller Berücksichtigung besonderer Standesverhältnisse nicht im mindesten an der Arbeitspflicht schlechthin zu rütteln gedachte, so muß seine in derselben Abhandlung gegebene Erklärung, daß ein jeder Mensch zur Arbeit berufen ist und in geistiger oder körperlicher Tätigkeit diesen Beruf zu erfüllen hat, jeden Zweifel an einer gerechten Arbeitswürdigung verscheuchen[3]. Nicht minder dient dazu gerade seine

---

nicht Schaden leidet" (S. 145). Vgl. Comm. in Luc. c. 8 10, Opp. omn. ed. cit. VII, 190 208 256 257; Comm. in Prov. c. 12, a. a. O. VI, 14.

[1] Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche I² 548.

[2] S. th. 2, 2, q. 187, a. 3.

[3] Ebd. a. 3 ad 1: Das Gebot, das vom Apostel (1 Theſſ. Kap. 4) vorgestellt wird, ist ein Naturgebot. Daher sagt zur Stelle 2 Theſſ. Kap. 3: „Entziehet euch jedem Bruder, der unordentlich wandelt", die Glosse: „anders

Begründung für das Almosennehmen der Religiosen. „Das ist nicht unpassend", so schreibt er, „daß derjenige, welcher sein Besitztum verlassen hat, um dem Wohle der Allgemeinheit zu dienen, aus dem seinen Unterhalt beziehe, was von andern gegeben wird. Würde das nicht geschehen, so könnte die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Würde nämlich jeglicher nur für seine eigenen Angelegenheiten Sorge tragen, so wäre niemand, welcher dem gemeinen Nutzen diente. Darum ist es für die Gesellschaft der Guten von größtem Vorteil, daß jene, welche unter Hintansetzung ihrer eigenen Geschäfte dem Wohle der Gesamtheit dienen, auch von denen unterhalten werden, deren Bestem sie sich weihen. Deshalb leben die Soldaten von der Bezahlung durch andere, und für die Leiter des Staatswesens wird aus allgemeinen Mitteln gesorgt. Diejenigen nun, welche den Stand der freiwilligen Armut wählen, um Christus nachzufolgen, verzichten deshalb auf ihr Eigentum, um der Wohlfahrt aller zu dienen, indem sie durch Wissen, Unterricht und Beispiel das Volk aufklären oder durch Gebete und Fürbitte es fördern." [1]

als die Ordnung der Natur erfordert". Sie spricht aber von denen, welche von der Handarbeit abließen; daher hat die Natur dem Menschen statt der Waffen und der Bekleidung, die sie den andern Lebewesen zukommen ließ, die Hände gegeben, damit sie nämlich durch die Hände dies und alles andere Nötige sich verschaffen. Daraus folgt, daß gemeinhin an dieses Gebot gebunden sind sowohl die Ordensleute als die Weltleute wie an die andern Gebote des Naturgesetzes. Jedoch sündigen diejenigen nicht, die nicht Handarbeit treiben, weil an jene Gebote des Naturgesetzes, welche sich aufs Gemeinwohl beziehen, die einzelnen nicht gebunden sind. Sondern es genügt, daß einer dieser Pflicht sich hingibt und der andere einer andern, d. h. daß einzelne Handwerker sind, andere Landarbeiter, andere Richter, andere Gelehrte usw. gemäß dem Worte des Apostels 1 Kor. 12, 17: „Wenn aber der ganze Leib Auge ist, wo ist das Gehör? Und wenn der ganze Gehör, wo ist der Geruch" usw.? (vgl. hierzu Maurenbrecher, Thomas von Aquins Stellung zum Wirtschaftsleben seiner Zeit [Leipzig 1898] 65 f.); vgl. auch Thomas von Chantimpré, Bonum universale de apibus, bei Kaufmann, Vereinsheft der Görres-Gesellsch. I (1899) S. 22, Nr. 15, S. 23 Nr. 7 u. 9 u. S. 77.

[1] S. Thom., S. contra gent. 3, 136; vgl. Hilgenreiner, Die Erwerbsarbeit in den Werken des hl. Thomas von Aquin (siehe Katholik 1901, 81. Jahrg. I 62—87 u. II 51 ff. 139 ff.). Man vergleiche dazu noch die Kap. 3 b,

Wiederum ist es die Arbeit für das allgemeine Wohl, mit welcher der Aquinate in großer Bescheidenheit den Anspruch auf Almosen begründet. Wiederum schauen wir jenen hohen Flug der christlich-sittlichen Anschauung, die beim vollen Bewußtsein und bei der vollen Anerkennung der Arbeitspflicht nicht um des Lohnes willen, sondern für den höheren Erfolg die Kräfte in das Joch des Menschendienstes und Gottesdienstes spannt. Das Ansehen dieser Bettelorden in der Kirche ist weit davon entfernt, das Betteln schlechtweg zu beschönigen. Jenes Fordern und Empfangen von Unterstützungen seitens solcher, die sich durch keine Rechtspflicht zum Geben verbunden wissen, wird durch das Ansehen dieser Orden dem wahrhaft Notleidenden allerdings erleichtert. Der arbeitsscheue Tagedieb aber kann seine verwerfliche Trägheit mit Grundsätzen dieser kirchlichen Vereinigungen nicht decken. Geht der Angriff vollends so weit, daß er sagt, das Betteln und Vagabundieren sei erst durch das Christentum in die Welt gekommen, so ist zufragen, woher denn die alten Griechen und

---

Anm. 3 angeführte Stelle, welche die Arbeit aus göttlicher Einrichtung herleitet. Über die moralische Qualität des Bettels spricht sich dieser heilige Kirchenlehrer S. th. 2, 2, q. 187, a. 5 c. folgendermaßen aus: Zum Betteln kann man aus zwei Gründen angetrieben werden, einmal von der Begierde, Reichtum zu besitzen, oder Lebensunterhalt in Muße, und ein solches Betteln ist unerlaubt; oder aus Notwendigkeits- oder Nützlichkeitsgründen; aus Notwendigkeitsgründen, wenn jemand zum Beispiel anderswie nicht erhalten kann, wovon er leben soll; aus Nützlichkeitsgründen, wenn jemand etwas Nützliches zustandebringen will, was er ohne Almosen der Gläubigen nicht durchführen kann, z. B. wenn man um Almosen bittet zum Bau einer Brücke oder einer Kirche oder irgendwelcher anderer Werke, welche zum gemeinen Nutzen dienen. Auch das Betteln der Scholaren gehört hierher, wenn es in der Absicht geschieht, die Möglichkeit zum Studium der Wissenschaft so zu bekommen. In dieser Weise ist das Betteln erlaubt, sowohl den Weltleuten als auch den Ordensleuten. Danach ist der Satz Roschers (System der Armenpflege und Armenpolitik 12): Wo es angesehene Bettelorden gibt, da kann das Betteln nicht als schimpflich gelten, zu kritisieren. Vgl. S. Bonav., Quaest. disp. 2, a. 2 (Opp. omn., ed. cit. V, 140). Da der Bettel in der mittelalterlichen Kirche als Strafe auferlegt (s. Il Sacerdote sanctificato [Rom 1883], die angehängten Bußkanones S. 397), derselbe auch als Übung der Demut auferlegt wird, kann man umgekehrt sagen: Wo der Bettel als Demütigung und als Strafe behandelt wird, kann er an und für sich nicht als löblich gelten.

Lateiner die Worte für Betteln und Bettler haben, desgleichen die alten Hebräer. Dann aber ist die Frage zu stellen, ob denn die Gebundenheit in Leibeigenschaft und Sklaverei, die allerdings dem Vagabundenbettel entgegenarbeiten konnte, besser sei als die Freiheit eines Christenmenschen, auch wenn sie gelegentlich zum Betteln mißbraucht wird.

Indem die katholische Kirche diesen Orden ihre Gutheißung erteilte, wich sie um keinen Schritt von dem durch Christus sanktionierten Gesetz der Arbeit ab. Je edler vielmehr die Arbeitsmotive waren, welche diese Religiosen zu ihrem Wirken bewogen, je unscheinbarer der materielle Entgelt, desto reiner tritt uns die geistig erhabene Auffassung der Arbeit in der Moral der katholischen Kirche entgegen. Sie tastet das Recht auf Lohn nicht an, das der Herr selbst festgesetzt hat. Höher aber wertet sie auch im Arbeitsleben den hohen, edlen Geist der Liebe, das heilige Schaffensprinzip der Vollkommenen. Und dieses Schaffen im Geiste der Liebe, das nennt sie das höhere und bessere; nicht nach der materiellen Seite unterscheidet sie dabei das Wirken der Menschen.

Jene Zeiten und Verhältnisse, wo der Trieb nach Reichtum einseitig die Arbeit und die Gesellschaft überhaupt beherrscht, haben noch jedesmal sehnsüchtig nach der Wiedergeburt dieses Geistes der Liebe verlangt. „Daß die Menschheit nicht auf Gold sich gründen und nicht mit Silber sich zusammenhalten kann, sondern daß der Glaube an die ewigen Güter ihr Grund und daß die Liebe zum Bruder ihr Kitt ist, das geht als zukunftsfrohes Licht den Herzen eben aus der Nacht einer in Reichtum und Armut vertierten Zeit der Selbstsucht auf.“ Mit diesen Worten bringt ein protestantischer Charitologe[1] die Erfahrungen der Menschengeschichte über die Wirkungen der Geldsucht und Liebe zum Ausdruck. Und wir gehen nicht fehl, wenn wir den Standpunkt der katholischen Kirche, den die Erfahrungen der Geschichte billigen, auf die ewige Wahrheit zurückführen, die im Apostelworte niedergelegt ist: „Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes.“[2] Liebe im Leben der Arbeit ist zugleich

---

[1] Merz, Armut und Christentum 4. [2] Röm. 13, 10.

Gerechtigkeit und Treue, das Heil für Arbeitgeber, Arbeiter und die Arbeit selbst.

Die katholische Moral will nichts anderes, als daß mit dem Aufblühen des natürlichen Arbeitsgedeihens an die Stelle der materialistischen Auffassung der Arbeit in den Herzen die religiös-sittliche trete. Alle ehrliche Arbeit auf Erden, so lehrt die Kirche, ist gut und löblich, aber die im Dienste Gottes und des Nächsten, im Geiste der übernatürlichen Liebe verrichtete Arbeit ist die bessere, besser als die vom Eigennutz und Erdensinn befohlene, geleitete und ausgenützte. Die Arbeit wird um so edler, um so heiliger, je mehr sie von der Knechtschaft der Selbstsucht sich ledig macht und dem Gemeinwohle nachstrebt, eingedenk der Mahnung des hl. Paulus, „daß nicht jeder auf das Seinige sehe, sondern auf das, was der andern ist“[1]. Die Übung der menschlichen Kräfte ist um so besser, je mehr sie die Seele ihrem Ziele, der Vereinigung mit Gott, entgegenführt.

Nicht erst die Reformation hat die Erkenntnis gebracht, daß zur christlichen Vollkommenheit auch die Erfüllung des irdischen Berufes gehöre, wie man ihr nachrühmen möchte[2]; die katholische Kirche hat von Anfang an in der irdischen Arbeit der verschiedensten Art — die Sünde ausgenommen — ein Feld gesehen, die Vollkommenheit zu wirken — Zeugen sind ihre Heiligen aus allen Ständen —, nur hütete sie sich, die Krone der Vollkommenheit der allein oder in erster Linie erdhaften Motiven entsprossenen Arbeit aufzudrücken. Kein Besonnener, vor allem kein Christ, wird das tadeln. Die geistige Vereinigung mit Gott muß die Arbeit heiligen, auf diese muß letztere abzielen. Diese Vereinigung muß Luft und Licht der

---

[1] Phil. 2, 4.

[2] Uhlhorn, Die Arbeit im Lichte des Evangeliums 27. Ziegler, Gesch. der christl. Ethik 449 454. Man vergleiche dagegen Luthers eigene Urteile bei Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes III[19 u. 20] 67 ff. „In England war nach Döllinger die Reformation ein Triumph der Reichen über die Armen, des Geldes über das Recht der Arbeit (Kirche und Kirchen 20; bei Schanz, Apologie III 527). Dazu ebenda über Dänemark, Schweiz ꝛc.

Seele bleiben, an und für sich die höchste Seelentat. Je mehr die Arbeit — und die intensivste Anspannung der natürlichen Tatkraft ist davon nicht ausgeschlossen — dieses Geistes voll ist, desto mehr ist sie christenwürdig, desto näher der Vollkommenheit. Nicht die Flucht der Weltgeschäfte als solche macht nach der katholischen Anschauung das Ordensleben vorzüglicher als das Weltleben, sondern der ideale, religiöse Sinn, der in diesem Verzichte sich ausspricht und gefördert wird[1]. Wenn die religiös verklärte Arbeit vorzugsweise im Ordensstande geübt wird, so ist sie doch nicht ausschließlich an ihn gebunden. Der hl. Thomas von Aquin und mit ihm der seraphische Lehrer Bonaventura spricht die Anschauung aus, daß an sich jener Beruf der vollkommenste wäre, welcher das weltliche Berufsleben mit der höchsten Gottinnigkeit verbinden würde[2]. Das weltliche Arbeitsleben ist demgemäß in der katholischen, im Mittelalter ausgesprochenen Auffassung nicht ausgeschlossen vom Ringen nach Vollkommenheit und Erlangen der Vollkommenheit in der Verklärung religiöser Weihe. Wir drücken nur eine urkatholische Ansicht aus, die den Erlösungsfrieden und Erlösungssegen über die mühselige Menschheit gebracht hatte, lange ehe die Glaubenspaltung des 16. Jahrhunderts ihren Einfluß übte, wenn wir sagen: In jedem Berufe und jedem Stande kann der Christ seiner Arbeit diese Weihe erteilen. Auch hier gilt das Wort: Der Geist ist es, der lebendig macht. Jesus Christus hat die Arbeit geübt, gelehrt und geheiligt. Die katholische Kirche ist durch die Jahrhunderte die treue Bewahrerin seines Geistes geblieben.

10. Schluß.

Die Gegner des Christentums hatten eine scharfe Waffe zur Hand genommen, als sie die Lehre Jesu zu einer arbeitsfeindlichen Predigt des trägen Nichtstuns zu stempeln suchten. Die katholische

---

[1] S. Thom., S. th. 2. 2, q. 184, a. 3; q. 186, a. 2.

[2] Ebd. 2, 2, q. 186, a. 4 ad 2. Vgl. Mausbach, Christentum und Weltmoral (Münster 1897) 49; S. Bonav., Quaest. disp. a. 2, 9 (V 145); H. Pesch, Die soziale Befähigung der Kirche (Berlin 1890) bes. S. 254.

Kirche hat in vielen Leiden empfunden, wie sehr der ungerechte Vorwurf, daß diese arbeitsfeindliche Predigt innerhalb ihrer Kreise mit schärfstem Nachdruck verkündet werde, ihr die Herzen entfremdete.

Kann eine Religion wahr und gut sein, welche den unentbehrlichen Kulturträger, die Arbeit, vernachlässigt, befeindet und aus den Reihen ihrer vollkommenen Anhänger gänzlich verweist? Ist der Christ, wie Luther sagt, ganz und gar Passivus, der nur leidet, kann dann das Christentum die Religion der Völker bleiben, wo die Zeitverhältnisse alle Kräfte zur Arbeit rufen und nur die energische Tat bei hochschwellender Bevölkerungsflut hoffen darf, den Nationen Heil zu bringen und die Menschheit auf der Höhe ihrer kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften zu schützen?

Beide Fragen hätten mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden müssen, wenn die Vorwürfe der Gegner zu Recht beständen.

Und mit Grund erhöbe man Bedenken, ob Christus der göttliche Heiland aller Menschen sein könne, wenn er für Tun und Leben des größten Teiles der Adamskinder kein Verständnis und keine Liebe zeigte. Nun aber, wo ein Gang durch die Evangelien und die Heilige Schrift überhaupt den Nachweis erbrachte, daß von einer Arbeitsfeindschaft der Lehre Jesu keine Rede sein kann, daß im Gegenteil der Geist der Sittenlehre Jesu eben das Werk und den Erfolg der Arbeit aufs kräftigste schützt, fragt der Apologet, ob nicht vielmehr das Arbeitsevangelium des Herrn geeignet sei, die Person und Lehre Christi in erhabener Größe erscheinen zu lassen.

Die innere Wahrheit der Lehre, ihre Übereinstimmung mit dem Naturgesetze, die Schwierigkeit, diese Regeln zu finden, erheben die Arbeitspredigt Christi über den Rang eines negativen Kriteriums zu positivem Zeugnis empor[1].

Ein neuerer Apologet[2] des Christentums will eben in der Lehre von der sittlichen Verdienstlichkeit der Armut, in der Abmahnung von zu großen irdischen Sorgen, von zu großer Liebe zum Reichtum ein Kriterium der Gotteswürdigkeit des Neuen Testamentes finden.

---

[1] Vgl. Wilmers, De religione revelata (Regensburg 1897) 113.

[2] Ottiger, Theologia fundamentalis I (Freiburg 1897) 611.

Mit gleicher Schlußfolgerung ist ihm nach Merz[1] ein deutscher Philosoph vorangegangen. „Schelling in seiner Philosophie der Offenbarung meint einmal, solche Sätze, welche selbst die verneinendsten Geister als ewig goldenen Kern und Stern des Christentums stehen lassen, wie z. B. liebe deine Feinde, segne, die dir fluchen, werde arm, um viele reich zu machen, streiten so offenbar mit der gewöhnlichen Vernunft, daß sie ohne eine höhere Erleuchtung, ohne eine Offenbarung nimmermehr einleuchten würden." Es weht ein Geist aus diesen Stellen der Lehre Jesu, der nicht von dieser Welt ist, wo die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens die Herrschaft innehaben[2]. „‚Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.' Das ist die frohe Botschaft, das Evangelium, welches aus keiner Philosophie abgeleitet werden kann, so zahlreich auch die natürlichen Voraussetzungen der gemeinsamen Vernunft sein mögen."[3] Und das Ausgezeichnete, dem menschlichen Gebaren Widersprechende dieser Lehre der Armut tritt um so mehr hervor, als Christus mit der Predigt der Armut die Predigt der Arbeit verband.

Die Geschichte des menschlichen Lebens lehrt zwar, daß eben aus der Verbindung des Geistes der Armut und der Arbeit der Wohlstand der menschlichen Gesellschaft ersprießt, nicht ein Wohlstand, der wenige mit schwelgerischem Luxus überhäuft, die Menge aber in Not darben läßt, sondern ein Wohlstand, der seinen Segen über das ganze Volk ergießt und jedem Teilnahme eröffnet, der mit gutem Willen seine Kräfte in den Dienst der Gesellschaft stellt. Allein diese Lehre der Geschichte kann die Frage nicht verstummen machen: Woher schöpfte Jesus die tiefe Erkenntnis des wirtschaftlich so förderlichen Zusammenhanges, der zwischen dem Geist der Armut und der Arbeit besteht?

Bis zum dreißigsten Lebensjahre Jesu hatte das kleine Landstädtchen Nazareth die Beobachtungssphäre desselben in seine Grenzen

---

[1] Armut und Christentum 33. Vgl. v. Schelling, Sämtl. Werke, zweite Abt., IV (Stuttgart u. Augsburg 1858) 23.

[2] 1 Joh. 2, 16 [3] Schanz, Apologie II 346.

eingeschlossen. Nur die Pilgerfahrt nach Jerusalem machte eine Ausnahme. Auch saß er nicht zu den Füßen welt- und geschichtskundiger Lehrer, deren Wissenschaft ihm die Einsicht in die Gesetze des wirtschaftlichen Lebens hätte erschließen können. Der Volksgeist im damaligen Israel, mochte er auch die Arbeit schätzen, war voll des Wunsches nach irdischen Gütern. Das Buch Henoch ruft wohl den Fluch des Himmels über die Reichen herab, aber die Stimmung, welche diese Verwünschung gebar, ist die Verdrossenheit über den empfundenen Mangel des Reichtums beim Armen. „Die Atmosphäre des Judentums zur Zeit des Herrn ist schwanger von Haß und Neid."[1] Die Gier nach irdischen Gütern und Genüssen verlieh selbst den Zukunftshoffnungen des jüdischen Volkes ihr eigentümliches Gepräge. „Reichtum und Wohlstand gehören zu der Wonne der messianischen Zeit."[2]

Man kann auch nicht sagen, daß der Herr selbst durch das Studium des Volkslebens die tiefsten wirtschaftlichen Grundsätze zu erkennen gesucht habe. Während der Dauer der öffentlichen Wirksamkeit als Lehrer des Volkes beschäftigte er sich kaum mit den irdischen Angelegenheiten der Menschen. „Wer hat mich zum Richter über euch gesetzt?" lautet die Ablehnung Jesu, als man ihn in einem Erbstreit zum Schiedsrichter machen will. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", ist der Grundsatz, der während der ganzen öffentlichen Lehrtätigkeit ihn leitete. Trotz dieser Abkehr seines Geistes vom Irdischen, trotz des Mangels der Belehrung durch Männer des Wissens, inmitten einer nach Erdengut dürstenden Gesellschaft verkündet der Stifter der christlichen Religion Lehrsätze voll der tiefsten wirtschaftlichen Weisheit, welche zunächst wie ein winziges Senfkorn in den Garten der Menschheit fielen, bald aber mit frischer Kraft emporsproßten, immer mächtiger sich entfalteten, die kommenden Jahrhunderte unter den Schatten ihrer Regeln stellten und, so oft auch der Versuch gemacht wurde, von ihnen sich loszusagen, immer wieder den Triumph erlebten, daß die Völker zu ihren Pfaden zurückkehrten und Heilung von ihren Verirrungen fanden. Da erinnert man sich

---

[1] Rogge, Der irdische Besitz 33 f. [2] Ebd.

gern der Worte eines großen Apologeten der Vorzeit, der im Anschluß an Is. 2, 4 die Sätze niederschrieb: „Ist das nicht unglaublich, daß auch jetzt die Barbaren mit ihrem angeborenen wilden Charakter, da sie noch eben bei den Götzen opfern, gegeneinander rasen und ohne Schwertstreich es nicht eine Stunde lang aushalten können; wenn sie aber die Lehre Christi vernehmen, wenden sie sich sofort statt zum Krieg zum Landbau, statt die Hände mit dem Schwerte zu bewaffnen, strecken sie dieselben zum Gebete aus, und überhaupt statt miteinander Krieg zu führen, waffnen sie sich fortan gegen den Teufel und gegen die Dämonen, indem sie diese durch Enthaltsamkeit und Seelenstärke bekämpfen? Das aber ist ein Kennzeichen der Gottheit unseres Erlösers, daß die Menschen, was sie nicht im Götzendienst haben lernen können, von ihm gelernt haben."[1] „Die Überwindung der Naturanlagen nötigt nach Eusebius zum Bekenntnis, daß ein fremdartiges, göttliches Wesen ins Leben eingegriffen habe, wodurch allein und zum erstenmal Erfolge erzielt worden sind, von denen die Geschichte der Menschheit sonst auf keinem Blatte erzählt."[2]

Seit diese Männer ihre Werke geschrieben haben, sind weite Länder mit ihren Völkern und Sitten in den Gesichtskreis des Beschauers gerückt, welche damals noch unbekannt waren, und haben vom geistigen Ringen und Können der Menschheit uns umfassende Kunde gegeben. Die Lehre Jesu schaut in ihrer Entfaltung auf fast zwei Jahrtausende zurück. Aber die großen Religionsstifter der Vergangenheit haben durch einseitige Auffassung der Armut, wie sie im Buddhismus, im Ebionitismus und Manichäismus zutage trat, durch die Mißachtung, in welche die Arbeit in Konsequenz ihrer Lehre geriet, eben für die einzigartige Stellung Christi in der Geschichte der die menschliche Wirtschaft beherrschenden Sittenlehre

---

[1] Athanas., De incarnat. Verb. c. 52; vgl. c. 50 (Migne 25, 188; vgl. 186). Seitz, Die Apologie des Christentums bei den Griechen des 4. u. 5. Jahrh. (Würzburg 1895) 278.

[2] Euseb., Dem. ev. 3, 6 (Migne 22, 222 ff.). Siehe Seitz a. a. O. Faulhaber, Die griechischen Apologeten der klassischen Väterzeit: I. Eusebius (Würzburg 1896) 130 ff.

Zeugnis ablegen müssen. Der Lauf der Jahrhunderte blieb ebenfalls eine Kette von Zeugnissen für den unvergleichlichen Segen des Christentums für das Gedeihen des Volkes durch die Heiligung der Arbeit.

Die Prämissen, aus welchen die genannten Apologeten des christlichen Altertums ihren Schluß auf die übernatürliche, göttliche Würde der Person Jesu Christi zogen, stehen aufrecht bis zur Stunde, gestützt durch die Lehren der allum entrollten Geschichte der Menschheit. Sollen wir mit ähnlicher Folgerung zurückhalten? Nein, auch wir gelangen zu diesem Schlusse: Die ganze Arbeitslehre Jesu zusamt seiner Stellung zu Reichtum und Armut zeigt uns die Person des Stifters der christlichen Religion im Glanze so erhabener Weisheit und Geistestiefe, so klarer Lauterkeit des Charakters, so reinen, ideal-sittlichen Strebens, daß wir gläubig seinen Worten lauschen, wenn er sich in entscheidender Stunde den Sohn Gottes nennt. Freudig begrüßen wir im Hinblick auf die Arbeitslehre zugleich in der katholischen Kirche die treue Bewahrerin seines göttlichen Geistes. Vom Standpunkte dieses Kriteriums der christlichen Offenbarung, der Harmonie mit den Gesetzen einer gesunden Entwicklung des Kultur- und Arbeitslebens, schaut der Blick auch hoffnungsfreudig in die Zukunft der Kirche Christi. Auf die Frage, ob das Christentum befähigt sein werde, die Religion der kommenden Gesellschaft zu bleiben, bemerkt Sombart[1]: „Ob das Christentum diese Anpassungsfähigkeit besitzt, wage ich nicht zu entscheiden. Immerhin spricht dafür, daß es ihm gelungen ist, die Religion ebenso des dekadenten Roms wie der jugendfrischen Germanen, des Feudalismus wie des Städtetums zu bilden." Die in der Vergangenheit bewährte Kraft der christlichen Gedankenwelt nährt kühnere Hoffnung. Wie diese die Völker und Verhältnisse der hingeschwundenen Jahrhunderte nach ihrem Geist gestaltete, nicht sich ihnen anschmiegte, so wird der Geist des Erlösers auch die Zukunft beherrschen und ihr unter Wahrung der bisher geschaffenen naturgemäßen Institutionen sein Gepräge aufdrücken. So erhabenen Fluges der Geist des Evan-

[1] Bourgeois 71.

geliums zur Gotteshöhe sich erhebt, ebenso sicher erfaßt er die natürlichen Verhältnisse des Menschenlebens, um sie nie mehr aus seiner liebreichen Herrschaft zu entlassen. Man darf wohl sagen: Ist es die Aufgabe der Apologie, den Angriffen auf die christliche Wahrheit mit den Mitteln philosophischen, naturwissenschaftlichen und historischen Wissens entgegenzutreten, so reiht die Darlegung der Arbeitslehre des Evangeliums sich mit Zuversicht unter die Verteidiger des christlichen Glaubens. Aber auch in der christlichen Apologetik hofft sie eine Stelle zu finden, indem die Arbeitslehre Christi in ihrer schlichten Größe und wirtschaftlichen Segensfülle beanspruchen darf, zu den inneren Kriterien der Gotteswürdigkeit des Evangeliums zu zählen.

Register.

BS 678 .W37	746423 Weber Evangelium & Arbeit

2 29542

